

# Viehzüchter – Dorfpolitiker und Emigranten



## Wirtschaft und Bevölkerung des Bündner Bergtals Tujetsch um die Mitte des 19. Jahrhunderts

Lizentiatsarbeit  
am historischen Seminar der Universität Zürich  
Prof. Dr. R. v. Albertini

vorgelegt von  
**Guido Decurtins**

Zürich, Februar 1986

## INHALTSVERZEICHNIS

1. EINLEITUNG	1
1.1 PROBLEMSTELLUNG	1
1.2 METHODE, QUELLENLAGE UND LITERATUR	4
1.3 UNTERSUCHUNGSGEBIET UND BEVOELKERUNGSENTWICKLUNG	7
1.4 MERKMALE DER POLITISCHEN ENTWICKLUNG	10
1.5 SIEDLUNGSVERÄNDERUNGEN: VOM EINHOF ZUM DORF	16
2. DIE LANDWIRTSCHAFT	22
2.1 DAS BÄUERLICHE ARBEITSJAHR	22
2.1.1 Die Talstufe	25
2.1.2 Die Maiensässstufe	26
2.1.3 Die Alpstufe	28
2.2 DIE SOZIALE ORGANISATION DER ARBEIT	30
2.3 VERÄNDERUNGEN DER EIGENTUMS- UND NUTZUNGSFORMEN	35
2.3.1 Die Alpwirtschaft	35
2.3.2 Die Weide und der Wald	39
2.3.3 Die Gemeinatzung	44
2.4 DIE PRIVATEN GUETER	47
2.4.1 Der Grundbesitz	47
2.4.2 Die Vererbung	51
2.4.3 Der Bodenmarkt	55
2.5 DIE LANDWIRTSCHAFTLICHE PRODUKTION	62
2.5.1 Die Subsistenzwirtschaft	63
2.5.2 Der Ackerbau	65
2.5.3 Die Milchwirtschaft	69
2.5.4 Die Viehzucht	72
2.6 HANDEL UND GEWERBE	79
2.6.1 Der Ausbau der Strassen	79
2.6.2 Das Handwerk	81
3. DIE BEVOELKERUNG	85
3.1 DIE UNGLEICHE GESELLSCHAFT	85
3.1.1 Die soziale Schichtung	86
3.1.2 Verschuldung und ökonomische Abhängigkeit	90
3.1.3 Die Geldgeber	96

3.2	DIE DORFPOLITIK	100
3.2.1	Die Verteilung der Macht	100
3.2.2	Die "Unterschicht"	106
3.3	DIE BEVOELKERUNGSENTWICKLUNG	114
3.3.1	Die langfristige Entwicklung	114
3.3.2	Die Ehe	121
3.3.3	Kinder und Familie	126
3.3.4	Der Tod	131
3.4	DIE AUSWANDERUNG	136
3.4.1	Söldner und Schwabengänger	138
3.4.2	Die "americaners"	145
4.	ZUSAMMENFASSUNG	152
5.	QUELLEN- UND LITERATURVERZEICHNIS	155
5.1	HANDSCHRIFTLICHE QUELLEN	155
5.2	GEDRUCKTE QUELLEN	156
5.3	LITERATUR	157

#### VERZEICHNIS DER ABBILDUNGEN UND TABELLEN

##### Abbildungen:

1)	Die geographische Lage des Tavetschs	7
2)	Bevölkerungsentwicklung im Tavetsch 1730 - 1900	9
3)	Das Gemeindegebiet Tavetsch	15
4)	Dorfsiedlung: Rueras 1940	19
5)	Die Nutzzonen	24
6)	Die Verteilung der Landparzellen	49
7)	Kauf- und Tauschverträge 1840 - 1870	55
8)	Bodenmarkt, Eheschliessungen und Todesfälle von 1840 - 1870	57
9)	Kühe und Rinder 1800 - 1886	73
10)	Verschuldung und Bodenmarkt 1840 - 1860	93
11)	Bevölkerungsentwicklung in 5 Ort- und Talschaften der Cadi im 19. Jh.	115
12)	Jährliche Zahl der Taufen, Eheschliessungen und Todesfälle 1770 - 1880	117
13)	Zahl der Taufen und Todesfälle 1770 - 1880	118
14)	Jahreszeitliche Verteilung der Konzeptionen und Taufen 1770/1820, 1820/1880	127
15)	Haushaltsgrössen 1768, 1791, 1850	129
16)	Jahreszeitliche Verteilung der Begräbnisse 1770/1820, 1830/1870	134
17)	Amerikaauswanderung 1850 - 1910	145

Tabellen:

1)	Eheschliessungen und Erbschaftsregelungen 1840 - 1870	52
2)	Vermögen und Schulden von ledigen und verheirateten Auswanderern	53
3)	Landverkäufe mit und ohne Gebäudeanteile	56
4)	Bodenpreise von 1840 - 1870 (Nominalwert)	59
5)	Preisentwicklung von 1840 - 1870	60
6)	Viehbestand pro Haushalt 1866	76
7)	Schichtung: Viehbesitz 1864/65	86
8)	Schichtung: Vermögen 1861	88
9)	Verschuldung und Kredite 1840 - 1860	90
10)	Schuldbriefe 1840 - 1860	91
11)	Kredite 1840 - 1860	92
12)	Verschuldung bei Privaten, ca. 1800 - 1860	97
13)	Verteilung der Amtsstellen 1861	104
14)	Vermögen der "Unterschicht" 1864/65	108
15)	Nichtbürger im Tavetsch von 1835 - 1880	112
16)	Bevölkerungsentwicklung Tavetsch von 1718 - 1900: Volkszählungen	114
17)	Bevölkerungsentwicklung 1770 - 1880: Taufen, Sterbefälle und Eheschliessungen auf 1'000 Einwohner	119
18)	Wanderungsbilanz 1768 - 1880	120
19)	Im Tavetsch geschlossene Ehen 1770/1815 und 1840/79	123
20)	Heiratsalter 1839/80 (Erstehen)	124
21)	Familiengrösse 1768, 1791, 1850	128
22)	Haushaltsformen 1768, 1791, 1850	130
23)	Kindersterblichkeit 1837 - 1870	131
24)	Arbeitsorte der Tavetscher 1835, 1848	140
25)	"Reisegeld" der Amerikaauswanderer 1850 - 1870 (geschätzt)	147

## 1. EINLEITUNG

### 1.1 PROBLEMSTELLUNG

Ziel dieser Arbeit ist die Analyse der wirtschaftlichen und sozialen Strukturen des Bündner Bergtales Tavetsch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. In diesem Zeitraum fanden in Graubünden verschiedene Wandlungsprozesse statt, welche die Voraussetzungen für die Kantonsbildung um die Jahrhundertmitte und die Modernisierung der Wirtschaft schufen.

Nach dem Vorbild des Mittellandes wurden Agrarreformen in Angriff genommen, welche auf den vollständigen Einbezug der wirtschaftlichen Produktion in ein markt- und kapitalorientiertes System abzielten.

Die Beseitigung der herrschaftlichen Abhängigkeitsbeziehungen und die Ablösung der Feudallasten, zwei grundlegende, im Mittelland während des 18. Jh. durchgeführte Reformen, hatte in Graubünden bereits im Mittelalter und in der frühen Neuzeit stattgefunden. An die Stelle herrschaftlicher Bindungen traten nun in vielen Bergtälern genossenschaftliche. Sie prägten die Ausformung der politischen und sozioökonomischen Strukturen und bestimmten in umfassender Weise die Lebensart der Bergbauern.

Das beharrliche Festhalten an den traditionellen Besitz- und Produktionsformen geriet im 19. Jh. in zunehmenden Widerspruch zu den politischen und wirtschaftlichen Vorgängen. Die weitgehenden politischen Rechte der beinahe autonomen Bündner Gemeinden wurden durch die Zentralisation der Verwaltung beschnitten. Im wirtschaftlichen Sektor resultierte aus der umfassenden Marktintegration eine Spezialisierung der Agrarproduktion und damit die vollständige Aufgabe der Subsistenzwirtschaft.

Zeitpunkt, Ablauf und Intensität dieser Vorgänge waren allerdings von Tal zu Tal, oft gar von Ortschaft zu Ortschaft verschieden. Sie hingen letzten Endes von der Innovationsfähigkeit erstarrter Strukturen ab und spiegelten in ihrer Verschiedenheit die Vielfalt der rechtlichen, politischen, wirtschaftlichen und sozialen Formen.

Am Beispiel des Tavetsch - der Name bezeichnet das Tal und die neun Ortschaften umfassende Gemeinde - soll eine Region mit einer ausgesprochen traditionellen Wirtschafts- und Sozialstruktur untersucht werden. In diesem geographisch und wirtschaftlich isolierten Hochtal konnten sich die genossenschaftlichen Bindungen länger als anderswo erhalten. Eines der beiden Erkenntnisziele der

vorliegender Arbeit geht deshalb der Frage nach, welches die Ursprünge dieser beharrenden Kräfte waren und in welcher Form sie sich in der dörflichen Gesellschaft äusserten.

Um die Jahrhundertmitte deuteten erste Auflösungserscheinungen das Ende der alten Lebens- und Arbeitsformen an. Der zweite Themakreis beinhaltet deshalb die Frage nach den Wandlungsprozessen und deren Folgen.

Beide Fragestellungen implizieren den Versuch, verschiedenste Aspekte einer bergbäuerlichen Gesellschaft, ihrer Wirtschaft und Politik miteinander zu verknüpfen. Die Zusammenhänge sind äusserst komplex; der formale Aufbau der Untersuchung verlangt aber öfters die Trennung direkter Bezüge - Wiederholungen werden deshalb nicht zu vermeiden sein.

Im ersten, einleitenden Kapitel sollen die Linien politischer und wirtschaftlicher Veränderungen seit dem Mittelalter dargestellt werden. Es wird nach den Zusammenhängen gefragt, die zwischen der rechtlichen und später auch wirtschaftlichen Ablösung der Tavetscher Bauern vom Feudalherren, dem Kloster Disentis, und den veränderten Besitz- und Siedlungsformen bestanden. Die Siedlungskonzentration steht dabei im Vordergrund der Betrachtung.

Geographische und klimatische Voraussetzungen der Alpwirtschaft, das bäuerliche Arbeitsjahr und die soziale Organisation der Produktion werden im ersten Abschnitt des Wirtschaftskapitels zur Sprache kommen.

Die Bodenbesitzverhältnisse, auf die in den folgenden Kapiteln eingegangen werden soll, stellten die grundlegenden strukturellen Voraussetzungen bergbäuerlichen Wirtschaftens dar. Die Gemeindegüter - Alpen, Wälder und Allmend - wurden genossenschaftlich genutzt, wobei das Nutzungsrecht auf dem Besitz von Privatland basierte. Zu den angestrebten Agrarreformen des 19. Jahrhunderts in Graubünden gehörte wie im Mittelland in erster Linie die Privatisierung des ausgedehnten Gemeindebesitzes und die Aufhebung des gemeinsamen Weidanges (Gemeinatzung). Es wird zu untersuchen sein, inwieweit diese Veränderungen auch im Tavetsch einem Bedürfnis und der Realität entsprachen. Den Mechanismen, welche die Verteilung des knapp bemessenen Privatlandes bestimmten, kam in verschiedener Hinsicht grosse Bedeutung zu. Welchen Einfluss übte die Erbteilung auf die Besitzformen aus? Wie reagierte der Bodenmarkt auf die wirtschaftlichen Vorgänge?

Schliesslich folgt die quantitative Beschreibung der agrarischen Produktion. Es wird nach den Konsequenzen im Subsistenzcharakter der Tavetscher Wirtschaft gefragt, die aus einer zunehmenden Spezialisierung auf Viehzucht resultieren mussten. Im letzten Abschnitt des zweiten Kapitels werden die überregionalen Verbesserungen der Verkehrs- und Transportverhältnisse erwähnt und die Frage gestellt, ob sich dadurch für die Erwerbssituation der Tavetscher etwas geändert hat.

Im dritten Kapitel sollen die konkreten Ausformungen der wirtschaftlichen Verhältnisse in der dörflichen Gesellschaft, in den einzelnen Sozialgruppen, in der Familie dargestellt werden.

Die ungleiche Verteilung des Besitzes wird besonders in der Verschuldung deutlich. Wie hingen Hypothekarverschuldung und konjunkturelle Veränderungen zusammen? Wer profitierte von den finanziellen Möglichkeiten, die durch die kapitalistische Wirtschaftsweise geschaffen wurden?

Die traditionellen Formen sozietales Beziehungen wurden durch die politischen Prozesse, welche die Zentralisation der Regierungsgewalt anstrebten, wie die wirtschaftlichen Strukturen um die Jahrhundertmitte erschüttert. In diesem Zusammenhang stellt sich die Frage nach den Grundlagen der lokalen Machtverteilung und den - noch - gebräuchlichen Instrumenten politischer und juridikativer Machtausübung.

Schliesslich soll die Situation der Unterprivilegierten, der Armen und der Nicht-Bürger, untersucht werden. Der wirtschaftliche Rückstand Graubündens hatte, wie im Mittelland die Industrialisierung, zu einer Zunahme der Bettler, der Heimatlosen und Vagabunden geführt. Welcher Zusammenhang bestand zwischen der Pauperisierung und dem Festhalten an den traditionellen Rechten? Wie wurden die Armen unterstützt?

Der dritte Abschnitt behandelt die demographischen Aspekte der Tavetscher Bevölkerung. Zu- und Abnahme der Bevölkerungszahlen standen in direktem Zusammenhang mit den oben beschriebenen Vorgängen.

Geburt, Ehe und Tod waren Massstab konjunktureller Schwankungen. Wie eng war nun die gegenseitige Beeinflussung demographischer und sozioökonomischer Faktoren des 19. Jahrhunderts gegenüber dem vorangegangenen Jahrhundert? Wie wirkte sich etwa die Stabilisierung der Versorgungslage auf das demographische Verhalten aus?

Im letzten Kapitel wird schliesslich nach den Auswirkungen einer zunehmenden Belastung des wirtschaftlichen und sozialen Gefüges gefragt. Die Suche nach den Gründen, die zur temporären und zur permanenten Auswanderung geführt haben, beinhaltet aber auch Aspekte, welche über die Verhältnisse des Bergtales hinausweisen.

## 1.2 METHODE, QUELLENLAGE UND LITERATUR

Der Versuch, die soziale, ökonomische und politische Geschichte einer Gemeinde im 19. Jahrhundert darzustellen, beinhaltet heute auch das Bestreben, möglichst umfangreiche und mathematisierbare Daten einer Interpretation zu Grunde zu legen. Die Generalisierbarkeit der Ergebnisse erst ermöglicht den Vergleich mit andern (Berg)-Regionen, und aus der lokalen Geschichte wird ein Bestandteil überregionaler Vorgänge und Zusammenhänge.

Tavetsch ist durch seine isolierte Lage, seine ausschliesslich auf Landwirtschaft ausgerichtete Erwerbsstruktur und seine geschlossene Gesellschaftsform ein Einzelfall - vielleicht, im 19. Jahrhundert, auch ein Sonderfall. Die Erhaltung traditioneller Strukturen über die Jahrhundertmitte hinaus ermöglicht aber durch die Zunahme statistisch auswertbarer Quellen eine quantitative Erfassung der "alten" Bauerngesellschaft. Die Koinzidenz ist augenfällig: Verschiedene statistische Quellen setzten erst zu einem Zeitpunkt ein, da die Anzeichen des oben skizzierten Wandlungsprozesses sich häuften. So weit möglich soll deshalb in der vorliegenden Arbeit die deskriptive Darstellung mit quantitativen Analysen ergänzt werden.

Die Quellen wurden in der Regel in romanischer Sprache verfasst. Um das Lesen der Arbeit nicht zu erschweren, habe ich die meisten Quellen ins Deutsche übersetzt, wobei der sprachliche Ausdruck hinter dem romanischen Original natürlich zurücksteht.



Die wichtigsten benützten Quellen aus dem Gemeindearchiv Sedrun waren:

- die Gemeinde- und Alpdordnungen. Sie enthalten sämtliche Vorschriften zur Organisation der landwirtschaftlichen Arbeit und zur Verwaltung der Gemeindegüter, und sie geben Hinweise auf die öffentliche und private Ordnung des Zusammenlebens.
- die Gemeindeprotokolle. Die Verhandlungen der Bürger auf dem Platz neben der Kirche wurden 1838 erstmals aufgezeichnet. Die stichwortartige Wiedergabe der Verhandlungen verbirgt oft vorhandene Konflikte, die Interpretation verlangt deshalb "intuitives" Vorgehen.
- Grundpfandverzeichnisse und Verkaufsprotokollbücher. 1839 wurden alle an verschiedenen Orten notierten Grundpfandangaben revidiert und in einem Buch festgehalten. Die Auswertung dieser Quelle wurde nur bis 1860 vorgenommen, da danach durch eine erneute Revision die Verhältnisse undurchschaubar wurden.  
Bodentransaktionen mussten ebenfalls seit 1840 in einem vom Dorfschreiber geführten Buch protokolliert werden. Ihre Bearbeitung ist äusserst mühsam, da der Aussagewert der seitenlangen Ausführungen oft gering ist.
- die Kirchenbücher und die Seelenbeschreibungen (status animarum). Die leider allzuoft Lücken aufweisende Registrierung der Taufen, Eheschliessungen und Begräbnisse wurde von 1770 an systematisch ausgewertet. Die wertvollen "status animarum" ermöglichten den Vergleich der Bevölkerungszahlen und Familienstrukturen mit den überregionalen Volkszählungen von 1835, 1850 und den eidgenössischen ab 1860.

Die Gesetze der Gerichtsgemeinde und des Grauen Bundes und die Aufzeichnungen der Gerichtsverhandlungen finden sich im Kreisarchiv Disentis. Die zuweilen ausführlich protokollierten Aussagen der Angeklagten besitzen für das Verständnis der damaligen Zeit überaus grossen Wert.

Gesetze und Verordnungen können das Bild der wirklichen Zustände auch verfälschen, indem in ihnen die alltäglichen, die "normalen" Geschehnisse des Bergbauernlebens nicht enthalten sind. Die romanischen Zeitungen, die 1836 erstmals erschienen, bringen zwar umfangreiche Kommentare zum politischen und wirtschaftlichen Geschehen, der Informationsgehalt ist aber oft gering.

Dieser Mangel wird durch verschiedene literarische Arbeiten behoben. Allen voran steht die ausführliche Beschreibung des Tales und seiner Bewohner durch den vielseitigen Pater Placi a Spescha aus dem Jahre 1805. Als Anhänger der französischen Aufklärung und der physiokratischen Bewegung ging es a Spescha nicht zuletzt um die systematische Analyse veralteter Strukturen und die Formulierung von Reformvorschlägen.

Eine mehr romantisierende Sicht der bäuerlichen Lebensweise vertrat etwa 100 Jahre später Pater Baseli Berther in seinen Schriften. Der gebürtige Tavetscher sammelte daneben unermüdlich Material über die grossen und kleinen Vorfälle in seinem Heimattal.

Davon profitierten in den 30er und 40er Jahren W. Leemann in seiner Dissertation zur Geographie und Wirtschaft im 20. Jahrhundert und dann besonders G. Gadola. Der rührige Professor an der Kantonsschule Chur schrieb eine kaum überblickbare Anzahl von Aufsätzen, Essays und Romane zum Bauernleben im Bündner Vorderrheintal. Um Aktualität seines Werkes bemüht - das meiste erschien in dem von ihm gegründeten Bauernkalender -, schuf Gadola immer wieder Parallelen zwischen den schweren Kriegsjahren des 20. Jh. und den Krisen des 19. Jh. - Parallelen, die oft eine klare Trennung von Dichtung und Wahrheit vermissen lassen.

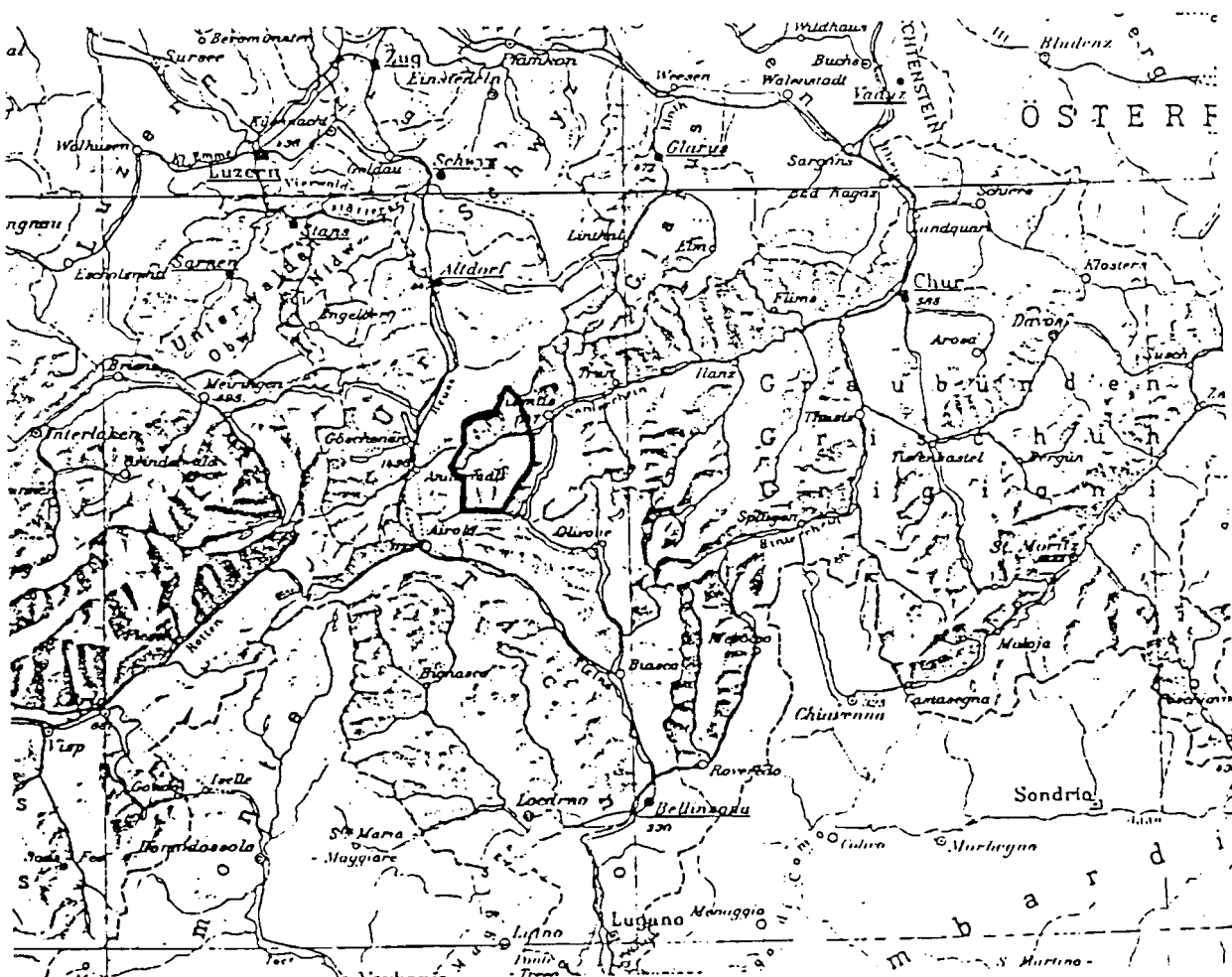
Von den neueren Untersuchungen, die nach Jürg Biemann "unter Berücksichtigung aller einwirkenden Faktoren eine getreue Schilderung der damaligen Zustände" beabsichtigen, wurden diejenigen zu Vergleichszwecken benützt, welche die nähere Alpenregion beschreiben: J. Biemann zum Kanton Uri, Poncioni und Peyer zur Ortschaft Aquila im Bleniotal und v.a. J. Mathieu zum Unterengadin. Einen allgemeinen Einstieg in das Thema bietet J.A. von Sprechers "Kulturgeschichte der Drei Bünde im 18. Jahrhundert" und die Bündner Geschichte von F. Pieth.

Mit der Begrenzung des Untersuchungsgebiets auf eine Gemeinde ist der Versuch verbunden, sich einer "geschlossenen" bäuerlichen Gesellschaft von verschiedenen Seiten zu nähern. Durch die Verknüpfung einzelner Untersuchungsbereiche, wie landwirtschaftlicher Produktion, Besitzstruktur oder Bevölkerungsentwicklung, soll eine Annäherung an das bergbäuerliche Leben von "unten" erreicht werden.

Der Nachteil dieser thematischen Erweiterung liegt in der nicht ausreichenden Quellenlage. Viele Fragen können deshalb nur aufgeworfen, nicht aber beantwortet werden.

### 1.3 Untersuchungsgebiet und Bevölkerungsentwicklung

Abb.1: Die geographische Lage des Tavetschs



Das Tavetsch bildet die westliche Ecke des Kantons Graubünden. "Das Thal (..) ist als eine Fortsetzung des Vorderrhein- oder eigentlich des Sursälva-Thals, das bei Reichenau anfängt, zu betrachten", schrieb Pater a Spescha in seiner Einleitung zur Beschreibung des Tavetschertals.<sup>1</sup> Die Lage an der Ost-West-Transversalen Rhein-Rhone hatte jedoch seit dem Mittelalter wenig Bedeutung für die wirtschaftliche Entwicklung. Der Transitverkehr erfolgte ausschliesslich über die bei Disentis nach Süden abzweigende Lukmanierroute. Dieser Umstand machte aus der "Fortsetzung des Vorderrheintals" ein eigentliches Nebental, dessen Abgeschiedenheit durch den erschwerten Zugang noch betont wurde. Um von Chur aus in das Tal zu gelangen, wo der Chronist Sererhard im 18. Jahrhundert "den allerhöchsten Berg, der so zu sagen in der Welt zu finden" vermutet hatte,<sup>2</sup> mussten mehrere Höhenstufen überwunden werden. Die letzte, zwischen Disentis und Tavetsch, versperrte durch eine Schlucht den direkten Weg ins hochgelegene Bergtal. Von Westen (Andermatt) herkommend gelangte man über den Oberalppass ins Tavetsch, während im Norden über den Krüzlipass eine allerdings wenig benutzte Verbindung mit dem Urnertal bestand.

Die geographischen Gegebenheiten haben den Grenzen des Tavetschs ihre bis heute geltende Form gegeben: Im Süden, Westen und Norden fallen sie mit der Kantons- und der Wasserscheide zusammen, im Osten werden sie durch die erwähnte Schlucht bestimmt.

Das gesamte Gemeindegebiet umfasst eine Fläche von 133.9 km<sup>2</sup>; rund 40% des Bodens sind unproduktiv, weitere 40% sind Alpweiden.<sup>3</sup> Auf der linken, sonnenbestrahlten Talseite liegen die meisten Ortschaften: Bugnei, Sedrun/Gonda, Camischollas, Zarcuns, Rueras. Im hintersten Teil des Tales folgen die beiden Dörfer Selva und Tschamutt, auf der rechten Talseite schliesslich Surrein und Cavorgia.

Die Volksdichte betrug bei einer mittleren Bevölkerungszahl von 900 in der ersten Hälfte des 19. Jh. rund 8 Personen pro Quadratkilometer; auf das kultivierte Land bezogen stieg die Dichte allerdings auf 35.

Der Bevölkerungsdruck war während des 18. und 19. Jh. jedoch unterschiedlich stark ausgeprägt:

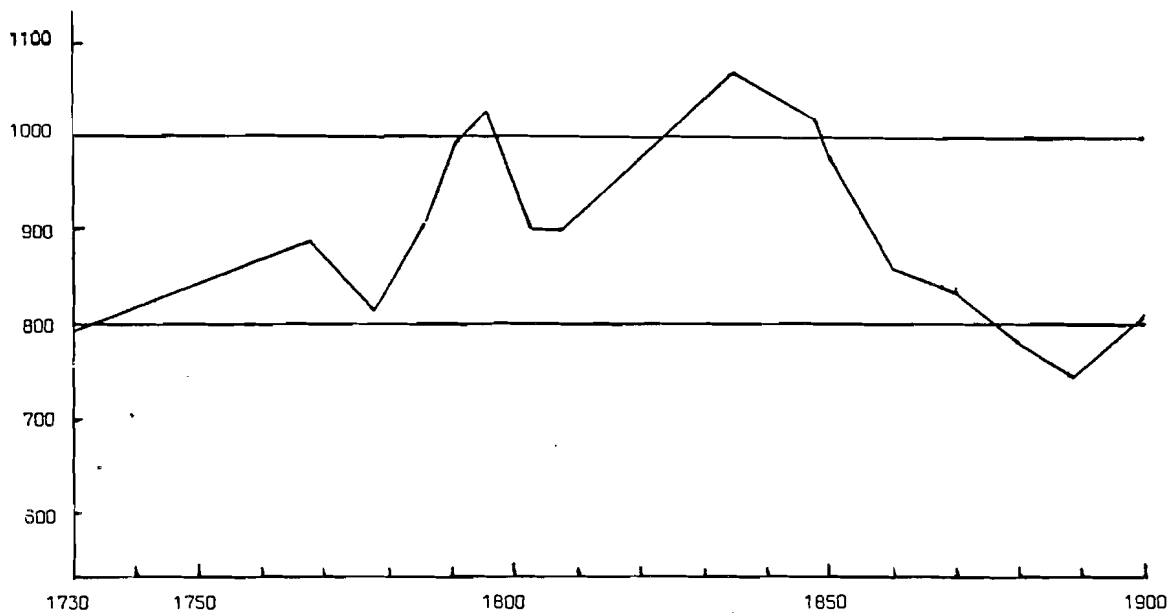
---

1) a Spescha, S. 199

2) Sererhard, S. 3

3) Quelle: Schweiz. Alpkataster 1914, in: Leemann, S.14

Abb.2: Bevölkerungsentwicklung im Tavetsch 1730 - 1900<sup>1</sup>



Seit der Mitte des 18. Jh. war die Bevölkerung des Tavetschs kontinuierlich angewachsen. Kurzfristige Einbrüche erlitt die Zunahme lediglich in den 70er Jahren des 18. Jh. und im ersten Jahrzehnt des 19. Jh.. Auf den in den 30er Jahren erreichten Höhepunkt folgte innerhalb von rund 50 Jahren ein drastischer Rückgang. Die Bevölkerungszahl fiel schliesslich unter den zu Beginn des 18. Jh. erreichten Stand. Seit der Jahrhundertwende ist die Bevölkerung wieder angewachsen. 1980 zählte man rund 1'500 Personen.

Die Bevölkerungsentwicklung zeigt gesamthaft gesehen einen dem übrigen Alpenraum nicht immer entsprechenden Verlauf. Besonders das deutliche Wachstum im 18. Jh. und der ausgeprägte Bevölkerungsverlust während des 19. Jh. weisen auf eine eigenständige Entwicklung hin.

Das zeitliche Zusammenfallen der in der Problemstellung skizzierten Wandlungsprozesse mit dem Rückgang der Bevölkerungszahlen ist frappant. Es kann als das eigentliche Merkmal des 19. Jh. bezeichnet werden.

<sup>1</sup>) Zu den Quellen vgl. S. 114

#### 1.4 MERKMALE DER POLITISCHEN ENTWICKLUNG

Die neun Dörfer der Talschaft bildeten im 19. Jh. die Nachbarschaft (Gemeinde) Tavetsch. Als Teil der Gerichtsgemeinde (Kreis) Cadi war die Entstehung und Ausbildung ihrer politischen Strukturen eng mit der Geschichte der Region verknüpft gewesen. Zwei Charakteristiken hatten diese geprägt: Die geopolitische Lage als westlichster Zipfel Graubündens und der Einfluss des benediktinischen Klosters in Disentis.

1803 war Graubünden als schweizerischer Kanton "auferstanden".<sup>1</sup> Doch die wichtigsten Einrichtungen des untergegangenen Freistaats der Drei Bünde blieben ein weiteres halbes Jahrhundert bestehen. Die Cadi hatte mit ihrer konservativen Politik wesentlichen Anteil daran. Die Frage nach den Ursachen und Folgen dieser Entwicklung gibt auch einen Einblick in die politische Kultur des Tavetschs.

Im Sommer des Jahres 1814 gedachte man in Disentis dem 1'200-jährigen Bestehen des Klosters. Dem Zeitpunkt der Feier kam eine besondere Bedeutung zu: Mit dem Ende einer äusserst bewegten Zeit unter napoleonischem Diktat verband sich der Wunsch nach einer Wiederherstellung vorrevolutionärer Zustände. Gleichzeitig stand eine neue Kantonsverfassung vor der Ausarbeitung, welche die konfessionellen Rechte der katholischen Minderheit nur ungenügend zu garantieren vermochte und zudem die politische Autonomie der Region bedrohte. Für Abt und Politiker also Grund genug, sich der engen Beziehungen zwischen Mönchen und Bauern zu erinnern.

Das Verhältnis war in der Vergangenheit allerdings mehr durch Konflikte als durch Gemeinsamkeiten geprägt worden. Die politisch-rechtliche Loslösung vom Kloster hatte bereits im 14. und 15. Jh. mit der Gründung bäuerlichen Genossenschaften eingesetzt. Hauptziel dieser Vereinigungen war die Koordination der sozialen und ökonomischen Bedürfnisse gewesen – Abwehr von Neusiedlern etwa, oder Erlangung der freien Erbleihe, oder auch Kampf gegen eine "übermächtige Natur". Der allmählichen Erstarkung dieser Organisationsformen stand im 15. und 16. Jh. die abnehmende politische Bedeutung des Klosters gegenüber. Es dauerte allerdings noch zwei Jahrhunderte, ehe mit der Verweigerung der Getreidezehnten auch die wirtschaftliche Dominanz der klösterlichen Herrschaft – eine besonders für den kleinen Bauern entscheidende Dominanz – gebrochen wurde.<sup>2</sup>

---

1) Vgl. Pieth, S. 330

2) Vgl. dazu Tomaschett 1954

Die wirtschaftliche und rechtliche Integration aller Bauern in die genossenschaftlichen Vereinigungen war Grundlage für den im 16. Jh. einsetzenden politischen Emanzipationsprozess. Die Nachbarschaften und die ihnen übergeordneten Gerichtsgemeinden erlangten in diesem Prozess einen äusserst weitgehenden eigenstaatlichen Charakter.

Im Gegensatz zum Gotteshaus- und Zehngerichtebund unterlagen die im Grauen Bund zusammengefassten Nachbarschaften allerdings gewissen Einschränkungen. Sie betrafen in erster Linie die Gestaltung einer gemeinsamen Gesetzesgrundlage und die Bildung eines Bundesgerichts.<sup>1</sup> Diese für die beinahe anarchischen Zustände im Freistaat geradezu zentralistische anmutende Tendenz äusserte sich auch in der politischen Struktur der Cadi, indem Teile der kommunalen Verwaltungen durch die Kompetenzen der Gerichtsgemeinde direkt tangiert wurden.<sup>2</sup>

Das zweite Charakteristikum des Freistaates, neben dieser mehr oder weniger ausgeprägten Souveränität der Nachbarschaften, kam in dem bereits erwähnten "Zehntenstreit" zum Ausdruck: Wenngleich der Konflikt zwischen Bauern und Kloster vom Unmut der Bauern über die wirtschaftliche Belastung getragen wurde, brach er erst nach dem politisch motivierten Eingreifen zweier rivalisierender Familien aus. Die beiden Familien - von Castelberg aus Disentis und de Latour aus Brigels - gehörten zum Kreis jener Bündner Geschlechter, welche seit dem 16. Jh. einen bedeutenden Machtzuwachs erlebt hatten. Er basierte in erster Linie auf der erfolgreichen Partizipation am wirtschaftlichen Aufschwung und festigte sich unter anderem auch mittels Aemterkauf. Den steigenden Kosten, die mit dem Zugang zu den höchsten politischen Aemtern verbunden waren, entsprach die Beschränkung der Anwärter auf wenige Familien - in der Cadi gehörten neben den genannten nur noch vier oder fünf zu dieser privilegierten Gruppe.<sup>3</sup>

Die heftigen Familien- und Parteienkämpfe, welche der Innenpolitik des Freistaates ihr Gepräge gaben, lassen sich zum Teil mit der Attraktivität gewisser Aemter erklären: Klare Trennlinien zwischen Exekutive, Legislative, Jurisdiktion und Verwaltung - das Merkmal des modernen Staates - bestanden nicht. "Da die Gemeinden weitgehend ein staatliches Eigenleben führten, kam dem Landamann (mistral) gleichsam die Funktion eines Regierungsoberhauptes zu."<sup>4</sup>

---

1) Vgl. Färber, S. 17 ff.

2) Sie äusserten sich in den "Kreisdekreten", von denen unter noch die Rede sein wird. Die Gerichtsgemeinde Cadi, dessen Gebiet den ehemaligen Klosterbesitz umfasste, setzte sich aus den folgenden Nachbarschaften zusammen: Disentis, Tavetsch, Sumvix, Trun und Medel/Brigels. Als umfang- und zahlenmässig grösste Gemeinde hatte sie Anrecht auf vier Gerichtsvertreter im Grauen Bund, gegenüber zwei, resp. einen der übrigen Gemeinden.

3) Vgl. Färber, S. 84; S. 102 ff.

4) Ders., S. 28

Das Ende des Freistaates der Drei Bünde hing nicht zuletzt mit der familien- und parteipolitischen Konstellation im Innern zusammen. Angesichts des drohenden Einmarsches der französischen Revolutionstruppen wandte man sich an das Kaiserreich als den Garanten für die Erhaltung der traditionellen politischen Ordnung.

Hinter der entschlossenen Parteinahme der politischen Führung der Cadi zugunsten Oesterreichs stand auch die Enttäuschung der Familie de Latour, welche die frankophilen Neigungen durch die Auflösung ihrer französischen Halbkompagnie verraten sah.<sup>1</sup>

Die Bevölkerung der Cadi, welcher Pater a Spescha eine "allgemeine Stimmung, keinem der Theile anzuhängen" zugebilligt hatte, erlitt die ersten Entbehrungen der Kriegszeit unter französischer Besatzung. Wenngleich später die österreichischen Soldaten keineswegs rücksichtsvoller waren, so prägten doch diese ersten Erfahrungen die Sympathien: "Die Franzosen waren dem Volk als Ungeheuer geschildert, als Menschen, die ohne Gewissen und ohne Glauben wären, folglich behandelt man sie wie Raubthiere."<sup>2</sup>

Die Folgen waren verheerend. Die Kämpfe, an denen sich die Tavetscher mit grossem Eifer beteiligten, forderten viele Verluste, die Bevölkerung wurde mehrmals ausgeplündert und zu Saumdiensten gezwungen, das Kloster wurde schliesslich von den Franzosen bis auf die Grundmauern niedergebrannt.

Mit der Wiederherstellung des Friedens begann der politische Kampf der Cadi um den Erhalt ihrer Privilegien und ihres Einflusses. Zur staatspolitischen Beschneidung durch die Zentralisation politischer und rechtlicher Kompetenzen, an der sich sämtliche Gerichtsgemeinden des alten Freistaates schwertaten, kam im katholischen Oberland die permanente Angst vor einer Beherrschung durch die reformierte Mehrheit.

Es war bezeichnend, dass die Verfassung von 1814 erst nach Erhalt einer Garantie der freien Religionsausübung angenommen wurde - und dies, obschon in der für die kommenden 40 Jahre gültigen Staatsordnung die beiden wichtigsten traditionellen Rechte erhalten blieben:<sup>3</sup> Die weitgehende Selbstverwaltung der Gerichtsgemeinden und Nachbarschaften und das Referendum, welches sämtliche Beschlüsse der Kantonsregierung von der Annahme durch die Nachbarschaften abhängig machte.<sup>4</sup>

---

1) Vgl. Collenberg, S. 19

2) a Spescha, S. 79 und 86

3) Collenberg, S. 48; Liver, S. 10

4) Vgl. Pieth, S. 370 ff.



Das Kloster hatte im Verlaufe der Mediationszeit seine letzten politischen Rechte abgeben müssen.<sup>1</sup> Durch die Konfiszierung der Veltliner Güter im Jahre 1797 und dem Klosterbrand zwei Jahre darauf stand es auch in wirtschaftlicher Hinsicht vor dem Ruin. Doch animiert von der europäischen Restaurationsbewegung stand die Politik der Aebte weiterhin im Zeichen anachronistischer Ambitionen: Noch 1825 bat Abt Huonder Kaiser Franz I. um die Erneuerung alter Herrschaftsrechte, wie Reichsfürstenstand, Münzrecht und Gerichtsbarkeit.<sup>2</sup>

Nur zehn Jahre später drohte die Aufhebung des hoch verschuldeten Klosters. Liberale katholische Politiker (wie Alois de Latour) wollten und konnten die Gefahr abwenden<sup>3</sup> - zu diesem Zeitpunkt ein Paradox und gleichzeitig ein Merkmal der politischen Kultur des Oberlandes.

Als Träger der katholischen Identität bestimmte der Einfluss des Klosters die reaktionären Strömungen der 30er und 40er Jahre; sogar latent vorhandene Sezessionsgedanken der Part Sura fanden nun neue Nahrung.<sup>4</sup> Einzig die schnelle Beendigung des Sonderbundskrieges vermochte - so der Historiker Friedrich Pieth - eine Eskalation der innerhalb der bündnerischen Parteien bis zum äussersten gespannten Lage zu verhindern.<sup>5</sup>

Vor diesem Hintergrund war die beinahe einhellige Annahme der Bundesverfassung 1848 doch eine Ueberraschung. Von den Nachbarschaften der Cadi stimmten einzig Brigels, das noch immer unter dem Einfluss des Mitbürgers P.A. de Latour stand, und das Tavetsch dagegen.<sup>6</sup> Hier begründete man die Ablehnung mit den ungenügenden Garantien der Religionsfreiheit,<sup>7</sup> - eine Erklärung, die in ihrer konservativen Haltung die liberale Tendenz der surselvischen Politik seit den 40er Jahren Lügen strafte und den unverminderten Einfluss des Klosters bestätigte.

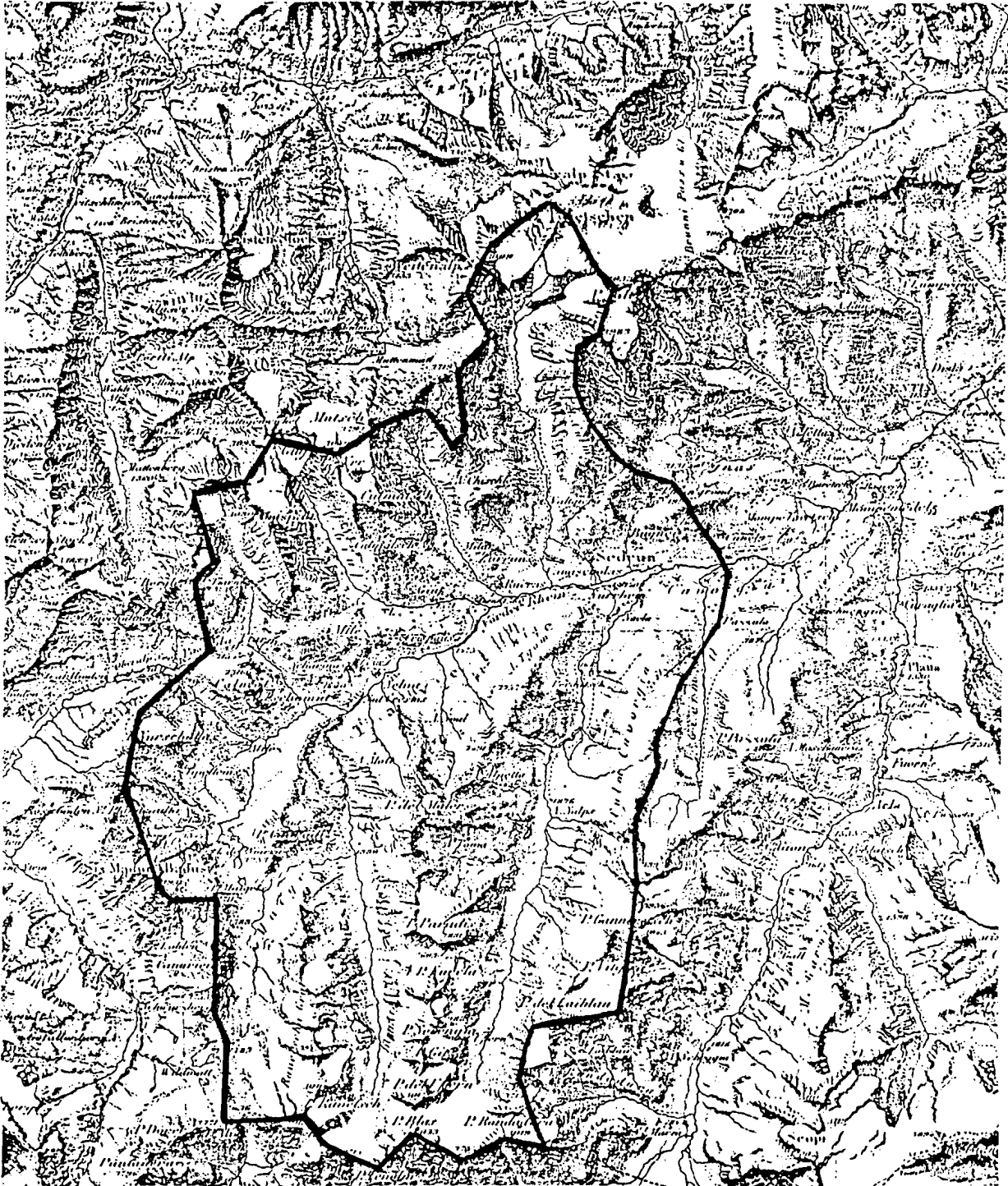
- 
- 1) Bis dahin hatte der Abt das Recht, abwechselungsweise mit den beiden Hauptherren des Grauen Bundes, dem Herrn von Rhäzuns und dem Haupt von Sax, drei Kandidaten für das Landrichteramt vorzuschlagen; ausserdem konnte er an der Landsgemeinde (cumin) unabhängig von der tatsächlichen Anzahl der im Kloster anwesenden Mönche dreissig Stimmen stellen. (Vgl. Müller 1971, S. 184 und Färber, S. 98).
  - 2) Müller 1971, S. 185. Für Iso Müller, der die Klostersgeschichte geschrieben hat, gibt es keine unfähigen Aebte. Gebärdete sich einer als Politiker und Fürst, "stärkt er die unabhängige Stellung gegen aussen", versagte einer als Politiker, so kam ihm der Verdienst eines "frommen asketischen Lebensstils" mit Vorbildwirkung zu. (Vgl. Müller 1971, S. 183, resp. S. 173).
  - 3) Ders., S. 194 ff.; ebenso Collenberg, S. 119 ff.
  - 4) Vgl. Collenberg, S. 59; Pieth, S. 432. Ueber die Oberalp wurden enge Kontakte zu den Sonderbündischen gepflegt; man versuchte, ein bewaffnetes Eirmischen des Kantons auf Seiten der Tag-satzungstruppen zu verhindern und widersetzte sich erfolgreich den militärischen Anordnungen des Kleinen Rates.
  - 5) Vgl. Pieth, S. 433 ff.
  - 6) Vgl. Collenberg, S. 190 ff.
  - 7) Il Romontsch 1.9.1848

Das Misstrauen gegen das neu geschaffene Staatswesen blieb im Tavetsch auch nach Inkraftsetzung der Kantonsverfassung 1854 bestehen.

Es gründete zum einen in der generellen Abneigung gegen jegliche Fremdbestimmung, zum andern in den konkreten Auflagen, mit denen der Kanton die kommunale Verwaltung nun belastete.

Vor obrigkeitlichen Eingriffen in die Oekonomie der Gemeinde und der Bauernbetriebe war man seit langem verschont geblieben; letzten Endes mag dies auch die Einstellung der Bevölkerung für oder wider eine staatspolitische Ordnung mitbestimmt haben.

Abb.3: Das Gemeindegebiet Tavetsch



Dufourkarte 1853

## 1.5 SIEDLUNGSVERÄNDERUNGEN: VOM EINHOF ZUM DORF

Mit der Ausbildung und Festigung der politischen Strukturen fand auch eine Veränderung der Siedlungsformen statt. Unzählige Einzelhöfe, verteilt über das gesamte Kulturland, und einige kleine, vier oder fünf Bauernbetriebe umfassende Weiler hatten seit dem Mittelalter das Siedlungsbild des Tavetschs geprägt. Im 16./17. Jh. setzte ein auch in andern Tälern des Alpenraumes feststellbarer Konzentrationsprozess ein, in dessen Verlauf die Einzelsiedlungen nach und nach aufgegeben und statt dessen in einem eng umgrenzten Dorfbereich neu angesiedelt wurde.<sup>1</sup> Wenn dieser Umsiedlungsvorgang teilweise auch im 20. Jh. noch andauerte, so fand er doch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts einen gewissen Abschluss: Innerhalb von 200 - 300 Jahren hatte sich die Zahl der Siedlungsorte von 66 im 15. Jh. namentlich erwähnten Hofstätten auf neun grössere Ortschaften reduziert.<sup>2</sup>

Die chronologische Übereinstimmung dieses Prozesses mit den politischen Veränderungen dürfte kaum zufällig sein: Die soziopolitische Integration in die kommunale Gemeinschaft besass auch eine wirtschaftlich-geographische Dimension. Durch sie wurde die Entstehung der in den folgenden Kapiteln ausführlich beschriebenen Wirtschafts- und Besitzstrukturen des 19. Jh. weitgehend bestimmt.

Im Folgenden sollen deshalb einige Aspekte dieses Vorganges, sofern sie für die Verhältnisse des 19. Jh. grundlegend waren, näher betrachtet werden. Um einen Ueberblick über die komplexen Zusammenhänge zu erhalten, wird der Blick weit zurück, in die Kolonisationsphase des Mittelalters gerichtet.

Die Ausführungen beziehen sich hauptsächlich auf die Untersuchungen von M. Bundi und W. Leemann. In ihren Arbeiten erscheint der gesamte Umsiedlungsprozess lediglich als ein auf individuelle Motive reduziertes "Näherrücken" von "vereinsamten" Hofbauern. Der etwas vereinfachenden Argumentation sollen deshalb einige Strukturmerkmale der Wirtschafts- und Siedlungsgestaltung gegenübergestellt werden.

Die Besiedlung der ausgedehnten Waldlandschaften des hintersten Vorderrheintales wurde durch den klösterlichen Grundherren in Disentis vorangetrieben und gelenkt.<sup>3</sup>

---

1) Vgl. dazu auch Bundi, S. 537 ff.; Muoth, S. 8-12; Gadola 1936, S. 137; Leemann, S. 84 ff.

2) Die Zusammenstellung findet sich bei Muoth, S. 9 ff.; Quelle: Anniversar von 1456 und Gemeinde-Zinsrodel 1555 GAS. Zur Lokalisierung der Einzelsiedlungen vgl. Karte in Leemann, Anhang.

3) Vgl. Bundi, S. 329; allgemein: Born, S. 40 ff.

Mit der - diktierten - Standortwahl trat auch ein Verteilungsprozess von Freiland und Wald in Gang. Rings um "die vereinzelte Niederlassung (..) auf eigener Rodungsparzelle"<sup>1</sup> oder um den "Ein Hof" - eine Häusergruppe von 3 - 4 Gebäuden<sup>2</sup> - wurde das zur Nutzung bestimmte Land sukzessive ausgeweitet. Soweit der Boden gleichwertige natürliche Voraussetzungen besass, beeinflusste die Transporttechnologie weitgehend die Nutzungsform: Je weiter entfernt (und mühsamer der Transport der Produkte), desto extensiver die Nutzung des Bodens. Man kann also davon ausgehen, dass im Idealfall der arbeitsintensive Ackerbau auf den nahegelegenen Wiesen betrieben wurde.

Dieses einfache Parzellierungsprinzip stiess mit wachsender Bevölkerung an topographische und besitzrechtliche Grenzen. Die für eine intensive Nutzung geeigneten Bodenflächen waren umfangmässig beschränkt; Klima und Höhenlage der Talschaft wirkten ihrerseits hemmend auf die fortgesetzte Ausweitung des Kulturlandes. Die Folge war eine durch die Erbteilung noch verstärkte Zersplitterung und Zerstreung der Parzellen, eine Entwicklung die allmählich zur Auflösung der mehrheitlich arrondierten Bauernbetriebe führen musste.

An ihre Stelle trat ein Siedlungs- und Wirtschaftstypus, der das Landschaftsbild des gesamten Vorderrheintales bis heute bestimmt hat. Um den Nachteil längerer Arbeitswege aufzuheben, baute man auf entlegenen Wiesen- und Ackerfeldern ein Wirtschaftsgebäude, später vielleicht auch ein Wohnhaus. Statt einem oder zwei zentralen Gebäuden - wie etwa im Engadin, wo Wohn- und Wirtschaftsteil oft unter einem Dach waren - besass der Tavetscher Bauer nun neben dem Wohnhaus mehrere über den gesamten Besitz verstreute Wirtschaftsbauten. Die Transporttechnologie kam weiterhin mit einfachsten Mitteln aus, denn man brauchte den Mist nicht auf weitentfernte Fettwiesen, und umgekehrt das Heu wieder zur Hofstätte zu transportieren, sondern zog im Winter mit dem beweglichen Vieh von Stall zu Stall.

Der direkte Anlass, welcher der Aufgabe eines Betriebes und der Umsiedlung in einen der Weiler und Dörfer zugrundelag, konnte natürlich individuelle Merkmale aufweisen. Leemann und Bundi nennen einen ganzen Katalog von möglichen Ursachen:

- Die klimatischen Verhältnisse: Die kurze Vegetationszeit (Höhenlage) verringerte die ohnehin geringen Ernteerträge. Bundi wollte ausserdem ein "Rauherwerden" des Klimas um das Jahr 1800 feststellen.<sup>3</sup>

---

1) Weiss 1959, S. 278

2) Vgl. Bundi, S. 9

3) Bundi, S. 361. Er bezieht sich auf die Beobachtungen der Gletscherbewegungen von Pl. a Spescha.

- Gefährdung durch Steinschlag und Lawinen. "Die vom Wald entblössten Abhänge wiesen mittlerweile eine wankende Oberfläche auf; wachsende Erosionen brachten Rutschungen und Lawinen mit sich (..)." <sup>1</sup>
- Gefährdung durch Kriege. Leemann mochte insbesondere an die Revolutionskriege 1799 und 1800 gedacht haben, als die Bevölkerung unter den wechselnden Besatzungen zu leiden hatte. <sup>2</sup>
- Isolation und Verkehrsbedingungen. "Die Bewohner der obersten Höfe waren wochenlang auf sich selbst angewiesen." <sup>3</sup> Kirch- und Schulweg war lang. <sup>4</sup>

Verschiedene der genannten Motive mögen für den Entscheid, seinen "hof" - so die romanisierte Bezeichnung des Einhofs -, zu verlassen, eine Rolle gespielt haben.

Um die erhöhte Mobilitätsbereitschaft der Tavetscher zu erklären, genügen sie hingegen nicht. Entscheidender war wohl die Ausbildung der oben skizzierten Wirtschafts- und Besitzformen: Die Zerstreung des Bodenbesitzes und die "dezentralisierte" Bewirtschaftung der Parzellen. Hinzu kam die Ablösung vom Kloster: 1738 verweigerten die Tavetscher zusammen mit den übrigen Bauern des ehemaligen Klostergebietes die Abgabe der Getreidezehnten. <sup>5</sup> Wenngleich über den Umfang des Ackerbaues keine quantitativen Angaben gemacht werden können, <sup>6</sup> lässt sich die grundherrliche Belastung doch abschätzen. So musste z.B. auch im 1800 m.ü.M. hochgelegene Tschamutt Gerste angepflanzt werden; vom spärlichen Ertrag blieb nach der Zehntabgabe wenig übrig.

Mit der Ablösung wurde erstmals die Möglichkeit geschaffen, die Produktion auf den Eigenverbrauch zu reduzieren. Die steinigen "Hochäcker" konnten aufgegeben werden und der Getreideanbau auf die fruchtbaren Ackerböden konzentriert werden. Durch die Realerbteilung, die bei der Heirat die Erbmasse beider Partner zusammenbrachte, befand sich beinahe jeder Bewohner im Besitz einiger in der Talsohle liegenden Fettwiesen - eine Umsiedlung in die agrarisch bevorzugte Zone wurde dadurch entscheidend vorangetrieben.

---

1) a.a.O.; vgl. Gadola 1936, S. 142

2) Leemann, S. 85

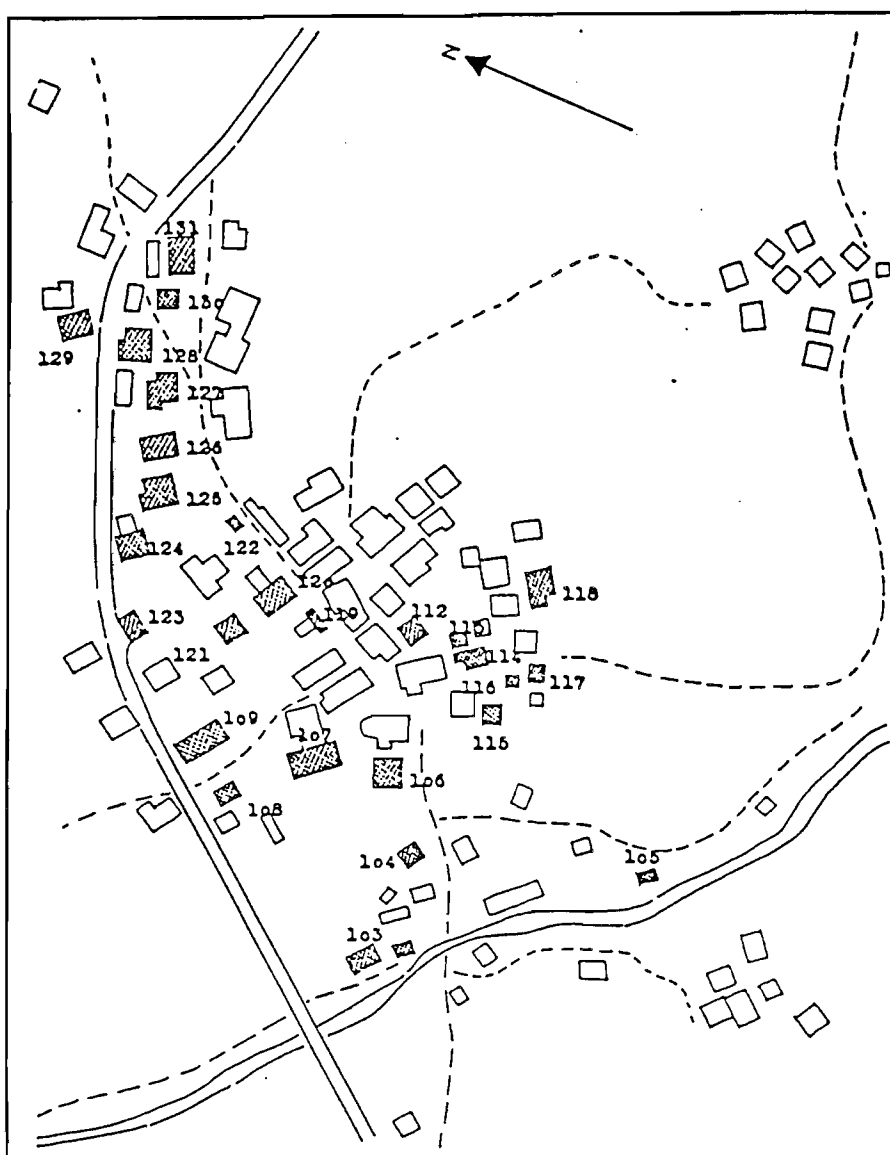
3) Ders., S. 84

4) Mündliche Mitteilung von M. Bundi

5) Vgl. dazu Tomaschett 1984

6) Bundi hat für das 12. und 13. Jh. in Graubünden ein Acker-Wiesen-Verhältnis von 1:4 ermittelt, für die Zeit vom 15. bis zum 20. Jh. ein solches von 1:9. (Bundi, S. 551 f). Die Angaben sind aber zu allgemein gehalten, um sie aufs Tavetsch anzuwenden. Die Behauptung, die im Tavetsch lebenden Wälder - die sich ja schon längst assimiliert hatten - hätten bis in 17. und 18. Jh. den Ackerbau vernachlässigt (S. 567), lässt sich kaum belegen.

Abb.4: Dorfsiedlung: Rueras 1940<sup>1</sup>



Die schraffierten Rechtecke bezeichnen Wohngebäude - ein- oder zweiteilige Wohnbauten, die in der Regel von einer oder zwei Familien bewohnt waren. Bei- nahe alle Häuser stehen an einer Strasse; Nr. 104, 106 und 112 - 120 gruppie- ren sich entlang dem alten Oberalpweg und rund um die Kirche. Am rechten obe- ren und unteren Rand sind Gruppen von Wirtschaftsbauten erkennbar.

Durch das Fehlen einer umgrenzten Ackerbauzone in Dorfnähe - eine Folge der Wechselwirtschaft, von der noch die Rede sein wird - und der damit zusammen- hängenden restriktiven Nutzungsanordnungen wurde der Ausbau der Ortschaften wesentlich erleichtert. Man baute die neuen Häuser einzig nach dem Prinzip,

1) Quelle: Materialien zur Bauernhausforschung

möglichst wenig fruchtbare Bodenfläche zu zerstören. Eng aneinandergereiht, standen sie am Rande von Geländeeinschnitten, Bächen, Strassen, und natürlich um die Kirche herum.

Die gleichen Gründe, welche zur Aufgabe der Betriebe geführt hatten, mochten auch die Wahl des neuen Wohnortes bestimmt haben. "Die Schönheit des Thals befindet sich in dessen Mitte am nördlichen Ufer des Rheins", schrieb dazu Pater a Spescha.<sup>1</sup> Die von fruchtbarem Ackerland umgebenen, sonnenbestrahlten Weiler des Sedruner Schuttkegels - Zarcuns, Camischollas, Salins, Gonda und Sedrun -, und das angrenzende Rueras entsprachen am ehesten den wirtschaftlichen Bedürfnissen.

Das Wachstum dieser Ortschaften lässt sich allerdings erst im 18. Jahrhundert quantitativ belegen. Die Konzentrationsbewegung ergriff gegen Ende des Jahrhunderts nach den Hofstätten auch die zahlreichen verstreuten Weiler. Eine 1768 von der Kirche durchgeführte Volkszählung nannte insgesamt 18 kleinere und grössere Siedlungen, 1791 waren es deren 15 und die eidgenössische Volkszählung von 1850 enthielt nur noch neun Ortsbezeichnungen.<sup>2</sup> Einige der nicht mehr genannten Siedlungen waren als ständiger Wohnort aufgegeben worden, andere bis auf ein paar Personen entvölkert, wieder andere waren zusammengewachsen.

Ueber 60% der Talbevölkerung wohnte um 1800 in den beiden Ortschaften Sedrun und Rueras, während sich der Rest auf sieben kleinere Dörfer verteilte. Mit dem Wachstum der beiden Talzentren, in denen sich das gesamte politische und kirchliche Leben konzentrierte, war auch eine Veränderung der demographischen Strukturen verbunden. Beinahe die Hälfte der Haushalte setzte sich hier aus alleinstehenden oder zu zweit lebenden Personen zusammen. In den übrigen Dörfern stieg ihr Anteil dagegen nicht über 20%. Ueberalterung, resp. das Fehlen einer jungen Generation standen zweifellos mit der Umsiedlungsbewegung im Zusammenhang. Die Familie war die grundlegende Produktionseinheit - fehlte sie, war auch die Existenz eines abgelegenen Bauernbetriebes gefährdet. Allein die dörfliche Gemeinschaft vermochte alleinstehenden Bauern die wirtschaftlichen Lebensgrundlagen zu sichern.

\*

1) a Spescha, S. 200

2) Quellen: Status Animarum 1768/91, VZ 1850. Mit ein Grund für das Fehlen der kleinsten Siedlungen in den neueren Volkszählungen waren natürlich auch veränderte Erhebungskriterien: Die politische Bedeutung der Zählung lag in der Erfassung aller durch die neue Verfassung emanzipierten Bürgerstimmen. Die überregionale Auswertung der Ergebnisse verlangte eine Vereinfachung der Herkunftsbezeichnungen. Zu den aufgegebenen Siedlungen vgl. Gadola 1936, S. 141.



Der gesamte Umsiedlungs- und Kommunalisierungsvorgang veränderte nicht nur die Bewirtschaftung der Bauernbetriebe, sondern bewirkte letztlich auch einen Wandel der sozialen Lebensformen. Darin liegt neben der Veränderung des Siedlungsbildes die grundsätzliche Bedeutung dieses Vorganges.

Integration in eine Dorfgemeinschaft verlangte bei einer wachsenden Bevölkerung auch die Differenzierung der sozioökonomischen Strukturen. Vormalig relativ selbstständig wirtschaftende Bauernbetriebe waren gezwungen, sich einer gemeinschaftlichen Nutzungs- und Arbeitsorganisation anzupassen. Gleichzeitig erleichterten sie durch Inanspruchnahme nachbarschaftlicher Arbeitshilfe auch ihre eigene Betriebsführung.

Individualismus und Gemeinschaft standen sich während des ganzen 19. Jahrhunderts als gegensätzliche Forderungen gegenüber; darin unterschieden sich die Tavetscher nicht von ihren Zeitgenossen - nur, dass sie bis zur Mitte des Jahrhunderts den der allgemeinen Tendenz eher entgegengesetzten, den gemeinsamen Weg gingen. Diesen aufzuzeigen wird das Ziel der folgenden Kapitel sein.

## 2. DIE LANDWIRTSCHAFT

---

### 2.1 DAS BAEUERLICHE ARBEITSJAHR

---

Drei kurze Sommermonate standen im Tavetsch sechs oder sieben Wintermonaten gegenüber, in denen Kälte und Schnee Menschen und Vieh in die Gebäude bannte. "Kälte und Wärme reichen sich da immer die Hände. Man weiss kaum, wann es Sommer, Herbst oder Frühling ist, man ist sich nur in Bezug auf den Winter sicher."<sup>1</sup>

Die Einteilung des Jahresablaufes wurde weitgehend von der Natur und den Erfordernissen landwirtschaftlicher Arbeit bestimmt. "Man arbeitet hier im Winter zu wenig und im Sommer zu viel", meinte a Spescha, "weil nur die Sommerarbeit den Einwohnern ihre Nahrung bringt."<sup>2</sup>

Das bäuerliche Verständnis der Zeit mag zudem von den schwankenden Ernteerträgen und dem wechselnden Marktglück geprägt worden sein. "Von Tag zu Tag leben" war eine Grundeinstellung, die erst mit dem Ausbau des Handelsnetzes eine Aenderung erfuhr, denn dadurch wurden die unmittelbaren Auswirkungen von Ertragschwankungen gedämpft und die Eigenproduktion bis zu einem gewissen Grade "rationalisiert."<sup>3</sup>

Nicht nur das - rauhe - Bergklima, sondern auch die sozialen Verpflichtungen beeinflussten den Jahresrhythmus der Tavetscher Bauern. Neben den im Folgenden ausführlich beschriebenen Regeln der gemeinsamen Arbeitsorganisation kam dabei der Kirche eine massgebliche Rolle zu.

Ihre Anordnungen bestimmten insbesondere, wann etwas nicht getan werden durfte. Auf die Einhaltung der Ruhe - des "Feierabends", der Sonntage, der vielen Feiertage - wurde grösstes Gewicht gelegt.<sup>4</sup> Die politische Behörde - "in Lu-deivel Oberkeit" - besass die Kompetenz, unter Androhung gerichtlicher Ver-<sup>5</sup> folgung den Bürgern die fleissige Teilnahme am Gottesdienst vorzuschreiben.

---

1) a Spescha, S. 195

2) Ders., S. 232

3) Vgl. Mathieu I, S. 41 ff.; Pfister I, S. 16

4) Zur Sonntagsruhe schrieb die Gemeindeordnung von 1811: "Es wird beschlossen, das niemand Holz transportieren noch spalten darf, niemand mit Ausnahme eines Holzscheits oder eines Kübels Lasten tragen darf - was übrigens auch für den Samstag gilt-, (..) niemand Pferde- oder Ochsen-transporte führen darf." GO 1811:7

5) z.B. GO 1814: 6

Kirchliche und ökonomische Bedürfnisse gerieten einander im 19. Jh. jedoch immer mehr in die Quere. Bereits 1805 plädierte der aufgeklärte Pl. a Spescha für die Aufhebung von verschiedenen kirchlichen Feiertagen:

"Tavetsch ist eine wilde Gegend, das Volk ist bedürftig, die Arbeitszeit kurz; wer also da nach seiner Nothdurft essen will, muss fleissig arbeiten. Mithin soll das Feiern gemässigt werden, Gott hat in der Woche sechs Arbeitstage und nur einen zur Ruhe bestimmt (..). Wenn jährlich 12 Feiertage eingestellt würden, ersparte es Tavetsch über 666 fl.. Diese an die Schulen der Jugend angewandt, würden meines Erachtens nützlicher und erbaulicher sein als lau bethen, halb feiern und müssig gehen."1)

\*

Mit dem zeitlichen Ablauf der Arbeitsvorgänge war auch ein Wechsel des Arbeitsortes verbunden. Die karge Natur verlangte eine möglichst vollständige Ausnützung der Wirtschaftsflächen. Zeitpunkt und Ort wurden dabei in erster Linie von den Bedürfnissen des Viehs bestimmt.

Das alpwirtschaftliche Nutzungssystem Graubündens lässt sich nach Weiss in drei als Betriebsstufen charakterisierte Gruppen unterteilen: Wo wegen der Höhenlage der Siedlung Talstufe und Alpstufe zusammenfallen, spricht er vom einstufigen Betrieb (z.B. Avers). Der zweistufige Betrieb trennt zeitlich und örtlich die Bewirtschaftung der Bodenfläche in eine Tal und eine Alpstufe (z.B. Clavadel-Davos). Der weitaus häufigste Fall in Graubünden beschreibt Weiss als den dreistufigen Betrieb: Hier schieben sich zwischen die knappen Wirtschaftsflächen im Talboden und die meist ausgedehnten Alpweiden die sogenannten Maiensässe, d.h. Mähwiesen mit zugehörigem Stall und einer einfachen Wohngelegenheit. 2)

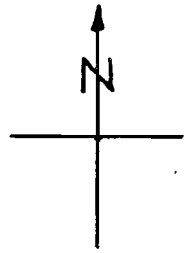
Die Funktionalität der Bündner Alpwirtschaft ist damit grundsätzlich definiert; in den einzelnen Ausprägungen ergeben sich aber Mischformen, die von dieser Systematisierung nicht erfasst werden. Tavetsch ist dafür ein Beispiel.

---




1) a Spescha, S. 239

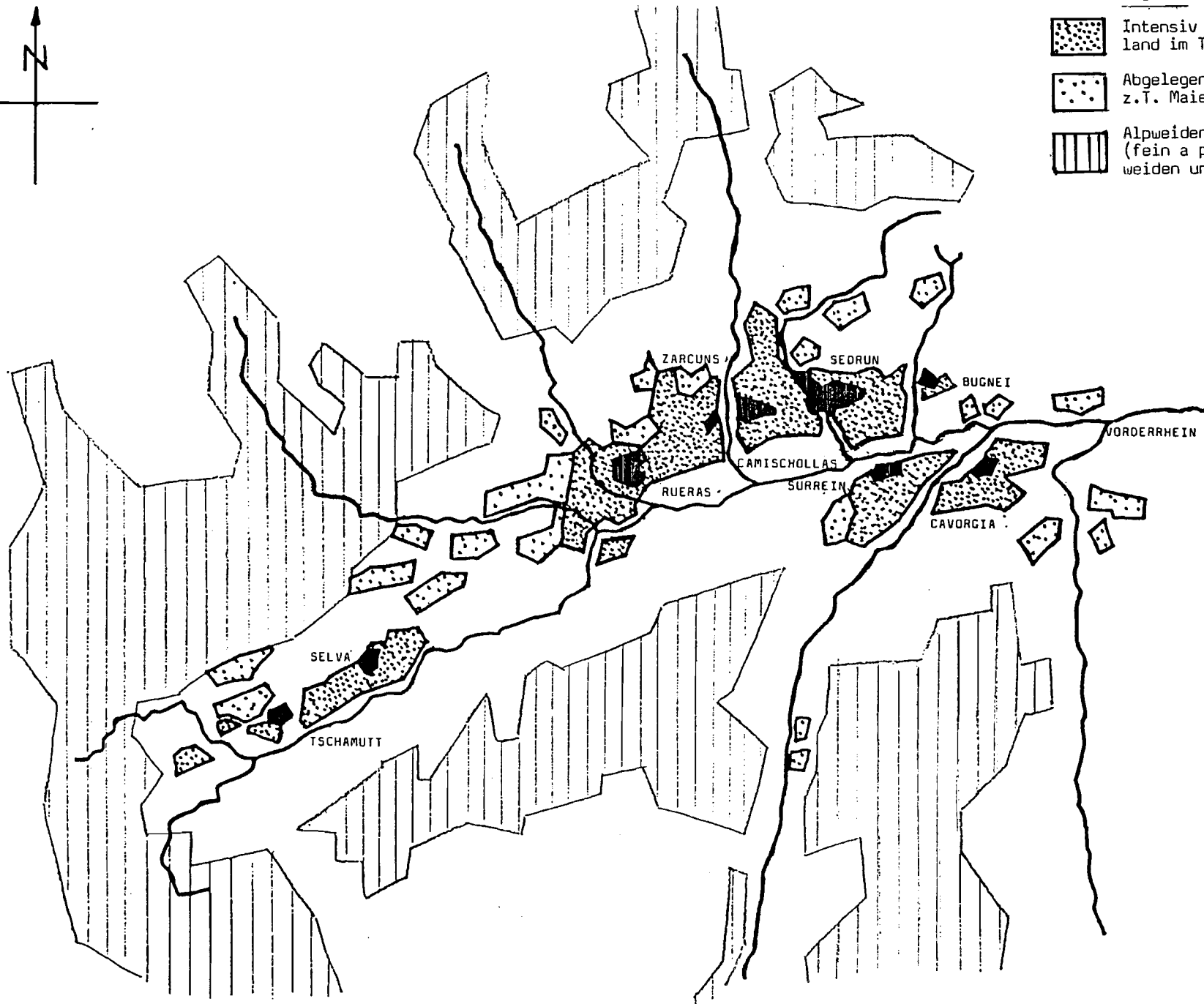
2) Weiss 1941, S. 35 - 41

Abb.5: Die Nutzungszonen



Legende

-  Intensiv genutztes Acker- und Wiesland im Talboden
-  Abgelegene Fett- und Magerwiesen, z.T. Maiensässen (misès, aclas)
-  Alpweiden und Bergheuwiesen (fein a pastg), dazwischen: Allmendweiden und Wald (pistiras de casa)



### 2.1.1 Die Talstufe

Der lange Winter und die kurze Vegetationszeit zwangen die Bauern im Frühling zur Eile. In drei oder vier Wochen mussten sämtliche Feldarbeiten abgeschlossen sein: Erde und Mist austragen und verteilen, pflügen, eggen, säen. Die geringe Distanz zwischen Wirtschaftsgebäude und Acker erleichterte dabei das Transportproblem und verkürzte die Arbeitszeit.<sup>1</sup>

Die Grösse der angebauten Ackerfläche hing, nebst den Erfordernissen einer mehr oder weniger autarken Wirtschaft, unter anderem auch von der Arbeitskapazität eines Haushaltes und der zur Verfügung stehenden Arbeitsgeräte und -technik ab. So konnten sich z.B. nicht alle Bauern den Einsatz eines Pfluges, gezogen von zwei Kühen oder einem Pferd, leisten; die Hacke blieb auch im 19. Jh. das gebräuchlichste Universalwerkzeug.<sup>2</sup>

Ebenso entschied die Bodenart und der Böschungswinkel des Ackers über die Verwendung der Arbeitsgeräte: Die an steilen Halden gelegenen und mit Steinen durchsetzten Felder konnten nur mit der Hacke bearbeitet werden, während im flachen Gelände auch der Pflug eingesetzt wurde.

Das Anbausystem im Tavetsch kannte keinen Dauerackerbau: Die Fettwiesen wurden abwechselungsweise mit Getreide angebaut und als Wiesland genützt (Wechselwirtschaft). Damit wurde eine vollständige Auslaugung des Bodens verhindert, zumal das Düngen bis in die erste Hälfte des 19. Jh. noch stark vernachlässigt wurde.<sup>3</sup> Trotzdem gab man gewissen Parzellen für den Ackerbau den Vorzug. Das kam unter anderem im Bodenpreis der mit "quadra" bezeichneten Felder zum Ausdruck. Ihr Wert lag bis zu 40% höher als die im Umkreis liegenden Fettwiesen.<sup>4</sup>

"Fast unzählige Ackerparzellen mitten in weiten Flächen der Fettwiesen" vermittelten dem Beobachter das "originelle Bild buntscheckiger Kulturflächen."<sup>5</sup>

- 1) Wir haben oben festgestellt, dass sich die Tavetscher nach Möglichkeit in der Nähe der qualitativ besseren Böden, d.h. auf dem Sedruner Schuttkegel, niederliessen. Die Ackerbauzone lag demnach meist rings um die Dörfer.
- 2) Einmal jährlich hatten die Armen - "purs de cauras, purs blaus e calgers della bialaura" - die Möglichkeit, die Reichen um ihre Zugochsen zu bitten. Diese sollen die Anfrage als Ehre und Segnung empfunden haben, denn wer nicht angefragt wurde - etwa aus Angst - wurde offenbar von Gott und der Gemeinschaft missbilligt. Gadola 1939, S. 8 f.
- 3) Vgl. a Spescha, S. 219
- 4) Verkaufsprotokoll 1840-70. Nach Bundi bezeichnet das Wort "quadra" im Mittelalter das am Dorfrand gelegene, für den Ackerbau am besten geeignete Land. Die quadratische Form soll sich im Verlaufe der Zeit zu einer Vielfalt von rechteckigen, durch Raine voneinander geschiedene Feldstreifen entwickelt haben. (Bundi, S. 73). An seiner These, dass die "quadras" ausschliesslich ackerbaulich genutzt wurden, sind jedoch Zweifel angebracht; die alljährliche Nutzung hätte den Boden allzusehr ausgelaugt.
- 5) Häger, S. 254

Das deutliche Uebergewicht der Fett- und Magerwiesen im Talboden entsprach der Futternachfrage einer auf Viehwirtschaft ausgerichteten Landwirtschaft.

Leere Heuställe zwangen den Bauern, seine Tiere im Frühling möglichst frühzeitig auf die Felder zu lassen. Ungehemmt von Zäunen suchte sich das Vieh sein Futter an allen aperen Stellen, auf den Feldern und im Wald. Wenn die Anbauarbeiten auf den Aeckern beendet waren, musste die freie Atzung (Gemeinatzung) aufgehoben werden. An der Gemeindeversammlung wurde der Stichtag festgelegt<sup>1</sup> - ein Politikum, das häufig zu Diskussionen Anlass gab: Das Vieh musste nun entweder unter erheblichen Einschränkungen auf der Dorfallmend, den "pistiras da casa", gehalten oder auf die (privaten) Maiensässe getrieben werden. Dabei waren die Maiensässbesitzer - eine Minderheit - im Vorteil, konnten sie doch ihre Tiere auf ihren privaten Wiesen uneingeschränkt weiden lassen und, falls nötig, die Fütterung mit eigenem Heu ergänzen.

Da die Allmenden zu dieser Jahreszeit noch nicht so "zart, sehr milchreich und überall wohl gelungen" waren, wie sie Pl. a Spescha beschrieb,<sup>2</sup> sondern, oft noch schneebedeckt, nur spärlichen Graswuchs aufwiesen, musste die Nutzung kontingentiert und streng überwacht werden. In einigen Dörfern entsprach zudem die Weidefläche nicht mehr der Viehzahl: Zwischen den Ortschaften, deren Bevölkerung stark angewachsen war (z.B. Sedrun) und den kleineren kam es deshalb wiederholt zu Streitigkeiten.<sup>3</sup>

### 2.1.2 Die Maiensässstufe

Die an Allmend und Alpweiden grenzenden Maiensässe, meist verlassene Dauersiedlungen, befanden sich zum Teil bereits seit dem 16./17. Jh. in privatem Besitz. Der "reiche Bürger"<sup>4</sup> besass hier einmal die Möglichkeit, den Heubedarf vollumfänglich zu decken und hatte ausserdem das Recht, in der Zeit zwischen der abgeschlossenen Gemeinatzung und dem Alpauftrieb mit der Milchverarbeitung zu beginnen.<sup>5</sup>

1) Zwischen 1838 und 1870 datierte er zwischen den 15.4. und 12.6., in der Regel in den beiden ersten Maiwochen. GProt. 1838 - 70

2) a Spescha, S. 222

3) Vgl. unten S. 39

4) Vgl. a Spescha, S. 216

5) GO 1814: 10. Verschiedene Autoren haben das Leben auf dem Maiensäss als sorglos und frei dargestellt - (nur) hier soll der Bauer sein eigener "Herr" gewesen sein, frei von den Einschränkungen durch Familie und Dorfgemeinschaft. (Vgl. z.B. Mani, cudesch da Schons, S. 166).

Allmend- und Maiensässfläche standen grundsätzlich im umgekehrten Verhältnis zueinander. Die früher angestrebte Erweiterung des Maiensässareals durch Waldrodungen und Privatisierung von Gemeindeland resultierte zwangsweise in einer Verringerung der allgemein zugänglichen Weidefläche, der Allmend.<sup>1</sup> Das politische Gewicht der Talgenossenschaft, v.a. aber der Umstand, dass das geeignete Wiesland infolge der geringen Distanz zwischen Talstufe und Alpweiden knapp war, sind die Gründe für die kleine Anzahl von Maiensässen im Tavetsch.<sup>2</sup>

Den Vorteil, den privilegierte Maiensässbesitzer genossen, konnten die übrigen mit einer besonderen Nutzungsbestimmung teilweise wettmachen. Danach besass jeder Bauer das Recht, eine oder zwei Wochen vor dem Alptrieb seine Tiere auf den Alpweiden weiden zu lassen und dort, falls ein geeignetes Gebäude vorhanden war, auch zu käsen.<sup>3</sup> Der Arbeits- und Zeitaufwand war jedoch im Vergleich zur Maiensässnutzung, wo ein Viehstall, eine Heuscheune und eine Wohngelegenheit vorhanden war, ungleich grösser.

Die Genese der Besitz- und Nutzungsstrukturen hat, um auf das von Richard Weiss vorgeschlagene Schema zurückzukommen, die Tavetscher Verhältnisse nachhaltiger als die geografischen Gegebenheiten geprägt. Um dem "Idealtypus" des dreistufigen Betriebes näherzukommen, wurde über das Erbsystem die mehrfache Aufteilung der Maiensässnutzungsrechte forciert, und dort, wo dies nicht möglich war, nach "Zwischenlösungen" - im besonderen Vor- und Nachweidrechte auf den Alpweiden - gesucht.

Während nun in den Maiensässen Käseproduktion und Aufräumungsarbeiten in vollem Gange waren, setzten zuhause die übrigen Familienmitglieder die Feldarbeiten fort: Kartoffeln wurden gesteckt, das verwitterte Dungstroh zusammengereicht und auf den Miststock zurückgebracht, kleine Gemüsegärten wurden angelegt, die mühselige Jätarbeit begann.

Anfangs Juli<sup>4</sup> wurde das Vieh gezählt und - endlich - auf die Alpen getrieben.

---

1) a Spescha, S. 215; Muoth, S. 36

2) Vgl. Leemann, S. 72

3) GO 1832: 35; Gadoia 1940, S. 32

4) Frühester Termin zwischen 1838 und 1870 war der 1. Juli, spätester der 23. Juli.  
GProt. 1838 - 70

### 2.1.3 Die Alpstufe

Wenn im Tal unter Beanspruchung aller Kräfte das Einbringen des Heus in vollem Gange war, weidete das Vieh unter der Aufsicht des Alppersonals während rund 80 Tagen auf den Alpen. In dieser relativ knapp bemessenen Zeitspanne musste beinahe der gesamte Bedarf an Milchprodukten gedeckt werden. Das Tavetscher Nutzungssystem, von dem unten noch die Rede sein wird, sah vor, dass jeder Bauer einige Tage innerhalb eines festgelegten Turnus die Milchverarbeitung auf der Alp selbst vornahm.

Die Grösse und Qualität der Tavetscher Alpen stellte die Bauern vor die durchaus angenehme Qual der Wahl. 63% der gesamten Produktionsfläche, ein Gebiet von 5'388 ha, waren Alpweiden – zum Vergleich: Der gesamtbündnerische Durchschnitt lag bei lediglich 40%.<sup>1</sup> Die Tavetscher entschieden sich für die leicht zugänglichen, der Sonne zugeneigten Alpen; die qualitativ minderwertigen, auf der rechten Talseite gelegenen, wurden verkauft oder verpachtet.

Trotz der freiwilligen Beschränkung der Alpfläche war ihr Anteil gemessen am Fett- und Magerwiesenareal viel zu hoch. Wie in anderen Gegenden des Alpenraumes war die Nutzung der Alpen nämlich von der Winterungskapazität, d.h. der Trockenfutterproduktion, abhängig. Das Ueberangebot schuf Ausgleichsprobleme, zu deren Lösung die Gemeindeversammlung alljährlich neue Vorschläge auszuarbeiten hatte.<sup>2</sup>

Zwei- bis viermal, je nach Anzahl der Staffeln, fand die "midada", der Wechsel in die höher- oder tiefergelegenen Staffeln, statt. Zusammen mit ein paar Nachbarn begab sich der Bauer an diesem Tage auf seine Alp, um die dabei anfallenden Arbeiten – Transport der Einrichtungsgegenstände, Reinigung, usw. – zu verrichten. Die geringe Zahl der Staffeln hatte, abgesehen von der starken Beanspruchung der Weidefläche, den Vorzug, dass dieser Wechsel weniger häufig vorgenommen werden musste; neben der Zeiteinsparung wirkte sich dies auch auf die Milchproduktion der Kühe vorteilhaft aus.<sup>3</sup>

Im August, wenn das Fett- und Magerheu glücklich – d.h. ohne allzuviel Regen – eingebracht war, erhielt man noch eine Gelegenheit, den Futterbedarf mit dem

---

1) Schweiz. Alpkataster 1914, in: Weiss 1941, S. 53

2) Vgl. dazu S. 40 f.

3) Vgl. Leemann, S. 72 ff.; Berther, P.B. 1940, S. 37



Wildheu zu ergänzen. Die jährlich neu abgesteckten, auf steilen Alpweiden gelegenen Parzellen wurden versteigert; das Gras konnte anschliessend während ein, resp. zwei Wochen geschnitten werden.<sup>1</sup> Der Heimtransport des gesammelten Heus erfolgte erst im Winter; inzwischen blieb es, meist von einigen Brettern notdürftig zugedeckt, an Ort und Stelle liegen.

Zurück im Tal, wurde der zweite Heuschnitt, das Emden, in Angriff genommen. Gleichzeitig begann die Getreideernte. Schlechtes Wetter konnte sie bis in den Oktober hinein verzögern; dann stand man vor der Entscheidung, das Vieh länger auf den Alpen zu lassen, oder es auf die Maiensässe und Allmenden zu treiben. Der Alpbetrieb erfolgte aus diesem Grunde im Tavetsch rund zehn Tage nach dem in Graubünden üblichen Termin.<sup>2</sup>

Es galt nun, die Erntearbeiten möglichst rasch abzuschliessen, damit die herbstliche Gemeinatzung einsetzen konnte.

Die Terminkollisionen, die durch private und gemeinschaftliche Nutzung entstanden, waren wohl der Hauptgrund, warum die Tavetscher im Sommer "zuviel arbeiteten". Geruhsam wurde das Leben allerdings auch im Winter nicht: Die Frauen setzten den Verarbeitungsprozess der Hanf- und Flachsproduktion fort, die Männer mussten lange Wege durch hohen Schnee auf sich nehmen, um ihr Vieh zu füttern.

---

1) Oft weit vom Tal gut entfernt, war der Bauer gezwungen, mehrere Nächte in einer nahe gelegenen Alphütte zu verbringen.

2) Meist in den ersten Oktobertagen. GProt. 1838 - 70

## 2.2 DIE SOZIALE ORGANISATION DER ARBEIT

---

Die im kurzen Ueberblick über das bäuerliche Arbeitsjahr längst nicht vollständig wiedergegebenen Arbeiten verlangten eine relativ weitgehende familieninterne Aufteilung von Aufgaben und Kompetenzen. In engem Zusammenhang damit stand die interfamiliäre, alle Dorfbewohner erfassende Organisation der landwirtschaftlichen Produktion.

Innerhalb eines Haushaltes war jedes Mitglied gezwungen, einen seinem Alter und seinen Fähigkeiten entsprechenden Produktionsbereich zu übernehmen. Grundsätzlich standen den Frauen die an Haus und Hof gebundenen Arbeiten zu. Die wirtschaftliche Bedeutung der traditionellen Hausfrauenrolle kommt in einer ganzen Anzahl von Tavetscher Redensarten zum Ausdruck. Allgemeiner Tenor: Ist die Hausfrau unfähig, verlottert und verarmt der ganze Haushalt.

"Ina macorta dunna tegn per ordinari bein casa" – eine hässliche Frau ist in der Regel eine gute Hausfrau. Tüchtigkeit und Fleiss waren die beliebtesten Vorzüge, die eine Frau aufweisen konnte. Schönheit hingegen war vergänglich und deshalb unnütz!<sup>1</sup>

Der Verantwortungsbereich der Frau dehnte sich über den eigentlichen Haushalt und Garten auf den gesamten Ackerbau aus.<sup>2</sup> Mit Ausnahme der körperlich schwersten, fielen ihr sämtliche Arbeiten zu: Von der Pflege des Saatgutes über das Anpflanzen und Jäten bis zur Ernte und Verarbeitung zu Brot oder Kleidern.<sup>3</sup>

Die Kinder wurden möglichst früh in den Arbeitsprozess integriert. Neben den Feldarbeiten trugen sie besonders mit ihrer Sammeltätigkeit – Beeren, Pilze, Kräuter, und, als "Notvorrat" für die Tiere, Laubsträucher und Tannenreisig – zur Oekonomie des Hauses bei.

---

1) "Pli bialas las femas, pli vitas las scadialas" – je schöner die Frauen desto leerer die Schüsseln, und: "Maridar per bellezza ei nuot en cazette" – eine schöne Braut ist noch keine volle Pfanne. Vgl. dazu unten Seite ; vgl. ebenfalls L. Hendrys Roman "Tia veglia daventi" in: Tschespet 1959.

2) Die Kleinkinder liess man während der Feldarbeiten in einem neben dem Acker gestellten Wägelchen heiser schreien oder hin und wieder von älteren Geschwistern hüten. Mdl. Mitteilung.

3) Vgl. Hager, S. 281

Die Viehwirtschaft stand ihrer besonderen Bedeutung entsprechend in der alleinigen Kompetenz des Mannes. Das galt auch für die Verarbeitung der Milchprodukte. Nach einer Redensart gab es drei Sorten Käse, wenn die Frauen ihn herstellten: "lom, senza crusta e grad fatg" - weichen, ohne Kruste und gerade gemachten. Die Männer aber liebten ihren Käse hart, mit dicker Kruste und gut gelagert! Den Frauen wurde sogar der Aufenthalt auf den Maiensässen und den Alpen unter Androhung von zivilen und kirchlichen Strafen verboten<sup>1</sup> - eine ökonomische Anordnung mit moralischer Wirkung.

Die Knaben übernahmen das Hüten der Tiere: Schweine, Ziegen und Schafe, und schliesslich Rinder - die zunehmende Schwierigkeit kam einem sozialen Prestigegewinn gleich. Schlechte Hirten, die das Vieh in Privatwiesen und Aeckern weiden liessen, mussten damit rechnen, die Pfändung aus eigener oder des Vaters Tasche zu bezahlen und verloren vielleicht ihren angesehenen Posten.<sup>2</sup>

Die Erfahrung als Hüterknabe prägten den Umgang des Erwachsenen mit seinen Tieren. Man wurde sich im Besondern der Gefahren bewusst; Uebermut, Unvorsichtigkeit oder Nachlässigkeit im Umgang mit dem Vieh konnte fatale Folgen haben: Die Kuh gab keine Milch mehr, das Rind brach sich ein Bein, das Schaf stürzte über die steilen Felswände. Später musste man Entscheidungen treffen: Sollte man ein Tier kaufen oder eines verkaufen, sollte man Rinder für den Markt züchten oder Milchkühe halten, usw.

Kurz, der Entscheidungsspielraum - und die Möglichkeit, Fehler zu machen - war um einiges grösser als im Ackerbau. Das mag insgesamt erklären, warum die selbstbewussten Oberländer Bauern in der Regel ihre Frauen aus diesem Produktionsbereich ausschlossen. In a Speschas "Katechismus des souveränen Bauern" hiess es klipp und klar: "Der Vater befiehlt, die Mutter kommt nach ihm und sie muss ihm in gerechten Sachen nachgeben und gehorchen."<sup>3</sup>

\*

---

1) GO 1811: 9; GO 1832: 8 sah vor, dass "keine Frauen sich auf Maiensässen oder Alpen, weder im Frühling noch im Sommer, aufhalten dürfen, wie dies in letzter Zeit üblich wurde. Das Verbot gilt für alle Frauen, die älter als 13 oder 14 Jahre sind."

2) GO 1832: 2; 1857: 2, 6, 7

3) a Spescha, Katechismus, S. 37

Im Gegensatz zum Ackerbau, der mit Ausnahme der Nachbarhilfe die Gemeinschaft kaum beanspruchte, tangierte die extensive Nutzung des Bodens durch die Viehhaltung die Interessen aller Bauern. Organisation und Kontrolle musste durch ein ausgeklügeltes System gesichert und veränderten Verhältnissen angepasst werden. Im Durchschnitt alle zehn Jahre wurde deshalb die Wirtschaftsordnung revidiert und – im Sinne einer Gesetzessammlung – schriftlich festgehalten.

Die individuelle Nutzung des Bodens, hauptsächlich Fett- und Magerwiesen auf der Talstufe, unterlag insofern gewissen Beschränkungen, als die Felder

– in Gemengelage waren. Probleme ergaben sich da etwa durch Transporte, die wegen fehlender Wege über die Felder der Nachbarn gemacht werden mussten.<sup>1</sup> Anpflanzen, Heuen und Ernten musste deshalb koordiniert werden.

– im Frühling und Herbst der Gemeinatzung unterlagen. Zäune mussten abgelegt,<sup>2</sup> die Wiesen gesäubert,<sup>3</sup> und der Zeitpunkt des Mistens abgesprochen werden.<sup>4</sup> Selbstverständlich musste die private Nutzung innerhalb der für die Gemeinatzung geschlossenen Zeit beendet sein.

Abgesehen von der grundsätzlichen Einhaltung der festgelegten Fristen und Termine blieb die eigentliche Nutzung des Privatbodens in quantitativer und qualitativer Hinsicht jedem einzelnen Bauern überlassen.

Bestimmungen hingegen, die öffentliche Güter – Heimweiden, Alpen, Mähder und Wäldungen – betrafen, schränkten die persönliche Freiheit weit stärker ein. Erstes Ziel aller Massnahmen war die Erhaltung der Qualität von Weiden und Wäldern. Um dies zu erreichen, musste das Verhältnis von Angebot (Weide- resp. Waldareal) und Nachfrage (Tiere, Menschen) ständig neu geregelt werden.

– Die Weiden, insbesondere die Heimweiden, mussten gegen drohende Vergandung geschützt werden. Alle viehbesitzenden Bauern waren deshalb verpflichtet, Rodungs- und Säuberungsarbeiten zu übernehmen,<sup>5</sup> Zäune und Mauern zu erstellen und zu erhalten<sup>6</sup> und den Zugang zu den Weiden zu sichern.<sup>7</sup>

---

1) GO 1857: 12, 18

2) GO 1857: 4, 6

3) GO 1857: 13

4) GO 1814: 13; 1832: 6, 16

5) GO 1814: 22; 1832: 22; 1857: 2

6) GO 1857: 3, 4, 9, 10

7) GO 1857: 9

Die Wälder, Lawinenschutz und Brennholzlieferanten, wurden indirekt durch die Nutzung von Fallholz gereinigt und - ab ca. 1860 - sogar aufgeforstet.<sup>1</sup>

- Grösseren Erfolg versprach die Regelung der Nachfrage: Die Nutzung der Heimweiden unterlag einer der Anzahl und Rasse der Tiere entsprechenden Ordnung, die wiederum vom Zustand der Weide abhängig war. So wurden z.B. im Sommer nur eine oder zwei Heimkühe zugelassen,<sup>2</sup> Pferde oder Ochsen mussten, wenn sie nicht gerade als Zugtiere benötigt wurden, auf der Alp gelassen werden und den Kälbern wurde ein bestimmtes Weideareal zugesprochen;<sup>4</sup> auf die Hut der Haustiere (Schweine) wurde besonders geachtet.<sup>5</sup> Das Sammeln von Allmendheu unterlag strengen Regeln, wie dies etwa das Verbot, dazu Werkzeuge (Sichel, Sense, etc.) zu benützen, beweist.<sup>6</sup>

Das gleiche Prinzip galt bei der Waldnutzung: Während Fallholz in der Regel gratis und zu jeder Zeit gesammelt werden konnte, wurde Bauholz - wie das Wildheu - nur im beschränkten Umfang (Auslosung) und gegen Bezahlung abgegeben.<sup>7</sup>

Auf die Einhaltung sämtlicher Vorschriften musste natürlich ein besonderes Gewicht gelegt werden. Eigens dazu bestimmte Pfänder (pindrader), grundsätzlich aber jeder Bauer bewachten die Tätigkeit der Hirten und der Nachbarn.<sup>8</sup> Die "Spitzeldienste" funktionierten auf der Basis von Entschädigungen - in der Regel die Hälfte der an die Gemeinde zu entrichtenden Busse ging an den Kläger. Die Höhe der Busse hing ab von der Tierrasse, von der Tages- resp. Nachtzeit, von der Jahreszeit und natürlich von der Anzahl bereits vorgekommener Uebertretungen.<sup>9</sup>

Das Prinzip der gegenseitigen Ueberwachung lag der Gemeinschaft ebenso zugrunde wie die freiwillige Koordination gemeinsam zu bewältigender Aufgaben. Nicht selten standen jedoch soziale Differenzen und die damit zusammenhängenden Interessenslagen einem allgemeinen Konsens im Wege. Die eigentliche Leistung des Gemeinwesens bestand darin, Mittel und Wege zur Lösung sozialer Konflikte zu finden. Das wird am Beispiel der Vor- und Nachweidrechte deutlich: Durch sie

---

1) GProt. Juni 1853, Mai 1861, November 1864, März 1869; Gas.Rom. 30.04.1869

2) GO 1811: 5; 1814: 7; 1832: 36

3) GO 1814: 3, 5; 1823: 7; 1857: 7, 9

4) GO 1857: 2, 6, 8, 10

5) GO 1811: 1, 4; 1814: 9; 1823: 1, 4, 6; 1857: 7

6) GO 1814: 15; 1818: 3; 1823: 11

7) GProt. 1838 - 70

8) GO 1814: 3, 4, 9; 1818: 4; 1823: 3; 1832: 2, 3; 1857: 2, 3, 4, 6

9) GO 1814: 2; 1818: 2, 4; 1823: 1, 2; 1832: 3; 1857: 2, 7

genossen die ärmeren Bauern ähnliche Privilegien wie die besser situierten Maiensässbesitzer. Das genossenschaftliche Prinzip kam ebenfalls in der die privaten Rechte entscheidend einschränkenden Gemeinatzung zum Ausdruck. Auf sie wird unten noch zurückzukommen sein.

Nachbarhilfe und Gemeinwerk zielten nicht nur auf eine Rationalisierung der Arbeit ab, sondern wurden oft zur unentbehrlichen Unterstützung Benachteiligter. Erkrankte etwa der Familienvater während der arbeitsreichen Erntezeit und war keiner der Familienmitglieder in der Lage, die Arbeit zu erledigen, rief der Dorfmeister in einem Gang durch die Ortschaft alle Nachbarn zur Mithilfe auf.<sup>1</sup>

Hinter den gegenseitigen Hilfeleistungen stand natürlich auch der Zwang der Gemeinschaft. Die zum Gemeinwerk aufgebotenen Männer mussten nicht selten durch die Androhung von Bussen zur Arbeit bewegt werden. Das galt besonders dann, wenn die zu leistende Arbeit mehr den Interessen einiger weniger als dem Gemeinwohl diente.<sup>2</sup>

\*

Aufgebote, Verpflichtungen, Anordnungen und Verbote – die konzentrierte Wiedergabe erweckt den Eindruck einer vollständig durchorganisierten bäuerlichen Gesellschaft. Doch das Bild ist wohl unvollständig: Bestimmt gab es ausgesprochen unpraktische Verhältnisse, und die häufigen Uebertretungen der Ordnungen deuten auf ebenfalls vorhandene Freiräume.

Um die Jahrhundertmitte gerieten die erstarrten Strukturen allmählich in Bewegung. Der Einbruch der "neuen Zeit" wurde besonders in den traditionellen Formen der gemeinschaftlichen Nutzung spürbar. Ueber die verschiedenen Reformversuche und ihre möglichen Auswirkungen soll im folgenden Abschnitt die Rede sein.

---

1) Vgl. Gadola 1939, S. 6 f.

2) z.B. Wuhrarbeiten an Wildbächen (GProt. Juni 1838).

## 2.3 VERAENDERUNGEN DER EIGENTUMS- UND NUTZUNGSFORMEN

### 2.3.1 Die Alpwirtschaft

Nicht alle auf Tavetscher Boden liegenden Alpen waren auch gleichzeitig im Besitze der Gemeinde. Der historischen Entwicklung der Eigentumsformen seit dem Mittelalter entsprachen die Privatalpen, die Lehensalpen und die Gemeindealpen.<sup>1</sup>

Das riesige Alpareal hatte die Tavetscher im 16. und 17. Jh. dazu bewogen, die qualitativ minderwertigen oder nur schwer zugänglichen Alpen an Auswärtige abzustossen.<sup>2</sup> Die übrigen Alpen, Lehensalpen und Gemeindealpen, blieben grundsätzlich der Nutzung durch die Tavetscher Bauern vorbehalten. Wenngleich die Wirtschaftsausrichtung im ganzen Tal die gleiche war, zeichnete sich die Alpennutzung durch verschiedene Formen aus. Geografische Gegebenheiten, Eigentumsformen und wirtschaftliche Anforderungen, in erster Linie aber eine eigentlich erstaunliche Innovationsbereitschaft mögen hinter den im 19. Jh. recht häufigen Veränderungen gestanden haben.

Wie eng die Nutzung einer Alp mit den wirtschaftlichen Verhältnissen im Talboden zusammenhing, kommt in der grundsätzlichen Bestimmung zum Ausdruck, wonach die Zahl der zur Alp zugelassenen Tiere eines Bauern mit der mit eigenem Heu überwinterten Anzahl identisch sein musste.<sup>3</sup> Das Heuvolumen, d.h. die Grösse des Talgutes war der den Viehbesitz bestimmende Faktor – Heukauf ausserhalb des Tales wurde durch verschiedene Bestimmungen erschwert.<sup>4</sup>

Diese Grundregel erfuhr im 19. Jh. allerdings häufige Modifikationen: Je nach Heuvorrat, Zustand der Weidefläche oder Tierbestand konnte sie freizügiger ausgelegt werden.

- 1) Vgl. dazu Gadola 1940, S. 30 – 36; Venzin, S. 48 f; Privatalpen waren Cornera, Cavradi, Nalps; Lehensalpen waren Tschamutt, Vall, Val Giuv, und Gemeindealpen Val Tiams, Cuolm Cavorgia, Cuolm Val, Culmatsch / Tgom, Nual, Muot / Val Strim, Maighels / Val Milar, Caschlè und Cuolm Davi
- 2) Cornera (das allerdings nie in Gemeindebesitz war) wurde von Faido her bestossen – ein nach a Spescha schwieriges und gefährliches Unterfangen (S. 310); Cavradi gelangte durch Schenkung an die Pfarrei Trun (Muoth, S. 40–47); Nalps de grass wurde an eine Disentiser Genossenschaft verkauft und Nalps de magher blieb vollständig im Besitze des Klosters.
- 3) Vgl. Weiss 1941, S. 198 ff.. Im Engadin und im Prättigau hing die Alpnutzung vom offiziell geschätzten Heuertrag ab (Weiss 1941, S. 200).
- 4) Vgl. unten S. 40 f.

Es stand dann die Möglichkeit offen, die Tiere für den Sommer nur zu pachten, oder im Frühling ein oder zwei Tiere zu kaufen und im Winter dem Eigentümer zurückzugeben. Diese grundsätzliche Oeffnung geschah allerdings erst in den 40er Jahren und wurde erst in den 60er Jahren zur gültigen Regel.

Die Lockerung dieser Bestimmung stand in einem gewissen Gegensatz zur Entwicklung der eigentlichen Alpnutzung.

Nach der "ursprünglichen Methode", der "moda primitiva de guder las alps"<sup>1</sup> legte ein Bauer zusammen mit ein paar Nachbarn wahrscheinlich seine gesamte Viehhabe auf eine und dieselbe Alp.<sup>2</sup> Während des Sommers konnte er nach Lust und Laune seine Tiere auf eine andere, bessere Alp wechseln - noch war genügend Platz vorhanden.

Eine Einschränkung der weitgehend freien Alpnutzung dürfte in den 20er und 30er Jahren eingesetzt haben. In der Gemeindeordnung von 1832 wurde erstmals eine Kontingentierung der Tiere pro Alp und Bauer erwähnt.<sup>3</sup> Dem "ulivar" (ausgleichen) musste eine Viehzählung und eine Bestandesaufnahme der Alp vorausgehen - der administrative Aufwand vermehrte sich.<sup>4</sup>

Gleichzeitig beschränkte man den freien Wechsel der Alp während des Sommers auf die Möglichkeit, einen Tausch mit einem andern Bauern vorzunehmen.<sup>5</sup>

Ende der 30er Jahre standen sich Befürworter der traditionellen freien Nutzung und Befürworter der "modernen" Alpteilung (in Kuh-, Rinder- und Schmalviehalpen) und den damit zusammenhängenden Einschränkungen in häufigen, recht heftig geführten Diskussionen gegenüber. Dem Gemeindevorstand - in der Regel aus gut bis sehr gut situierten Bauern zusammengesetzt - gelang es erst nach einem weiteren Jahrzehnt, sich gegen die "Kleinen" durchzusetzen und sie von den wirtschaftlichen Vorteilen der nach Viehrasse und -alter getrennten Sömmerung zu überzeugen.<sup>6</sup>

---

1) Venzin, S. 49

2) Diese nicht unumstrittene, archaisch anmutende Eigenheit lässt sich in den diesbezüglichen Bestimmungen der Gemeindeordnungen von 1811, 14 und 18 nachweisen, ausserdem in der Aufforderung, die Tiere an einem Tag gemeinsam zur Alp zu treiben. (GO 1823: 9; 1832: 12)

3) GO 1832: 42, 43. Wie neu die Bestimmung war, belegt die am Rande notierte, ausführliche Erklärung durch den Schreiber.

4) Die Alpnordnung von 1847 enthält erstmals auch die Resultate einer Viehzählung.

5) GO 1832: 42. In der Regel bevorzugte ein Bauer eine Alp, die dem Wohnort, resp. dem Maiensäss am nächsten gelien war: Bei Schneefall etwa musste die kleinere Wegstrecke zurückgelegt werden, um zu den Heimweiden zu gelangen. Da Kälte und fehlendes Futter die Milchleistung deutlich senkte, befanden sich die Besitzer von Maiensässen, die ihre Kühe im Stall mit eigenem Heu füttern konnten, deutlich im Vorteil. (Vgl. Berther, P.B. 1940, S. 37; Pfister II, S. 39; GO 1832: 11, 41).

6) Vgl. GProt. April/Juni 1840



Mit dieser Neuerung stand auch der Einführung und Ausbildung neuer verwaltungs- und verarbeitungstechnischer Strukturen nichts mehr im Wege.

Wie sah nun im Einzelnen die Organisation der Alpnutzung um die Jahrhundertmitte aus?

Aus dem regellosen Zusammenschluss einiger Bauern waren Nutzungskorporationen (caschadas) entstanden, bestehend aus 14 - 16 Bauern (pursanavels).<sup>1</sup> Während die Galtvieh- und Kleinvieh-alpen weiterhin von der Gemeinde verwaltet wurden,<sup>2</sup> hatte die Korporation nun das Recht, während zehn Jahren eine Kuhalp nach Belieben zu nutzen. Nach Ablauf der Frist wurde eine Neueinteilung der Alprechte und Korporationen vorgenommen.<sup>3</sup> Der Nutzverband wurde zum "Staat im Staate": Er "regelt seine Verhältnisse im Innern selbständig, die Mitglieder treten zu Beschlüssen zusammen, geben sich weitgehend selbst ihre Satzung, wählen ihre Beamten (...)." <sup>4</sup>

Ausser den Pflichten, die dem für ein Jahr gewählten Hüttenmeister oblagen,<sup>5</sup> - Besichtigung der Alp, Wahl der Alpknecchte, Regelung des Abtriebs bei Schneefall, etc. - wurden sämtliche Arbeiten unter den Mitgliedern ausgelost. Das gleiche Verfahren wurde auch bei der Reihenfolge der individuellen Nutzung angewendet. Für ein, zwei Tage, festgelegt in einem exakten Zeitplan, konnte ein Bauer die gesamte Milchmenge zur persönlichen Käse- und Butterproduktion nutzen.

Die für die Aufteilung der Sennereiprodukte entscheidende Aufzeichnung der Milchmenge geschah durch zwei verschiedene Systeme.

A Spescha beschrieb 1805 ausführlich das "Probemelken", das zu Beginn des Alp-sommers durchgeführt wurde: Etwa eine Woche nach dem Alptrieb wurden alle Kühe von den Bauern gemolken (im Losverfahren) und die der Milchleistung der eigenen Kühe entsprechende Käs- und Buttermenge bestimmt. Am Ende des Sommers verteilte man die Produkte nach dem einmal festgelegten Schlüssel.<sup>6</sup>

---

1) Berther, P.B. 1940, S. 37

2) Die Trennung von Galtvieh und Kühen wurde erstmals 1847 in der Alpordnung erwähnt. Höhere, rauhe Alpen waren für das Galtvieh, die milderen für die Kühe bestimmt. Die Alpladung musste an zwei Tagen vorgenommen werden. GO 1846: 3, 5.

3) Dies erklärt auch den Zehnjahres-Rythmus, der in die Alpordnungen integrierten Gemeindeordnungen. Ein Nebeneffekt war, dass auf den Unterhalt von vormals völlig verwaehrlosten Alpgebäuden (a Spescha, S. 209 f) und Alpweiden im Interesse jedes einzelnen Bauern mehr Gewicht gelegt wurde.

4) Condrau, S. 73

5) In den 50er Jahren wählte die Gemeindeversammlung den Cautegia (GProt. März 1852 und März 1853); von den 60ern an, die Korporation. (Venzin, S. 50).

6) a Spescha, S. 207; Vgl. auch Weiss 1941, S. 215 ff.; Muoth "a mesiras".

In dem aus den 50er Jahren überlieferten Verfahren wurde die Milch hingegen täglich gewogen (nicht gemessen<sup>1</sup>), die gesamte, während des ein- bis dreitägigen KäSENS genutzte Milch und die Milchmenge der eigenen Kühe getrennt errechnet und auf kleine Holzstäbchen übertragen.<sup>2</sup> Die Abrechnung wurde jeweils vorgenommen, wenn alle Mitglieder der Korporation einmal gekäst hatten - während des Sommers also verschiedene Male.

Die beiden Abrechnungsarten spiegeln gleichzeitig verschiedene Nutzungssysteme. Das Probemelken implizierte die Verarbeitung der Milch durch einen angestellten Bauern oder Sennen und die Lagerung der Produkte in der Alphütte. A Spescha erwähnt tatsächlich die Aufteilung der Gebäude auf den Lehensalpen in einen "Milchkeller" und in eine "Sennerei".<sup>3</sup> Demgegenüber stellte Berther fest, dass die Tavetscher Alpen "keine Sennen und keine Milchkeller" hätten.<sup>4</sup> Die Bauern nahmen ihre selbst hergestellten Milchprodukte gleich mit ins Tal. Der entscheidende Unterschied lag nun darin, dass mit dieser zweiten Methode die Quantität und Qualität der Produktion dem einzelnen Bauer weitgehend freigestellt war.<sup>5</sup>

Spätestens in den 60er Jahren, als die Lehensalpen ausgekauft wurden, verschwand im Tavetsch auch das Probemelken. Die nun auf allen Alpen übliche "Gruppensennerei"<sup>6</sup> wurde erst 1906 aufgegeben und das Käsen einem angestellten Sennen überlassen.

---

1) Messen oder wägen war offenbar eine Frage der Philosophie - es hiess, dass messen "gerechter" sei. (Soler, S. 246)

2) Vgl. Berther, P.B. 1940, S. 43 f; Weiss 1941, S. 230 ff.. Die "stias da latg" haben wegen ihrer kunstvollen Ausgestaltung einige Berühmtheit erlangt.

3) a Spescha, S. 211. Die Mönche hatten das Recht, ihren Käseanteil vor den Bauern aus den aufgereihten Käseläubern auszuwählen. Die Aufbewahrung der Milchprodukte auf der Tschamutter Alp geschah in einem klostereigenen Haus im Dorfe. Eine weitere Besonderheit dieser Alp war die Bestossung mit sämtlichen Tieren - sie war ja bis 1860 die einzige Alp der Tschamutter. (Gadola 1940, S. 30 ff.)

4) Berther, P.B. 1940, S. 38

5) Vgl. unten Kapitel 2.5.3

6) Die "Gruppensennerei" kann zwischen der (privaten) Einzelsennerei (hauptsächlich in Valsertal, wo Maiensäss- und Alpstufe zusammenfallen) und der genossenschaftlichen Sennerei (in beinahe allen Tälern mit dreistufigem Wirtschaftssystem) eingestuft werden. (Weiss 1941, S. 86 - 95; Vgl. auch "chischada" in DRG 3, S. 432 - 34. Wechsel-Sennerei war auch im Oberhalbstein bekannt. DRG 1, S. 193).

### 2.3.2 Die Weide und der Wald

Nach einer These Pl. a Speschas war die "politisch-ökonomische Eintheilung" der Talschaft in einzelne Dörfer schon sehr früh unter Berücksichtigung von Bevölkerungszahl und Weideareal zustande gekommen. So hätten sich die Weiler zu "Nutzvereinigungen" zusammengeschlossen: Surrein mit Nacla, Cadanal und Foppas; Camischollas mit Zarcuns; Sedrun mit Gonda und Salins und Rueras mit Giuv. Einzig Selva und Tschamutt besäßen eigene Heimweiden.<sup>1</sup>

Speschas Hinweis belegt einen grundlegend verschiedenen rechtlichen Anspruch auf die Nutzung von Alpweiden und Allmenden, wenngleich beide öffentliches Eigentum waren: Während die Alpen von Korporationen genutzt wurden, deren Mitglieder theoretisch aus dem gesamten Talgebiet stammen konnten,<sup>2</sup> hing die Nutzung der Heimweiden von der Zugehörigkeit zu einem Dorf ab. Dem Dorfmeister (cauvitg) und der Dorfgenossenschaft oblag die Regelung der Nutzung, die Wahl der Viehhüter und des amtlichen Pfänders.

Das Wachstum der Ortschaften musste gezwungenermassen zu Reibereien zwischen den Dörfern führen, denn das Weideareal war im Gegensatz zu den Alpen recht knapp bemessen. Die Absteckung der Grenzen war folglich während des ganzen 19. Jh. ein permanenter Konflikstoff; 1892 noch hoffte die Gemeindekommission, das Problem "ina gada per adina", einmal für immer, abgeschlossen zu haben.<sup>3</sup>

Das Beispiel eines Konfliktes - zwischen Sedrun und Gonda - ist aus einem Gerichtsfall von 1883 überliefert. Um alte Rechte festzustellen, zog man ein Gerichtsprotokoll aus dem Jahre 1820 hervor. Darin pochten die Sedruner auf ein noch älteres Recht, das ihnen die Nutzung der Weide in Gonda zugestand, da diese keine "pistira separada" - Heimweide -, sondern eine "pistira cumina" - Gemeindeweide - sei. Gonda argumentierte, die Sedruner hätten früher nur dann ein Recht auf ihre Weide gehabt, wenn man das Vieh nicht auf die Alpen trieb (was um 1810 der Fall gewesen sein soll). Jetzt aber habe jedes Dorf ein Recht auf eigene Weide und müsse diese, da man ja wieder zur Alp triebe, im Sommer auch "mundiar", d.h. von der Atzung ausschliessen. Gonda erhielt damals - 1820 - Recht.<sup>4</sup>

Die Gondner hatten doppeltes Unrecht erfahren: Einmal war ihre Heimweide durch die Sedruner Kühe "schwer geschädigt", d.h. kahlgefressen worden, zum anderen hatten sie reglementsgetreu ihre eigenen Tiere "in die Berge" - auf Alpweiden -

---

1) a Spescha, S. 221

2) Die freie Wahl der Alp führte allerdings häufig zu Korporationen, die aus Nachbarn zusammengesetzt waren. (Berther, P.B., S. 42).

3) "Pastiras della vischnaunca de Tujetsch stigiadas ora e terminadas ina gada per adina la primavera digl on 1892," GAS.

4) Protocol de Sentenzias zivilas, Band 2, 1820, GAS 152

getrieben, wo sie sich "in grosser Gefahr vor Abstürzen" befunden hätten, während die Sedruner Kühe gemütlich im Tal geblieben waren.

Die Nutzungsberechtigung an Alpen und Allmenden war grundsätzlich an drei Kriterien geknüpft: Das Bürgerrecht, die Niederlassung in einem Dorf ("fiug") und der Grundbesitz.<sup>1</sup> Zusammen garantierten die drei Voraussetzungen für einen festumschriebenen Kreis von alteingesessenen Bauern. Diese hatten das Recht, im Sommer ihre Tiere auf die Alpen zu treiben, die Heimweiden als Frühlings- und Herbstweide zu nutzen, dort evtl. noch etwas Gras und Laub für den Winter zu sammeln und den Bedarf an Brenn- und Bauholz zu decken.

Die Heimweiden bedeuteten innerhalb des landwirtschaftlichen Systems also nicht allein eine Alternative zu den Alpweiden, sondern machten für einen Teil der Bevölkerung die eigentliche Existenzbasis aus. Eine Ziege, die "Kuh der Armen", konnte sich mithin jeder leisten – sie lieferte ihm dafür Milch, Zieger und Käse.

Wer allerdings die Nutzungsanforderungen nicht erfüllte, war verpflichtet, seine Ansprüche alljährlich an der Gemeindeversammlung anzumelden. Der Bitte der Aermsten um die "pascalaziun d'ina caura", das Weiderecht einer Ziege, wurde in der Regel wohlwollend, "per l'amur de Diu", stattgegeben.

Die Anwendung der mit dem Bürgerrecht verhafteten Verordnungen gründete in einer abwehrenden, skeptischen Haltung gegenüber allen Fremden; darin unterschied sich das Tavetsch nicht von andern Gemeinden.<sup>2</sup>

Entscheidender aber war das wirtschaftliche Problem: Die Weideflächen vermochten nur einer begrenzten Viehzahl eine ausreichende Futterbasis bieten. Mit verschiedenen Massnahmen versuchte die Gemeinde, diese Zahl zu regulieren. Neben der oben genannten Winterungsklausel wurde der Kauf von fremdem Heu, der einzelnen Bauern die Erhöhung der Viehbestände ermöglicht hätte, verboten oder dann mit hohen Abgaben – das Doppelte des Heupreises – belegt. Die Ueberwinterung der Tiere in auswärtigen Ortschaften wurde grundsätzlich untersagt: Als Valentin Cavegn im Mai 1854 seine in Disentis überwinterten Ziegen auf die Weiden lassen wollte, wurde seine diesbezügliche Bitte mit Entrüstung abgelehnt.<sup>3</sup>

---

1) Vgl. Moosberger, S. 66 f.

2) Vgl. unten S. 109 f.

3) GProt. Mai 1854

Dem gleichen - regulierenden - Zweck diente die Kontingentierung des Viehhandels, d.h. des Kaufes von auswärtigen Tieren.

Zwischen November und Juni wurde jedem Bauernbetrieb eine maximale Einkaufszahl zugestanden, welche im Frühling je nach Futter- und Graswuchsverhältnissen noch erhöht werden konnte.<sup>1</sup> Mit dem Kaufe war gleichzeitig eine Abgabe an die Gemeinde (arvè) verbunden. Ueber die Kauflimite und dem Erhebungsmodus gerieten sich die Tavetscher beinahe jedes Jahr in die Haare: Die einen wünschten einen Pauschalbetrag, unabhängig von der Tiergattung, die andern eine monatliche Taxe, die auf die Tiergattung Rücksicht nahm.<sup>2</sup>

Die Mehrheit der Bauern hatte kein Interesse an einer Lockerung der Kaufslimiten, denn sie garantierten zu einem gewissen Masse eine stabile Besitzordnung. Die in den 40er und 50er Jahren von der Ausnahme zur Regel gewordene freizügige Auslegung der traditionellen Beschränkungen traf denn auch in erster Linie die unteren Besitzklassen. Mit der verstärkten Nachfrage nach fremdem Heu kletterten die Preise besonders in Krisenzeiten in horrende Höhen. Während die Armen sich immer tiefer verschuldeten, vermochten die bessergestellten Bauern ihre Viehbestände zu vergrössern - eine im Hinblick auf den Exporthandel entscheidende Positionsverbesserung.

Der Konflikt zwischen den "fortschrittlichen" und den an den traditionellen Strukturen festhaltenden Bauern - ein Konflikt zwischen sozialen Klassen - hätte eigentlich auch in der seit den 30er Jahren diskutierten Frage um die Privatisierung der Allmenden zutage treten müssen. "Wie störend", schrieb 1850 A. von Planta, "wirken auf das Auge nicht jene zahlreichen, weiten, röthlichen Flächen, die mit ihren dünnen Halmen nur einige magere Heimkühe oder Pferde ernähren, während unmittelbar daneben fette Wiesen und ährenreiche Kornfelder prangen!"<sup>3</sup>

Der "national-ökonomische" Lagebericht gipfelte in der Forderung, die Allmenden aufzuteilen und zu urbanisieren. Für Planta war es weniger entscheidend, "wer den Boden besitzt, sondern, dass man ihn möglichst produktiv benutze." Eine ganze Reihe "modern" eingestellter Bündner teilten seine Meinung, vorab die Anhänger der ökonomisch-patriotischen Bewegung Graubündens.

1) GProt. 1841, 1853 und 1865. In den 40er Jahren betrug sie vier Tiere, unabhängig von der Gattung.

2) GProt. 1841 - 53. 1841 wurde der Pauschalbetrag auf monatlich 20 Kreuzer pro Tier oder 3.50 fl. für die gesamte Periode festgesetzt. 1845 wurde dann der Preis für Pferde auf 8 fl. erhöht, was monatlich 1.20 fl. entsprach, und der für Kühe mit 30 Kreuzer monatlich fixiert.

3) Planta, A. v., S. 20

Für die Gegenden, in denen die Allmend infolge des ausgedehnten Fettwiesenareals tatsächlich nur schwach genutzt wurde, mochten die Vorschläge Plantas eine gewisse Berechtigung gehabt haben. Wo jedoch wie im Tavetsch die Heimweiden eine derart grundlegende Bedeutung besaßen, hätte eine Privatisierung den Grossteil der Bauern in grosse Existenznot gebracht.

Die Frage ist deshalb auch kaum diskutiert worden. Im Gegenteil: Der erhöhte Weidebedarf führte einige Bauern Cavorgias 1853 sogar dazu, einen öffentlichen Anspruch auf ein (privates) Maiensäss zu erheben.<sup>1</sup>

Die einzige Ausnahme einer "Privatisierung" betraf das Allmendland, das den Armen zur Bewirtschaftung abgegeben werden sollte. Bis 1855 hatten diese das - exklusive - Recht, auf eigens zugeteilten Weideflächen etwas Gras für ihre Ziegen zu sammeln. Mit der Aenderung der Armenordnung wurden ihnen jedoch Weiden für den Ackerbau zugesichert, die zu allem hin noch in der Nähe der Wiesen oder zumindest an einem nahen, bequem erreichbaren Ort zu liegen hatten.<sup>2</sup>

Ausserdem bot der Gemeindevorstand verschiedentlich Weideland zum Verkauf an, um mit dem Erlös die Armenkasse zu füllen.<sup>3</sup>

Trotz des hartnäckigen Widerstandes vieler Bauern wurden die Landverkäufe und -zuteilungen 1856 durchgesetzt. Die Käufer gehörten mit einem durchschnittlichen Vermögen von 5'600.- Franken bezeichnenderweise zu den bessergestellten Bauern - fünf der zwölf waren ausserdem in der Gemeindebehörde und einer war der Pfarrer.<sup>4</sup>

Mehr Verständnis für eine fortschrittliche Lösung erfuhr dagegen die Neuordnung der Waldnutzung. Nur ein kleiner Teil der Wälder befand sich im Besitze von Privaten und Korporationen, während der Grossteil von der Gemeinde verwaltet wurde. Auf die Degeneration des Waldbestandes durch unkontrollierte Nutzung hatte auch Pl. a Spescha hingewiesen:

"In Tavätsch sind über 1'000 Gebäude aus Holz und diese müssen wieder mit Holz unterhalten werden; der Holzverbrauch ist ohne Kunst und ohne Schonung. Jährlich wird mehr oder weniger nur aus Kurzweil in den Wäldern angezündet und unnützlich verbrannt, nur um Rauch oder eine grosse Flamme zu sehen.

Jährlich werden die Ziegen, und nicht selten täglich in die Wälder ge-

- 
- 1) GProt. Juni 1853. Die Bauern wurden aufgefordert, ihr angebliches Recht mit alten Schriften zu belegen. Ob ihnen dies gelang, ist nicht überliefert.
  - 2) Armenordnung 1855. Vgl. dazu unten S. 110
  - 3) GProt. 1855, 63, 64 und 67. In Ursern (Uri) wurde 1848/50 jeder Familie ein "Allmendgarten" von 400 m<sup>2</sup> Fläche zugeteilt, wo neben Gemüse auch Gerste, Hanf und Flachs angebaut wurde. (Bielmann, S. 87).
  - 4) Verkaufsprot. 1856

trieben; vorzüglich im Frühjahr beissen sie die ersten Schösslinge weg und der Nachwuchs wird verhindert und verderbt. Man nimmt Mies (Moos) und Streue aus den Wäldern ohne Schonung und Achtsamkeit; dadurch werden die Wurzeln der Tannen von ihrem Verdeck und ihrer Nahrung entblöst. Ein jeder sucht Latten, d. i. hohe und schlanke junge Bäumchen, die zur Verzäunung und zur Unterlage der Dächer gebraucht werden, nach Belieben aus; ein jeder Bürger fällt darin (im allgemeinen Wald), was und wo er will; wälzt und schleift das Gefällte durch die Wälder ohne Rücksicht und Schonung."<sup>1</sup>

Bannwälder blieben zum Schutze vor Lawinen und Rufen, aber auch als Holzreserve seit jeher von sämtlicher Nutzung ausgeschlossen. Die einzige Ausnahme betraf das sporadisch erlaubte Zusammenlesen des liegenden Holzes.<sup>2</sup> Seit den 30er Jahren wurde im Tavetsch nun auch die Nutzung der übrigen Wälder kontingentiert. Die streng überwachte Abgabe erfolgte grundsätzlich nach Haushalten; danach hatte jede Familie das Recht auf ein jährliches Quantum an Gratholz (Brennholz) und an qualitativ besserem Bauholz. Der Verkauf von grösseren Mengen - etwa durch die Folgen von Unwettern - wurde, wie beim Wildheu, mittels Auslosung und Versteigerung vorgenommen.<sup>3</sup> Als Mistral Venzin 1840 die Forderung erhob, die Abgabe statt nach Haushalten nach Häusern vorzunehmen, fand er keine Beachtung. Familien, die mit anderen zusammen in einem Haus wohnten, wären dabei stark benachteiligt gewesen. Eine Tendenz zur sozialen Diskriminierung beim Herrn Mistral?<sup>4</sup>

Um 1850 nahmen die Tavetscher eine Waldordnung an, die in ihrer äusserst strengen Reglementierung ein Novum für Graubünden darstellte: Das Fällen von Holz wurde rigide eingeschränkt oder an gewissen Stellen auf Jahre hinaus gänzlich verboten.<sup>5</sup> Die Holzpreise wurden deutlich erhöht und - die eigentliche Neuerung - die Verwendung von Steinen für den Bau von Häusern und Zäunen mit Prämien belohnt.<sup>6</sup>

Damit wurde zur Rettung des Waldbestandes ein wichtiger Beitrag geleistet,<sup>7</sup> andererseits verschlechterte sich die Situation der finanzschwächsten Bauern: Mit Ausnahme des Brennholzes überstiegen die Preise für Bauholz in manchen Fällen die vorhandenen Mittel.

---

1) a Spescha, S. 213

2) GProt. Mai 1845; Vgl. auch Moosberger, S. 95

3) GProt. November 1840

4) Vgl. Nova Gas.Rom. 30.03.1840

5) Gas.Rom. 13.01.1860; Moosberger, S. 96 f. Das genaue Datum fehlt wegen einer über fünf Jahre hinaus dauernden Lücke der Gemeindeprotokolle.

6) GProt. Januar 1853.

7) Gas.Rom. 30.04.1869. In den 60er Jahren wurden wiederholt Bäume angepflanzt.

Wo die Folgen einer masslosen Nutzung derart augenfällig waren wie beim Wald, zeigten die Tavetscher eine konsequente Innovationsbereitschaft. Ein anderer Fall war dagegen die öffentliche Nutzung der privaten Güter – die sogenannte Gemeinatzung.

### 2.3.3 Die Gemeinatzung

Als im Oktober 1863 im Tavetsch über die Aufhebung der Gemeinatzung abgestimmt wurde, lautete das – vernichtende – Resultat: 121 Neinstimmen gegen ganze 2 Jastimmen.<sup>1</sup> Dabei waren die mit der öffentlichen Atzung verbundenen Nachteile durchaus bedeutend:<sup>2</sup>

- Die Aufhebung der Gemeinatzung im Frühjahr (mundi) erfolgte in der Regel so spät, dass die frischen Saaten zerstört wurden.
- Der Anbau von Wintergetreide wurde verunmöglicht.
- Die Heuernte wurde um zwei bis drei Wochen hinausgezögert, der Ertrag war dementsprechend gering.
- Eine dritte Grasnarbe – nach dem Emd – konnte nicht mehr heranwachsen.

Ackerbau und Viehzucht waren also gleichermaßen durch eine bedeutende Produktionseinbusse betroffen. Für die viehzüchtenden Tavetscher bedeutete das fehlende Heuquantum konkret die Verhinderung eines erhöhten Viehbestandes.

Als korrespondierendes Mitglied der ökonomisch-patriotischen Bewegung mit dem physiokratischen Gedankengut bestens vertraut, schrieb dazu 1805 Placi a Spescha:

"Mit diesem Ueberschuss an Heu (gemeint war das Heu von eingezäunten Wiesen) kann man auch den Vorteil an Grumet (Emd) berechnen; denn mit mehr Heu kann man die Thiere länger und besser im Stall füttern, als wenn sie auf den Weidgängen genährt werden. Zugleich hat man auch den grossen Vortheil an Dung, den man sammelt und der zur fruchtbringenden Zeit ausgelegt werden kann. (..) Der Bauer ist wie ein Kind, das noch nicht gehen kann; man muss ihn also mit Geduld in die Haushaltskunst einführen, bis er selbst darin, ohne zu straucheln gehen kann."<sup>3</sup>

---

1) GProt. Oktober 1863

2) Vgl. Hager, S. 291

3) a Spescha, S. 217



Warum liessen sich die Tavetscher nicht von einer derart gradlinigen Argumentation überzeugen? Die Vorteile eingezäunter Wiesen mussten auch ihnen bewusst gewesen sein, denn die Tendenz, eigene Felder zu schonen, war verbreitet: In den Gemeindeordnungen wurde wiederholt auf die Regel hingewiesen, wonach die eigenen Tiere zur Gemeinatzungszeit nicht vom Stall weg in eine bestimmte Richtung getrieben werden durften.<sup>1</sup>

Die Freiheit, seine Güter individuell zu bestellen – das Hauptargument der Gemeinatzungsgegner – scheiterte im Tavetsch in erster Linie am geringen Umfang der privaten Güter. Der ausgesprochen lange Winter hätte bei ausschliesslicher Stallfütterung eine Heumenge verlangt, die auch mit einer Einzäunung der Wiesen nicht erreicht worden wäre. Die vorgeschlagene Umstellung bedingte ausserdem eine Reduktion der Viehbestände, die erst nach einer – unbestimmten – Zeit wieder ausgeglichen und sogar erhöht werden konnte. Dagegen wehrten sich nicht nur die Kleinbauern, sondern auch die eine Steigerung des Viehexportes beabsichtigenden Besitzer grösserer Herden.

Gegen diese "Sachzwänge" verloren die Argumente, mit denen seit den 30er Jahren für eine Aufhebung gekämpft wurde, ihre Kraft. Kam dazu, dass sie an den Zuständen im Tavetsch vorbeizielten. Die kritisierte Haltung von Kleintierherden etwa, durch die wertvolles Kulturland der Besitzenden zerstört würde, gehörte zu den Grundvoraussetzungen bergbäuerlichen Wirtschaftens im 19. Jh.<sup>2</sup> Auch die in den 50er Jahren im Tavetsch aktuell werdenden Bodenpreise, die der Argumentation zufolge durch die "Ausbeutung" des Bodens niedrig gehalten wurden, konnten durchaus im Sinne der nach mehr Land trachtenden Bauern sein.<sup>3</sup>

Hinter dem Fortschrittsdenken einiger Aufhebungsbefürworter stand auch – oft nur ungenügend verdeckt – die Angst vor einem Umsturz der gesellschaftlichen Ordnung. "Wollt ihr alle Vermögenden vernichten", fragte 1837 der Grischun Romonsch, "auf dass alle in kürzester Zeit arm werden und nichts mehr besitzen?!"<sup>4</sup>

In diesem Zusammenhang mussten sich die meisten Tavetscher als "Arme" – als Landarme – einschätzen. Den Erfordernissen gemeinsamen Wirtschaftens konnte

---

1) GO 1814: 21; 1832: 21

2) Vgl. Grischun Romonsch 6.6.1837

3) Vgl. II Grischun 14.3.1856; vgl. dazu unten S. 59

4) Grischun Romonsch 6.6.1837

sich niemand entziehen - die Gemeinatzung blieb noch über 100 Jahre bestehen!

\*

Veränderungen der landwirtschaftlichen Produktion konnten im Tavetsch nur innerhalb der traditionellen Nutzungsordnungen erfolgen. Die geografischen Verhältnisse und die historische Entwicklung der Eigentumsformen liessen für eine individuelle Bewirtschaftung keinen Raum übrig.

Hinter den scheinbar geringfügigen Neuerungen, die um die Jahrhundertmitte eingeführt wurden, stand die Forderung einiger Bauern nach mehr "Freiheit" von genossenschaftlichen Bindungen. Das äusserte sich besonders in der Lockerung restriktiver Einkaufsverbote von Vieh und Heu. Ohne die sozioökonomischen Strukturen zu verändern - die Mehrheit der Bauern hielt unbeirrt von den Ereignissen in andern Orten an den alten Rechten fest -, kam es dadurch zu einer gewissen Polarisierung der Besitzanteile. Die erhöhten Viehbestände einiger "Reichen" belasteten das ohnehin knappe Weidelandangebot und verschlechterten die Existenz vieler Kleinbauern. Andererseits blieb gerade dadurch das Gemeinland und die Gemeinatzung von Veränderungen unberührt, denn für eine ausschliesslich private Nutzung war auch der Bodenbesitz der Reichen zu klein.

## 2.4 DIE PRIVATEN GUETER

Bisher war ausschliesslich von der Bewirtschaftung des gemeinschaftlichen Bodens die Rede.

Als entscheidendes Merkmal der Nutzung hat sich wiederholt der individuelle Grundbesitz erwiesen. Er bestimmte ausserdem zu einem grossen Teil die Siedlungsweise, die Produktionsausrichtung und die Arbeitstechnologie.

Gründe genug also, auf die eigentliche Besitzstruktur nun näher einzugehen. Soweit die in dieser Beziehung recht magere Quellenlage es erlaubt, sollen im einzelnen die Bedeutung des Bodenbesitzes, das Erbsystem und der Bodenmarkt in ihrem Verhältnis zur Bevölkerungsentwicklung aufgezeigt werden.

### 2.4.1 Der Grundbesitz

Eine ökonomische Schichtung der Bevölkerung lässt sich – grob – in zwei Gruppen vornehmen: In eine landbesitzende und eine nicht-landbesitzende. Die Möglichkeit eines Einkommenserwerbs ausserhalb der Landwirtschaft war nur in sehr beschränkter Masse gegeben. Boden war deshalb das einzige Produktionsmittel, er konnte folglich auch als grundlegendes Schichtungskriterium gelten. Wer kein Land besass, gehörte gezwungenermassen zur Klasse der Armengehörigen, angewiesen auf das Wohlwollen der Gemeinde.

1865 waren es 17 von 168 Haushalten, die keine Steuern bezahlen mussten – sie besaßen nichts, was sie hätten versteuern können.<sup>1</sup> 9 von 10 Bauern waren somit Grundbesitzer. Sie wiesen beträchtliche Unterschiede hinsichtlich ihres Vermögens auf: 3/4 aller Haushalte besaßen nur gerade 27% des Gesamtvermögens.<sup>2</sup> Das Land war dementsprechend ungleich verteilt.

Pater B. Berther, ein Kenner der lokalen Verhältnisse, schätzte die für den Beginn des 20. Jh. gültige durchschnittliche Betriebsgrösse auf 3.5 ha, wobei

---

1) Steuerrechnung für Strassenbau und Klosterschuld, GAS 5.15. Ebenso waren die 13 Haushalte der Ortschaft Tschamutt zu keiner Steuerabgabe verpflichtet, da sie zu diesem Zeitpunkt der Gemeinde noch nicht angegliedert war.

2) Vgl. unten S. 86 f.

die grössten Bauernbetriebe 5.9 ha, die kleinsten nur gerade einige Quadratmeter Bodenfläche aufwiesen.<sup>1</sup> Die durchschnittlichen Grössenangaben mögen auch für das 19. Jh. ihre Gültigkeit besitzen. Dennoch wäre es falsch, statische Besitzverhältnisse für diesen Zeitraum vorzusetzen. Die Entwicklung der Bevölkerungszahlen, der Landnachfrage und Bodenpreise, und schliesslich das Realteilungssystem führten zu einer steten Veränderung der Besitzanteile an der Landmasse.

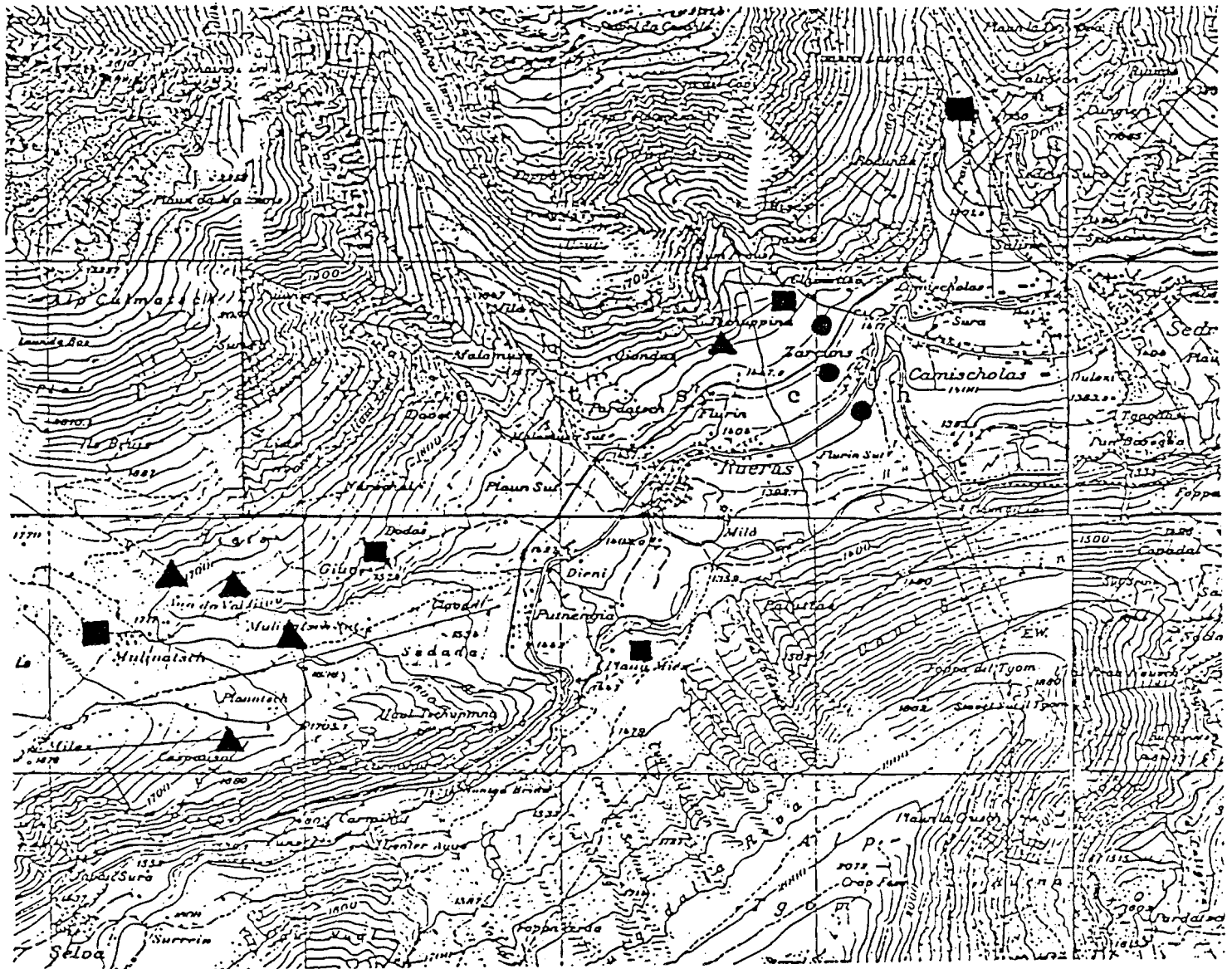
Waren derart kleine Bauernbetriebe überhaupt funktionsfähig? Die oben beschriebene Nutzungsverfassung lässt diese Frage bejahen. Die auf Selbstversorgung ausgerichtete Wirtschaftsweise der Tavetscher Bauernbetriebe hing zudem von der räumlichen Verteilung der Parzellen ab.

Die Kombination von Ackerbau und Viehzucht verlangte Bodenflächen, die den diversen Anforderungen, wie Exposition, Bodenart, Bewässerung und Neigung, genügen mussten. Diese Flächen lagen aber selten in einer Zone, sondern waren wegen der Reliefgestalt der Landschaft punktartig verstreut. Die quantitative Erfassung der Parzellen kann wie bereits oben die Grösse der Betriebe wegen des fehlenden Quellenmaterials nicht vorgenommen werden. Wir sind hier wieder auf die Schätzung P.B. Berthers angewiesen: Danach soll die Anzahl Parzellen pro Bauernbetrieb zu Beginn des 20. Jh. zwischen 5 und 120 geschwankt haben, wobei die Zahl früher anscheinend noch höher lag.<sup>2</sup>

Die Festlegung einer minimalen Funktionsgrösse eines Betriebes stösst hier auf Schwierigkeiten, ebenso der Vergleich zwischen benachbarten Regionen innerhalb des Alpenraumes.<sup>3</sup> Für die Erwirtschaftung eines dem durchschnittlichen Lebensstandard angemessenen Ertrages kam es, um es nochmals schlagwortartig auszudrücken, nicht nur darauf an, wieviel Land einer besass, sondern auch, wo es lag.

- 
- 1) Berther, P.B., Notizen, M 608. Der Anteil der unter 5 ha grossen Bauernbetriebe lag: in Graubünden bei 63% (Stat.Hdb., S. 224) (1905); in Uri bei 64% (Huber, S. 18); im Wallis bei 86% (a.a.O.); in Luzern bei über 50% (Lemmermeier, S. 237) (19. Jh.).
  - 2) Berther, P.B., Notizen, M 608. Die Angaben beruhten auf mdl. Mitteilungen.
  - 3) Karl Huber hat z.B. festgestellt, dass der ausschliesslichen Viehwirtschaft des Kt. Uri eher eine schwache Bodenparzellierung entsprach, während die autarke Wirtschaftsweise der Walliser Bergtäler mit Wein-, Obst- und Getreideanbau kleinste Bodenparzellen bedingte. (Huber, S. 18 ff.).

Abb.6: Die Verteilung der Landparzellen<sup>1</sup>



Legende:      Ackerland      ●  
                   Fettwiesen      ■  
                   Magerwiesen     ▲

1) Landbesitz des Vigili Josef Deragisch, der 1867 nach Amerika auswanderte, rekonstruiert aus Verkaufsbuch 1853 - 1867.

Vigeli Josef Deragisch, dessen Grundbesitz hier als Beispiel für die Parzellierung und Verteilung der Felder dient (vgl. Karte auf der vorderen Seite), konnte mit seinen rund 10 Acker- und Fettwiesenparzellen, seinem Maiensässanteil und einigen Magerheuwiesen kaum als reicher Mann gelten.<sup>1</sup> Rund um seinen Wohnort in Zarcuns besass er einige Ackerfelder, die in günstiger Entfernung leicht zu bewirtschaften waren. Die meisten seiner Heuwiesen lagen indessen einige Wegstunden vom Wohnhaus entfernt; der erhöhte Zeitaufwand für die Zurücklegung der Wegstrecke wirkte sich besonders im Winter negativ aus, wenn er morgens und abends sein Vieh in den entlegenen Ställen füttern sollte. Stundenlanges Stampfen durch meterhohem Schnee, Kälte und Schneestürme, Lawinengefahr – die Mühsale und Gefahren können leicht abgeschätzt werden.

Dennoch überwogen die Vorteile, die ein verstreuter Wiesen- und Stallbesitz auf die Arbeits- und Transporttechnologie hatte: Der wichtige Mist war durch die Winterfütterung gleich an Ort und Stelle; das ersparte mühselige Transporte und ermöglichte den Besitz von Fettwiesen auch in grösserer Entfernung. Das Gleiche galt für den Heutransport, für das Erdeaustragen, usw.

Die erleichterte Wirtschaftsweise, die den Besitz teurer Transportmittel und Zugtiere beinahe überflüssig machte, mag ein Hinweis sein für die Erklärung der Bodenbesitzstrukturen. In einem direkten funktionellen Zusammenhang stand nun die Uebergabe des Besitzes von Generation zu Generation.

---

1) Der Erlös seiner Landverkäufe, die er vor der geplanten Auswanderung tätigte, war dementsprechend gering.

## 2.4.2 Die Vererbung

Realteilung verlangte bei konsequenter Durchführung, dass alle Kinder zu gleichen Teilen den elterlichen Hof zerstückelten. Der Wunsch der Kinder nach einem "gerechten" Anteil entspringe der Idee, stellte Pfarrer Aliesch 1784 fest, dass diese Güter "besser glücken" als andere und es "Undank und Verachtung der Eltern" wäre, wenn man sie (die Kinder) "nicht mehr in Ehren hielte als andere."<sup>1</sup>

Jedes Grundstück besass wie erwähnt eine ganze Reihe natürlicher Eigenschaften, deren Ertragswert höher eingeschätzt wurde als die flächenmässige Ausdehnung. Deshalb wurden in der Regel die Parzellen auch nicht ausgetauscht, sondern unter den Erben immer weiter aufgeteilt, so dass "jeder in jeder Lage einen Streifen Land erhält, und nicht der eine alles Schattenwiesen, der andere alles Sonnenwiesen."<sup>2</sup>

Die Zerstückelung des Besitzes machte auch vor Gebäuden und Hauseinrichtungen nicht halt. Da zu jedem Grundstück in der Regel ein Wirtschaftsgebäude gehörte,<sup>3</sup> konnte dieses auf zwei, vier oder gar acht Partien aufgeteilt werden. Die Töchter besaßen dabei prinzipiell das gleiche Recht wie ihre Brüder; ein Vorzugsrecht der Söhne war im Gesetz nicht vorgesehen.<sup>4</sup>

Angesichts der weitreichenden Folgen einer konsequenten Realteilung im Falle eines Bevölkerungswachstums,<sup>5</sup> stellt sich nun die Frage, wie flexibel in der Praxis das Erbteilungssystem angewandt wurde.

1853 wanderten die Brüder Vigeli und Martin Pally nach Amerika aus. Zurück blieben der älteste, verheiratete Bruder Gieri Ludovic und der Jüngste, Martin.

16 Jahre später einigten sich die beiden Zurückgebliebenen mit Losentscheid, dass der Verheiratete das Haus erhalten sollte, und der Jüngste

---

1) Sammler IV., S. 369, in: Spinax, S. 205

2) Huber, S. 20

3) Berther, P.B., zählte im Tavetsch rund 600 Wirtschaftsgebäude; davon besaßen 500 einen Viehstall (M 608).

4) Planta, CGB, S. 426 ff.. Der diesbezügliche Vorschlag einer Gesetzeskommission im Rahmen der Zivilgesetzrevision musste fallengelassen werden.

5) Sammler IV., S. 369 in: Spinax, S. 205. Pfarrer Aliesch berechnete 1784 eine Wertverringerung von 10% bei jedem zerstückelten Grundstück.

gegen Entschädigung (die Hälfte des Hauswertes, 600.- Franken) die alte Mutter versorgen musste, dafür aber das Wohnrecht erhielt. Im darauffolgenden Winter starb die Mutter. Die in Amerika lebenden Brüder liessen nun ihren Erbanteil (Bodenbesitz) zu gleichen Teilen verkaufen. Martin, der noch unverheiratet war, beschloss jetzt ebenfalls, seinen und den gerade erstandenen Erbteil an den Aeltesten zu verkaufen und reiste seinen Brüdern nach Amerika nach. Zurück blieb Gion Ludovic mit seiner Familie, Besitzer des gesamten vom längst verstorbenen Vater geerbten Bauernbetriebes, gleichzeitig aber auch vor einem riesigen Schuldenberg stehend.<sup>1</sup>

Das Beispiel der Familie Pally beschreibt eigentlich einen erst im 19. Jh. zur Regel gewordenen Ausnahmefall: Die Auswanderung. Ein systemimmanenter Regulierungsfaktor des Erbgangkreislaufes war hingegen die Heirat. Obschon im Einzelnen nicht nachweisbar, liegt es nahe, dass erst mit der Verschmelzung der Erbteile beider Partner die Gründung eines neuen Bauernbetriebes möglich wurde.

Tab.1: Eheschliessungen und Erbschaftsregelung 1840 - 1870<sup>2</sup>

Jahre	Eheschliessungen		"vorzeitige" Erbschaftsregelung
	Total	zwischen Tavetschern	
1840/49	42	35	8
1850/59	60	45	5
1860/69	59	38	19

Die geringe Zahl "vorzeitiger" Erbschaftsregelungen - d.h. der Regelung vor dem Tode des Erbwalter - führt zum Schluss, dass meist erst mit dem Tode des Vaters das Erbe angetreten und ein neuer Betrieb gegründet werden konnte. Für diese Annahme spricht auch das hohe Heiratsalter der Männer (32 Jahre) und die kleine Anzahl von Dreigenerationen-Haushalte (2%).<sup>3</sup>

Die Zunahme des vorzeitigen Erbantrittes steht wiederum im Zusammenhang mit der Auswanderungsbewegung, insbesondere mit den Eheschliessungen im Ausland. Die Auswanderungs- resp. Heiratswilligen erhoben, wie im Falle der Familie Pally, Anspruch auf die Auszahlung ihres Erbteiles durch die Zurückgebliebenen, was oft eine enorme finanzielle Belastung - lies Verschuldung - bedeutete.

1) Rekonstruiert aus Verkaufsbuch 1853 - 69

2) Das Festhalten von Verwandtschaftsbeziehungen stösst bei der geringen Zahl von Geschlechtern auf Schwierigkeiten. Es wurde nur gesicherte Angaben berücksichtigt.

3) Vgl. unten S. 124,130; dazu ausführlich Mathieu II, S. 34-57



Doch auch eine unter Tavetschern geschlossene Ehe stellte ein finanzielles Risiko dar. Ein Tavetscher Sprichwort besagte: "Wer weit geht, um seine Braut zu finden, muss auch weit gehen, um die Tiere zu füttern!"<sup>1</sup>

Lagen die Wohnorte der Frischverheirateten tatsächlich weit auseinander – was nach Möglichkeit vermieden wurde –, konnte der neue Betrieb durch Tausch oder Verkauf eines Erbteiles und Kauf von Landparzellen in der Nähe des Wohnortes "arrondiert" werden.

Da der Mann in der Regel Träger des Hauses und der dazugehörenden Landfläche war, wurde häufig der Erbteil der Frau verkauft. Die Geschwister der Ehefrau kamen dadurch wieder in den Besitz des väterlichen Landes – ein Grund, die Heiratsabsichten der Schwester zu fördern. Wenn der Erbteil der Frau hingegen umfangreicher war, konnte auch das Gegenteil eintreten:

In I.C. Muoths "Sozialstudie" der Oberländer Bauerngemeinschaft – "A mesiras" – musste Geli, der Sohn des reichen "Assistenten", das väterliche Erbe mit seinem Schwager teilen. Für diesen hatte sich die Heiratspartie gelohnt, während Geli jetzt nur noch als mittelmässiger Bauer galt, dessen aristokratisches Getue ihm nicht mehr anstand.<sup>2</sup>)

Betriebsarrondierungen waren immer mit finanziellen Verlusten verbunden, da die eher wertlosen Parzellen abgestossen wurden und teure gekauft werden mussten. Die Analyse der finanziellen Verhältnisse einiger zwischen 1850 und 1870 nach Amerika ausgewanderten Tavetscher hat folgendes Bild ergeben:

Tab.2: Vermögen und Schulden von ledigen und verheirateten Auswanderern<sup>3</sup>

Personen	Ø Vermögen (nach Verkauf)	Ø Schulden	% Schuldenanteil
Ledige	1'823.-- ( 8)	302.--	16.6%
Verheiratete	3'676.-- (10)	1'593.--	43.3%

Das durchschnittliche Vermögen der Ehepaare war durch die Verschmelzung der Erbteile ziemlich exakt doppelt so gross wie das eines Alleinstehenden. Die vielen Ausgaben, die mit der Familien- und Betriebsgründung verbunden waren,

1) "Quei tga vo gliunsch a mattauns, sto ira gliunsch a parvai"

2) Muoth, "A mesiras".

3) Aus Verkaufsprotokollen von 18 Auswanderern rekonstruiert, 1853 – 1869; Vgl. unten S. 147

führten jedoch zu einer enormen Belastung der Haushaltskasse. Da Zahlungen nur ausnahmsweise in bar getätigt werden konnten - wir werden unten noch darauf zurückkommen -, stiegen die Schulden deutlich an. Die oft einzige Möglichkeit, den Schuldenberg abzutragen, war wiederum der Verkauf einzelner Landparzellen.<sup>1</sup>

\*

Auswanderung, Heirat und Schuldentilgung haben sich als hauptsächlichste Motive erwiesen, sein Land zu verkaufen. Es waren immer Notlagen, und die emotionale und soziale Bindung an den väterlichen Landbesitz machte den Entschluss zum Verkauf gewiss nicht einfacher.

Der Verkauf fiel natürlich leichter, wenn der Käufer ein Mitglied der Familie war. Der Anteil familieninterner Landtransaktionen war, ausserhalb der Erbschaftsregelungen, deshalb recht hoch: 1840/49 betrug er 39% des gesamten Bodenmarktes.<sup>2</sup>

In den folgenden zwei Jahrzehnten sank er allerdings auf 23% und 20%; dagegen stieg die Bedeutung des "offenen" Bodenmarktes. Die Entwicklung wurde geprägt durch die vor dem Hintergrund der Bevölkerungsentwicklung stehenden Angebots- und Nachfragemechanismen.

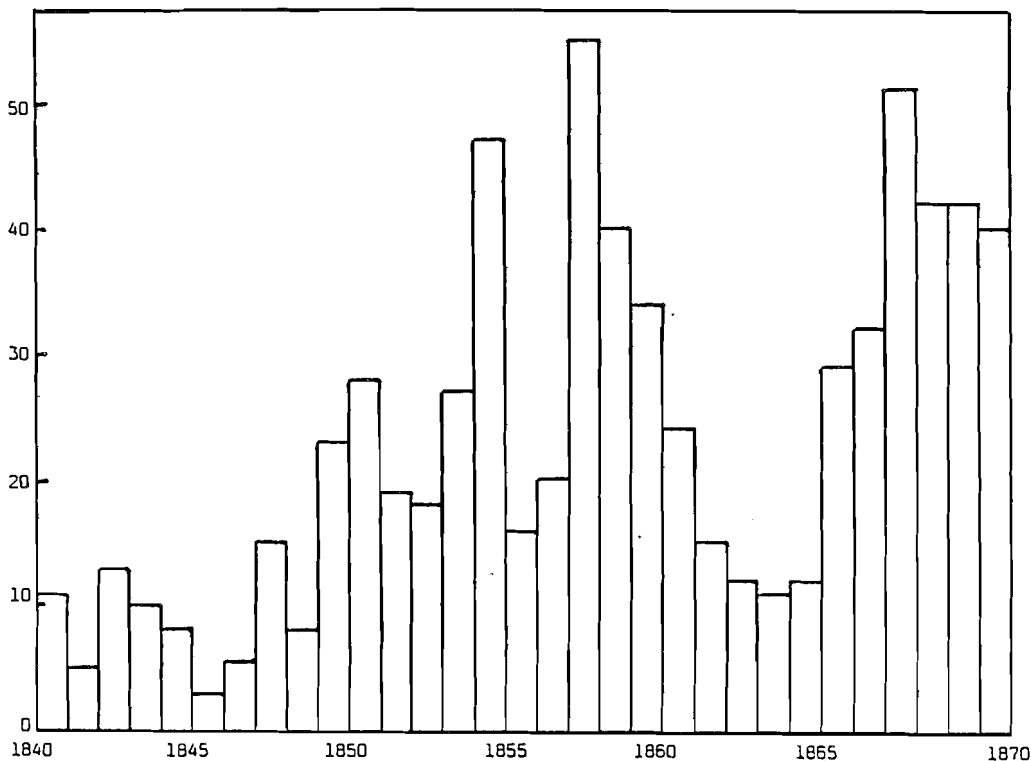
---

1) Vgl. unten S. 93

2) Verkaufsprotokollbuch

### 2.4.3 Der Bodenmarkt

Abb.7: Kauf- und Tauschverträge 1840 - 1870<sup>1</sup>



Die untersuchte Zeitspanne von 30 Jahren mag für die Feststellung einer bestimmten Tendenz kurz sein; dennoch wird die wachsende Bodenmarktaktivität, unterbrochen von einem 10-jährigen Intervall, deutlich. Eigentliche Spitzenjahre waren 1854, 1857 und wieder 1867, während 1863 den tiefsten Stand seit den 40er Jahren markierte.

Um den Ursachen dieses Wachstums etwas näher zu kommen, soll zunächst der "Kaufgegenstand" präzisiert werden.

1) Quelle: Verkaufsprotokollbuch

Tab.3: Landverkäufe mit und ohne Gebäudeanteil<sup>1</sup>

Jahre	nur Boden	Boden mit Gebäudeanteil	Total
1840/49	21% (18)	79% ( 67)	100% ( 85)
1850/59	24% (64)	76% (205)	100% (269)
1860/69	31% (70)	69% (158)	100% (228)

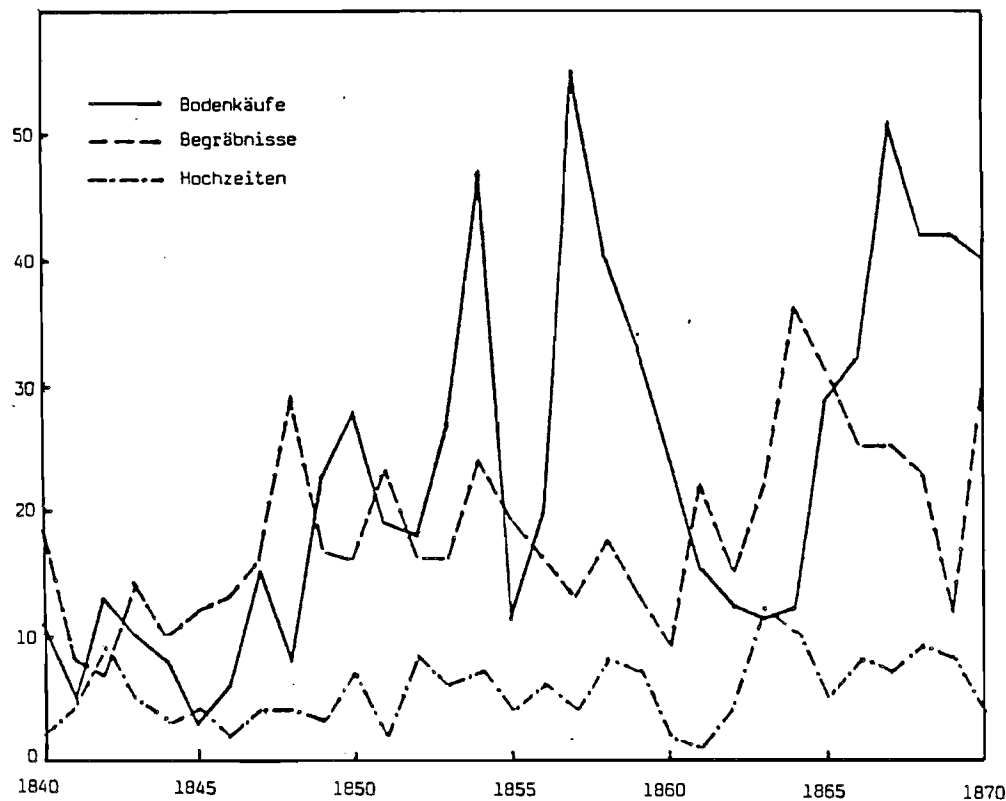
Der Wirtschaftsweise entsprechend war der Kauf einer Landparzelle mitsamt dem zugehörigen Anteil am Wirtschaftsgebäude die übliche Regelung. Diese Gewohnheit wird auch aus dem Vertragstext ersichtlich: Der Kauf von Land ohne Gebäudeanteil wird einleitend jedesmal explizit erwähnt, während andererseits der Gebäudeanteil erst in der genauen Bezeichnung der Parzelle erscheint. Agrarische Nutzung vorausgesetzt, bedeutet dies im ersten Fall, dass der Käufer bereits Mitinhaber des bestehenden Wirtschaftsgebäudes war; durch den Landkauf bezweckte er eine Arrondierung seiner eigenen Parzellen. Dieser Hinweis mag im Hinblick auf die oben erwähnten Konsequenzen einer Betriebsgründung eine gewisse Bedeutung erlangen, zumal der Anteil der "reinen" Bodenkäufe von 21% auf 31% angestiegen war.

Eine nicht-landwirtschaftliche Nutzung des gekauften Grundstückes stellte eine eigentliche Ausnahmerecheinung dar. In nur gerade zwei Fällen konnte ein Bauvorhaben als Kaufgrund nachgewiesen werden.<sup>2</sup> Die geringe Bautätigkeit in dieser Periode wird auch aus der kleinen Zahl von Baugesuchen ersichtlich (ca. 15)<sup>3</sup>. Sie gründet vor allen Dingen in der mit dem Bevölkerungsrückgang zusammenhängenden Aufgabe der bestehenden Wohn- und Wirtschaftsgebäude.

Wir haben oben festgestellt, dass die Gründung eines neuen Betriebes meist erst mit dem Tode des Erbwalters möglich wurde; die Regelung des Erbgutes und die damit zusammenhängenden Bodentransaktionen erfolgten innerhalb der nächsten zwei, drei Jahre. Das gleiche galt für die Eheschliessung: Mit ihr verband sich in der Regel eine erhöhte Kaufs- und Verkaufstätigkeit. Lässt sich hier nun der Zusammenhang auch quantitativ erfassen?

1) Quelle: Verkaufsprotokollbuch  
2) GProt., November 1860  
3) GProt., 1840 - 70

Abb.8: Bodenmarkt, Eheschliessungen und Todesfälle von 1840 - 1870<sup>1</sup>



In den 40er und in den 60er Jahren verlaufen die Kurven tatsächlich in einer - verschobenen - parallelen Bewegung; 1848 - 50 und 1864 - 66 liegen vor einer Intensivierung des Bodenmarktes jeweils deutliche Sterbejahre mit anschliessendem "Hochzeitsboom".

Die starke Zunahme der Bodenkäufe in der zweiten Hälfte der 50er Jahre hingegen deutet unter anderem auf die Auswanderung. Da eine Rückkehr ins Heimattal bei einigen nicht mehr vorgesehen war und sowohl für die Ausreise wie auch für spätere Investitionen Geld benötigt wurde, verkauften die meisten früher oder später ihr Land.

1) Quelle: Verkaufsprotokollbuch und Kirchenbücher, Pfarrarchiv Sedrun

Mit Ausnahme der nach Amerika Ausgewanderten fehlen leider quantitative Angaben zu den vielen Tavetschern, die in Europa, vorab in Deutschland, eine neue Existenz aufbauen wollten. Lediglich die Zahl der im Ausland geschlossenen Ehen vermag diesen Zusammenhang etwas zu klären. Sie stieg von einer Ehe in den 40er Jahren auf sieben in den 50ern, vierzehn in den 60ern und gar sechsundzwanzig in den 70er Jahren!<sup>1</sup>

Der drastische Bevölkerungsrückgang zwischen 1840 und 1870 – rund 20% – und das erhöhte Landangebot stehen ohne Zweifel in engem Zusammenhang. Auf einen weiteren Angebotsfaktor wurde bereits hingewiesen: Die Verschuldung und der durch sie bedingte Verkauf des eigenen Bodens. Weiter unten soll unter Einbezug sozialer Unterschiede dies noch näher betrachtet werden.

Welchen Einfluss hatte nun das erhöhte Angebot an Land auf die Preisbildung? Die Frage genauer zu beantworten setzt die Kenntnis der im Tavetsch gezahlten Bodenpreise voraus. Dies stösst aber auf eine quellenbedingte Schwierigkeit, die der Erwähnung wert ist. Die an der Handänderung beteiligten Personen begnügten sich mit der Bezeichnung der an die Parzelle angrenzenden Bodenbesitzer. In einigen Fällen wurde zwar ein Flächenmass notiert, in anderen auch ein Preis pro "fest" (ca. 4 m<sup>2</sup>) oder die Gesamtsumme, in den wenigsten aber beides zusammen.<sup>2</sup>

Bei der Kleinheit des Tales und den allgemein bekannten Besitzverhältnissen scheinen diese Angaben vollauf zu genügt zu haben. Das vielleicht nebensächliche Detail wirft doch ein Licht auf die enge Beziehung des Bauern zum Boden: Man kaufte eben nicht nur irgend ein Stück Land, sondern erwarb sich ein Grundstück, dessen Vorzüge und Nachteile, Ertrag- und Nutzungsmöglichkeiten bestens bekannt waren.

Viele Tavetscher, besonders natürlich die Ausgewanderten, führten die Handänderung mit der Hilfe eines Bekannten durch, andere, wie z.B. die Gebrüder Pally, überliessen den Verkauf einer in der Funktion eines Rechtsanwaltes agierenden

---

1) Quelle: Kirchenbuch.

2) Die Flächenberechnung scheint auch nicht immer über alle Zweifel erhaben gewesen sein. Vigeli Josef Beer, ein weitgereister Mann, beschrieb seine Methode folgendermassen: "Es wird einmal quer übers Feld gemessen (=diagonal), dann wird diese Länge mit dem vierten Teil derselben multipliziert, und daraus gibt es das Quadrat, z.B. 12 Sol: Es wird 3 mit 12 multipliziert, und so gibt das Quadrat 36 Sol." (rom. Notizbüchlein des V.J. Beer, GAS 171).

Amtsperson. Dadurch waren sie von der Festlegung des Bodenpreises oftmals ausgeschlossen.

Die mit einiger Sicherheit festgestellten Preisangaben haben folgendes Bild ergeben:

Tab.4: Bodenpreise von 1840 - 1870 (Nominalwert)<sup>1</sup> (Preis pro "fest" in Fr.)

Jahre	Extremwerte		Durchschnitt	Zunahme gegenüber vorigem Jahrzehnt
	niedrigster	höchster		
1840/49	-.78	2.04	1.43 ( 36)	--
1850/59	-.65	2.55	1.67 ( 84)	+ 16.7%
1860/69	-.82	3.06	2.07 (113)	+ 23.9%

Der Wert eines Grundstückes wurde zunächst durch den erwirtschafteten Ertrag bestimmt;<sup>2</sup> die grossen Preisdifferenzen spiegeln die diesbezüglichen Unterschiede zwischen einer abgelegenen Magerheuwiese und einer Ackerparzelle am Dorfrande. Die agrarische Produktion wurde jedoch nicht nur von der Bodenqualität und Exposition, Arbeitstechnik und Entfernung beeinflusst, sondern richtete sich ebenso nach den Bedürfnissen der Wirtschaftsweise. Eine zunehmende Bedeutung der Viehzucht mit der erforderlichen extensiven Bedeutung hätte folglich den Ertragswert und damit auch die Bodenpreise senken müssen.

Doch der erhöhte Heubedarf und die Ausdehnung des Weidelandes bestimmten in entscheidender Weise die Nachfrageseite. Dabei standen sich beide Forderungen diametral gegenüber. Eine Erweiterung des knappen Allmendareals, das ja durch die Verteilung von Armenland zusätzlich verringert worden war, konnte nicht auf Kosten des privaten Wieslandes geschehen. Die Gemeinde entschloss sich deshalb nur einmal zum Kaufe von zwei an die Heimweide grenzenden Wiesen.<sup>3</sup> Unter diesen Umständen war es natürlich äusserst schwierig, Allmendland zur privaten Nutzung zu erwerben. Nur gerade 1.2 ha - ein Bruchteil des gesamten Bodenmarktes - gelangten in der untersuchten Zeitspanne zum Verkauf.<sup>4</sup>

1) Quelle: Verkaufsprotokollbuch. 1866 zahlte man für einen Bauplatz in Tschamutt 3.70 Fr., und in zwei Fällen stieg der Preis für besonders gute Aecker auf 5.- Fr. resp. 6.- Fr. (GProt. 1864 - 66)

2) Vgl. Lemmermeier, S. 87 ff.

3) GProt. November 1870. Vgl. Weidestreit zwischen Gonda und Sedrun, oben S. 39

4) GProt. Januar 1848, Mai 1863, März/Juni 1864, August 1866, Juni 1867. Eine bezeichnende Bemerkung im GProt.: "Man soll den Verkauf bleiben lassen, wenn nicht teuer genug verkauft wird."

Der erhöhte Bedarf an Heu- und Weideland kam auch im Kauf von Maiensässwiesen zum Ausdruck: In der ersten Dekade waren es 5 (5.8% aller Landkäufe), in der zweiten bereits 31 (11.5%) und in der dritten 38 (16.7%)<sup>1</sup>

Mit einem Bodenpreisanstieg von rund 44% lag das Tavetsch noch über dem in Graubünden registrierten Wachstum.<sup>2</sup> Wenn man bedenkt, dass andernorts die Grundrente durch Privatisierung und intensive Nutzung angehoben wurde,<sup>3</sup> während, wie wir oben erfahren haben, die Tavetscher an der traditionellen Nutzung festhielten, so überrascht die Preisinflation doch einigermaßen. Wie verhält sich dieser Trend nun zur Preisentwicklung der landwirtschaftlichen Erzeugnisse?

Tab.5: Preisentwicklung von 1840 - 1870

Jahre	Ø Bodenpreis pro "fest" in Franken	pflanzliche + tierische Erzeugnisse*						Schweiz. <sup>5</sup> Gesamtindex**
		Kartoffel	Gerste	Roggen	Flachs	Milch	Butter	
1840/49	1.43	96	113	--	90	--	--	52
1850/59	1.67	96	100	97	97	118	80	61
1860/69	2.07	110	112	97	93	150	80	66

\* Index 1885 = 100

\*\* Index 1914 = 100

Die für das Tavetsch zur Verfügung stehenden Angaben deuten auf einen nur geringen Preisanstieg der Ackerbauprodukte; dagegen wurde für die Milch immer mehr bezahlt - man benötigte sie für die Aufzucht der Kälber -, während die Milchverarbeitung in Butter und Käse auf dem gleichen Preisniveau stehen blieb.

1) Quelle: Verkaufsprotokollbuch

2) Brugger II, S. 272 ff.. Die Zunahme soll nach einer Umfrage ca. 1/3 betragen haben.

3) Vgl. z.B. Il romontsch, 5.9.1850

4) Preise 1840/49: G.A. Venzin, in: Bibl.Rom., M 581; G.M. Berther, in: Bibl.Rom., M 92/M 642. Preise 1850/59+1860/69: Clomada 1859, GAS 171; Clomada 1862, in: Gas.Rom 1862, Nr. 52 und Clomada 1885, in: Gas.Rom. 19.2.1885. Alle Preisfestsetzungen sind mit Vorsicht zu interpretieren, insb. diejenigen der ersten Dekade. Sie bezeichnen jedoch ausschliesslich die in der Cadi bezahlten Preise.

5) Brugger, Stat.Hdb., S. 354 f.



Der Boden erlebte – soviel lässt sich auch bei vorsichtiger Interpretation der Preisangaben sagen – eine deutliche Steigerung seines Realwertes. Das erhöhte Landangebot traf sich mit einer durch die Viehzucht verstärkten Nachfrage, welche die Bereitschaft, immer höhere Preise zu zahlen, offensichtlich förderte.

\*

Gemeinschaftlicher und privater Bodenbesitz wurde von der Dynamik der 50er Jahre unterschiedlich stark erfasst. Die nachteiligen Folgen, die zu diesem Zeitpunkt aus dem Verlust traditioneller Nutzungsrechte entstanden waren, veranlasste die Mehrheit der Tavetscher zu einer betont konservativen Haltung.

Doch Realerbteilung, Verschuldung, Bevölkerungsschwund und vor allen Dingen der erhöhte Bedarf an extensiv nutzbarem Kulturland veränderten auf der anderen Seite immer deutlicher die privaten Besitzverhältnisse.

Der "offene" Bodenmarkt der 50er Jahre – "offen" in Bezug auf behördliche Beschränkungsmaßnahmen und erhöhter Intensität – gab vor allem dem kapitalbesitzenden Bauern die Möglichkeit, seinen Grundbesitz zu erweitern. Damit schuf er die erste Voraussetzung für eine Erhöhung des Viehbestandes und die Förderung des Viehexportes.

## 2.5 DIE LANDWIRTSCHAFTLICHE PRODUKTION

"Die Situation, in der sich die Cadi ("part sura") zur Zeit befindet, ist wahrhaft traurig. Es fehlt an Getreide, es fehlt an Milchprodukten, es fehlt an allem; nur an Schulden nicht und an Menschen, wengleich ein grosser Teil derselben hat fortziehen müssen, in die Ebenen des Schwabenlandes oder nach Italien, oder an den Strassenbau, oder sonstwohin. - Und trotzdem müssen die wenigen Zurückgebliebenen leiden und ihr Vieh beinahe verenden lassen. Aber was oder wer hat die Hauptschuld daran? Die schlechten Jahre? - Nein, wir selbst sind schuld an unserem Unglück. Die Jahre sind mal gut, mal schlecht, nur unsere totale Unwissenheit der Landwirtschaft ist immer die gleiche."<sup>1</sup>

Ein vernichtendes Urteil. Es stand nicht alleine da; Die "Lehrmeister" schauten ins schweizerische Mittelland und sahen überall Fortschritte - in der Bodenrechtsfrage, in der Landwirtschaft, im Gewerbe, in der Industrie. Die wenigen Erwerbsquellen der Bündner waren dagegen vom Ausland abhängig. Italienische Märkte bestimmten die Viehzucht, Deutschland und Italien den Transitverkehr. Getreide, Salz, Baumwolle, Eisenwaren, etc. mussten importiert werden, und die Bündner verschwendeten immer mehr Geld für "Luxusgüter". Wein (Veltliner!), Schnaps, Kaffee, Zucker und Tabak erfreuten sich zunehmender Beliebtheit, ebenso fremdländische Gewürze, Tücher, Hüte und dergleichen unerfreuliche Sachen mehr.<sup>2</sup>

Gefordert wurde nun eine grundsätzliche Innovationsbereitschaft in allen Erwerbssektoren; für die Landwirtschaft bedeutete dies Intensivierung der Nutzung, Spezialisierung und Kapitalisierung der Produktionsausrichtung, Integration ins internationale Marksystem auf der Basis einer starken wirtschaftlichen Stellung. Damit setzte man sich natürlich in Widerspruch zu dem in den ersten Jahrzehnten des 19. Jh. formulierten staatspolitischen Postulat nach einer autarken Wirtschaft. Ausserdem prägten die Erfahrungen der "schlechten Jahre", in denen die Preise des importierten Getreides um ein Vielfaches ansteigen konnten, auf nachhaltige Weise die Einstellung der Bauern. So blieb der Subsistenzgedanke über die Jahrhundertmitte hinaus in allen Talschaften Graubündens, besonders aber in den abgelegenen, weiterhin lebendig.

---

1) Grischun Romonsch 16.5.1837

2) Vgl. Grischun Romonsch 28.3.1837; Gadola 1939, S. 12 ff.

### 2.5.1 Die Subsistenzwirtschaft

Wovon lebte die Tavetscher Bevölkerung zu Beginn des 19. Jh.?

"Man speist hier zwei, drei bis viermal des Tages und richtet sich hierein nach den Zeiten, der Nothdurft und den Beschäftigungen."<sup>1</sup> Der vielseitig interessierte Pater hat uns auch den Speisezettel überliefert: Die besten Sachen wurden an der Kirchweih (perdanonza), an der Fasnacht und an einer Hochzeit aufgetragen: Frisches oder geräuchertes Fleisch, "gebraten, gekocht oder verdämpft"; Mehlspeisen, "Capuns, Raviuls, Nudelsplats" (=Nudeln); Süßspeisen; "Patlaunas (Fastnachtsküchlein), Fava de Près" (Omletten). Anfang und Ende des üppigen Mahles markierten immer Brot, Käse und Ziger. An "mageren Tagen", von denen es viele gab, begnügte man sich mit Brot und Käse, etwas Gemüse und einer Suppe; am Sonntag kam vielleicht noch Fleisch hinzu.

Von der Kartoffel, die Ende des 18. Jh. Einzug gehalten hatte, war der Pater nicht sehr angetan; er vermutete den Grund der von ihm festgestellten Abnahme der Grösse und Stärke der Tavetscher besonders "im vielen Genuss der Erdäpfel."<sup>2</sup> Steinböcke, Gamsen, Hirsche und Murmeltiere deckten einen Teil des Fleischbedarfes. Die Jagd war zwar von Martini bis Juli verboten, "allein man achtet diese Verordnung nicht, und die Polizei schläft dabei."

Die Speisefolge wurde im 19. Jh. häufiger mit importierten Nahrungsmitteln bereichert - zur Hauptsache Äpfel und Kirschen aus den tiefer gelegenen Gegenden der Surselva, Reis, Mais und Kastanien aus den südlichen Nachbarländern.<sup>3</sup> In einer Handelsbilanz für das erste Jahrzehnt des 19. Jh. zählte Spescha zu den Importen ausschliesslich diese "Luxuswaren".<sup>4</sup>

Der Getreideanbau deckte allem Anschein nach zumindest in den guten Erntejahren den Bedarf der einheimischen Bevölkerung. Karl Hager vermutete, dass dies

---

1) a Spescha, S. 246. Zu den Lieblingsspeisen vgl. Gadola 1939, S. 20 - 26, 98 ff.

2) a Spescha, S. 241. Er lässt allerdings offen, ob "der Brot- und Milchmangel, der Druck der Arbeit, die allzuschwere Schuldenlast, die Unachtsamkeit der Erziehung" oder anders ihren Anteil daran hatten. Nach den Angaben a Speschas lässt sich ein durchschnittl. Nahrungsverbrauch von 137 g pro Tag und Person ermitteln. Biemann errechnete für den Kt. Uri ein etwa gleiches Resultat (Biemann, S. 179). Beide Zahlen sind wohl zu tief angesetzt - die fürs Unterengadin geltende Berechnung liegt bei 370 g (Mathieu I, S. 71 f).

3) Dazu gehörte der Brauch des "ir per la chistognas e per la frina de piglialauncas": Jedes Jahr zog eine Gruppe Tavetscher Bauern mit ihren Pferden nach Giubiasco um auf dem Markt Kastanien "für die Wöchnerinnen", d.h. für die Frauen, einzukaufen. Oft kamen noch Geschenke, besonders Seidentücher, hinzu. (a Spescha, S. 224; vgl. auch Gadola 1939, S. 12 ff.).

4) a Spescha, S. 230 f.

in der Surselva sogar bis in die 80er Jahre zu etwa 90% der Fall war; der Rückgang auf 50% fand nach ihm erst in den folgenden 30 Jahren bis zum ersten Weltkrieg statt.<sup>1</sup>

Diese sehr optimistische Einschätzung lässt sich kaum belegen. Ausserdem kann die Surselva nicht als einheitlicher Wirtschaftsraum bezeichnet werden; die Unterschiede zwischen den einzelnen Talschaften sind in verschiedener Beziehung mannigfaltig.

Gegen eine derart ausgeprägte autarke landwirtschaftliche Produktion im Tavetsch spricht:

- die in den vorangegangenen Kapiteln beschriebene Entwicklung der auf Viehzucht tendierenden Besitz- und Nutzungsform. Auf Weideplätze und Heuvorrat wurde bedeutend mehr Gewicht gelegt,
- die gestiegene Nachfrage nach Rindvieh auf den oberitalienischen Märkten. Eine Ausweitung des Bargeldvolumens erleichterte den Kauf importierten Getreides.
- der Ausbau der Oberländerstrasse. Sie erreichte das Tavetsch in den 60er Jahren; die Reisedauer nach Chur wurde entscheidend verkürzt, die Transportbedingungen verbessert, und damit sanken auch die Importpreise.
- der Bevölkerungsrückgang. Der nicht direkt ersichtliche Zusammenhang bedarf einer Erklärung: Immer wieder wurde auf den Umstand hingewiesen, dass die Bauern aus Bequemlichkeit der Viehzucht den Vorzug geben würden. Der Ackerbau bedingte einen Aufwand, den man nicht auf sich nehmen wollte. Tatsächlich forderte eine intensive Bewirtschaftung eine höhere Arbeitsleistung, die nur durch eine entsprechend grosse Personenzahl bewältigt werden konnte. Der Aufwand wurde dabei selten durch den Ertrag wettgemacht. Die Abwanderung unterbeschäftigter Arbeitskräfte konnte somit Ursache und Folge einer Vernachlässigung des Ackerbaues sein.<sup>2</sup>

Die allmähliche Aufgabe der Subsistenzgrundlagen zugunsten einer exportorientierten Viehzucht hat gesamthaft gesehen vielleicht in der ersten Hälfte des Jahrhunderts ihren Anfang genommen. Natürlich schlossen sich die beiden Wirtschaftszweige nicht gegenseitig aus; zumindest der Ackerbau war ohne Viehzucht gar nicht möglich.

---

1) Hager, S. 253. Ebenfalls Tomaschett 1977, S. 84

2) Vgl. Biemann, S. 86. Ob der Mangel an Arbeitskräften durch die Solddienste eine von der wirtschaftsweise unabhängige, resp. ihr nur entgegenkommende Erscheinung war, ist anzuzweifeln.

### 2.5.2 Der Ackerbau

Nachrichten über den im Tavetsch betriebenen Ackerbau sind spärlich. Das mag daran liegen, dass dieser Wirtschaftszweig eine familiäre, von der dörflichen Nutzungsordnung kaum betroffene Angelegenheit war.

Im Gegensatz zur Viehwirtschaft blieb der Ackerbau zudem seit Jahrhunderten von Veränderungen unberührt. Anbauart und -technik wurden weniger von den Bedürfnissen der Menschen, als von den geografischen und klimatischen Gegebenheiten bestimmt.

Daran änderte sich auch im 19. Jh. wenig. Inspiriert durch die physiokratische Bewegung kritisierte Pater a Spescha besonders die nachlässige Behandlung des Dungs - "der Dung ist für die Wiesen wie Gold im Geldbeutel"<sup>1</sup> - und verlangte von den Bauern die Anlegung von Misthaufen und den Bau von Gülleboxen.<sup>2</sup> Ob seine Aufforderungen Erfolg hatten, ist ungewiss. Er hing letztlich nicht nur vom Interesse der viehzüchtenden Bauern ab, sondern auch von traditionellen Nutzungsbeschränkungen. So wurde wegen der Gemeinatzung der Dung nicht im Spätherbst, sondern im Frühjahr - "zu früh" für a Spescha - auf den Wiesen verteilt.

Die jährlich gedüngten Fettwiesen wurden abwechselnd als Ackerland und als Wiesland genutzt. Eine Parzelle konnte in der Regel während drei Jahren gepflügt und mit Getreide, Flachs oder Kartoffeln bepflanzt werden; danach brauchte man den Boden für 4 - 10 Jahre als Wiesland.<sup>3</sup> Anzahl und Dauer der Anbauperioden wurde von der Grösse des Landbesitzes bestimmt. Der reiche Bauer brauchte eine Parzelle nur während zwei Jahren anzupflanzen und konnte sie dann bis zu 10 Jahren "ruhen" lassen, bis wieder gepflügt wurde. Der "Landarme" hingegen war gezwungen, seinen Boden intensiver zu nutzen: Längere Anbauperioden (3 Jahre) und kürzere Intervalle (4 - 5 Jahre), dazu eine reduzierte Düngung (kleine Viehzahl) laugten den Boden immer mehr aus.

Die gängigen Anbausorten waren:<sup>4</sup>

- die Gerste. Durch ihre kürzere Vegetationszeit (90 - 100 Tage), Wachstums- und Reifungsfähigkeit auch in höheren Lagen (z.B. Tschamutt mit 1730 m.ü.M.) war die vierzeilige Gerste zum Anbau besonders geeignet.

---

1) a Spescha, Katechismus, S. 40

2) a Spescha, S. 219

3) BM 1866, S. 3; vgl. Hager, S. 256

4) Vgl. Hager, S. 257 ff.

- der Roggen. Die qualitativ höherstehende Getreideart wurde, zumindest zu Anfang des 20. Jh., ebenfalls bis in Tschamutt angebaut. Neben Gerste war sie die verbreitetste und beliebteste Mehlsorte.<sup>1</sup>
- der Dinkel. Der Anbau wurde im 19. Jh. aufgegeben.
- "Der Oberländer Bauer liebt als Hausbrot eine Mischung von Roggen und Gerste."<sup>2</sup> Die Mischsaat vereinigte die Ergiebigkeit der Gerste mit der Qualität des Roggens, ausserdem wurde die Behandlung des Saatgutes vereinfacht.
- die Kartoffel. Sie wurde wie in anderen Gegenden Graubündens am Ende des 18. Jh. eingeführt und nahm sofort einen wichtigen Platz im Lebensmittelangebot ein. Ihre Vorzüge waren: Unkomplizierter Anbau, Eignung für schlechte Böden und auch steilste Flächen, sehr hoher Ertrag.

Hafer, Hirse, Mais und Weizen konnten wegen der Höhenlage nicht angebaut werden. Ihre Anbaugrenzen lagen - in dieser Reihenfolge - bei Disentis, Somvix und Trun.

Die durchschnittlich erzielten Ernteerträge waren gering. 1811 galt nach den Worten unseres Paters als ein ausserordentlich reiches Erntejahr - das Verhältnis von Aussaat und Ertrag war 1:10.<sup>3</sup>

Speschas Berechnung der Gesamtproduktion für das erste Jahrzehnt des 19. Jh. belief sich auf jährlich 42 Tonnen Getreide und 20 Tonnen Kartoffeln.<sup>4</sup> Bei einer Gesamtbevölkerung von 900 Personen betrug damit der Prokopf-Verbrauch lediglich 47 Kilogramm Getreide und 22 Kilogramm Kartoffeln. Zum Vergleich: Der

---

1) Clomada 1859, 63.85. Der Preis für Roggen lag zwischen 15% und 25% höher als derjenige für Gerste.

2) Hager, S. 263

3) a Spescha, Chronik, S. 439. 25 Jahre später erlebte man ein in allen Beziehungen katastrophales Krisenjahr; das Aussaat-Ertragsverhältnis der klösterlichen Wirtschaft war 1:5 - die Patres waren gezwungen, ebensoviel Getreide wie geerntet einzukaufen. Vgl. Müller 1965, S. 176. An S. Gions (23. Juni) verprügelten sich Disentiser und Medelser Jugendliche. Je mehr sie sich schlugen, desto grösser soll die Ernte gewesen sein. DRG "graun", S. 699

4) a Spescha, S. 220. 1714/24 entrichteten die Tavetscher dem Kloster einen Getreidezehnten von ca. 5.5 Tonnen (vgl. Tomaschett 1954, S. 25); den effektiven zehnten Teil vorausgesetzt, bedeutete dies bei einer geschätzten Ackerfläche von 50 ha einen Ertrag von 11 q/ha. Die Zahl liegt wohl um einiges zu hoch, d.h. dass die Ackerfläche wesentlich grösser sein musste. Bei einem Hektarertrag von 8 q/ha für Getreide und 80 q/ha für Kartoffeln ergeben die Produktionszahlen a Speschas eine Ackerfläche von 55 Hektaren. Das würde heissen, dass die Ackerbaufläche bis 1914 um etwa 1/5 kleiner geworden ist. 1927 betrugen die Hektarerträge im Tavetsch: Roggen 25.3, Gerste 31.5, Kartoffeln 175. (Leemann, S. 54 ff.) Brugger schätzt für 1850 den gesamtschweizerischen Durchschnitt auf 12 q/ha für Getreide, 90 q/ha für Kartoffeln; Lemmermeier für Luzerns Feldgraswirtschaft um 1820: 6 - 10 q/ha resp. 70 - 90 q/ha. (Brugger II, S. 36, 40. Lemmermeier, S. 59).

gesamtschweizerische Durchschnitt lag bei 240 Kilogramm, resp. 210 - 260 Kilogramm.<sup>1</sup> Die hohe Differenz beruht wohl in erster Linie auf einer fehlerhaften Schätzung a Speschas, kann aber auch mit den Importen teilweise erklärt werden.

Neben der Quantität spielte jedoch auch die Qualität der Ernte eine grosse Rolle. In dieser Beziehung war man fast völlig von den klimatischen Verhältnissen abhängig. Sommerlicher Frost und ein nasser Herbst erschwerten den ohnehin schon stark befristeten Reifeprozess. Oft musste noch grünes Getreide geschnitten werden; es wurde zum Ausreifen auf Histen (chischners) - eine drei- bis vierstöckige, im Alpenraum recht verbreitete Zaunkonstruktion - gelegt. Grünlich-gelbes Brot war keine Seltenheit<sup>2</sup> - man nahm es in Kauf, wenn die Alternative Hunger hiess.

Art und Menge des Pflanzenanbaues lagen, wie wir oben bereits erfahren haben, ganz im Entscheidungsbereich der Frau. Neben den Grundnahrungsmitteln Brot und Kartoffeln kam der Herstellung von Tüchern - Kleider, Betttücher, Heutücher, etc. - eine grosse Bedeutung zu. "Ohne zu murren", so Karl Hager, "reservierte der Bauer ein Stück seines Ackerlandes (...) für den Flachs-anbau."<sup>3</sup> Auf rund 10 Kilogramm schätzte um 1800 a Spescha die jährliche Produktion von Stoffen - eine Menge, die für den gesamten Haushalt ausreichen musste.<sup>4</sup>

100 Jahre später genügte noch 1.5 Kilogramm.<sup>5</sup> Gestiegene Importe und v.a. die Eröffnung der Tuchfabrik in Trun (1912) mochten für den Rückgang verantwortlich sein.

Die nachbarschaftliche Arbeitsorganisation spielte bei der Ernte und besonders bei der Verarbeitung eine wichtige Rolle. Das Brotbacken wurde von den Frauen im dorfeigenen Backofen, der in einem kleinen Gebäude mitten im Dorf stand, besorgt.<sup>6</sup> Nach einer bestimmten Backordnung übernahmen die Bäuerinnen für alle Haushalte das Backen.

Bei der Verarbeitung von Flachs und Hanf schlossen sich die Frauen zu Gruppen zusammen. Mit Ausnahme der Oelherstellung aus Flachssamen, die mittels einer

---

1) Brugger II, S. 36 f.

2) a Spescha, Chronik, S. 439

3) Hager, S. 15

4) a Spescha, S. 220.

5) Halter, T., Einleitung zu "Dai spatlunzas".

6) Hager, S. 272 f; Material zur Bauernhausforschung

ebenfalls dorfeigenen Oelpresse vorgenommen wurde, hätten alle Arbeiten zwar auch individuell verrichtet werden können. Durch die Bildung von Arbeiterinnen-Gruppen erreichte man aber eine Rationalisierung des Verarbeitungsprozesses: Der Reihe nach besorgte die Gruppe gemeinsam das Pensum eines Haushaltes, erleichterte dadurch die zum Teil mühsamen Arbeiten und verkürzte die Arbeitszeiten.<sup>1</sup>

Das wurde im Winter fortgesetzt, wenn an den langen Abenden in einer Stube gemeinsam gesponnen und gewoben wurde.<sup>2</sup> Hinter dem romantischen Eindruck, den dieses Bild vermittelt, steht gerade hier die harte, ökonomische Realität: Der Hauptgrund für das gemeinsame Werken lag im Einsparen des kostbaren Talglichtes; da das eine Talglicht zu schwach war, wurde bezeichnenderweise nur Hanf und Flachs gesponnen, jedoch keine Wolle.

Die "sera de ruccas" - frei mit "Spinnstube" übersetzbar -, die hier stellvertretend für viele ähnliche Arbeitsgänge beschrieben wird, war kein fröhlicher, gesellschaftlicher Anlass. Nicht zuletzt trug auch der Ausschluss der Männer dazu bei.

Diese sassen vielleicht auf der Ofenbank und dachten an ihre Tiere und an die im nächsten Sommer auf sie zukommenden Arbeiten.

---

1) Vgl. Muoth, G.H., "Dai spatlunzas". Geselligkeit und Dorfklatsch wurden offenbar durch die gemeinsame Arbeit gefördert.

2) Gadola 1936, S. 10 f.



### 2.5.3 Die Milchwirtschaft

"Wenn ich die Alphütten betrachte, so überfällt mich ein Schauer. Sie sollten Wohnstätten der Menschen, Fabriken der nothwendigsten und edelsten Produkte und die Niederlage der niedlichsten und kraftvollsten Gaben der milchreichen Alpen sein, aber sie dienen kaum zu einem Zufluchtsort der Bären."<sup>1</sup>

A Speschas Kritik mochte für das ganze 19. Jh. ihre Berechtigung haben. Die Tavetscher zeigten wenig Interesse an einer Verbesserung der Zustände.<sup>2</sup> Die "Alphütten" waren meist Stein- und Erdhaufen, durch die Regen und Schnee auf die spartanischen Pritschen und den blossen Erdboden drang. Hier, in diesen vernachlässigten, vor Schmutz starrenden Hütten wurden die "niedlichsten und kraftvollsten Gaben" hergestellt: Butter, Käse und Ziger.

Der Bauer stieg frühmorgens vom Talboden herauf, molk mit den Hirten die Kühe, und begann mit der Milchverarbeitung. Die Geräte, die er für seine Produktion benötigte, gehörten der Korporation; ihr Zustand hing demnach von den Ansprüchen der Mitglieder ab. Nach ein oder zwei Tagen packte er seine Produkte in eigens mitgebrachte Tücher und trug oder zog sie mit einem Handkarren hinab ins Tal.<sup>3</sup>

Die Menge der Milchprodukte hing in erster Linie von der Anzahl eigener Milchkühe ab.<sup>4</sup> Die Qualität entsprach den Fähigkeiten des Bauern. A Spescha hielt nicht viel von der "Kunstfertigkeit" der Tavetscher, die erst nach mehreren Jahren "fleissiger Beobachtung" angeeignet werden konnte.<sup>5</sup> Immerhin zählte er in seiner Handelsbilanz von 1805 auch den qualitativ höherstehenden Fettkäse zu den Exportartikeln.<sup>6</sup> Wengleich er mit einer Einnahme von 510 Franken für 750 Kilogramm lediglich 1% der Gesamteinnahmen darstellte, war die Tavetscher Fettkäseproduktion bemerkenswert.

A. von Planta hob sie 1848 in seinem Bericht über die Bündner Wirtschaft als Vorbild hervor, während er sich darüber beklagte, dass im übrigen Kanton nicht einmal der Eigenverbrauch gedeckt würde und deshalb in Schwaben, Vorarlberg und dem Veltlin eingekauft werden müsse.<sup>7</sup>

---

1) a Spescha, S. 208

2) Vgl. Venzin, S. 48 ff.

3) Vgl. Weiss 1941, S. 135 ff.

4) Vgl. unten S. 75

5) a Spescha, S. 209

6) a Spescha, S. 230 f.

7) Planta, A. von, S. 15 ff. Planta hatte offenbar das Oberengadin vergessen, denn von hier aus wurden die oberitalienischen Märkte mit Fettkäse beliefert. (Weiss 1941, S. 240) Sprecher errechnete für 1785 einen Fettkäseexport von 20'000 fl.. (Sprecher/Jenny, S. 243 f).

Die eigentliche Schwierigkeit des Exports lag in der kurzen Haltbarkeit des fetten Käses. Einzig eine kurze Transportstrecke konnte den Absatz garantieren. Mit dem Verkauf in Oberitalien reihte sich das Tavetsch offenbar in die am Gotthard liegenden Talschaften - Ursern, Goms, Leventina -, die dorthin ihren Käse exportierten.<sup>1</sup>

Es ist kaum anzunehmen, dass alle Tavetscher an der Herstellung und am Export beteiligt waren. Zu den Produzenten gehörten mit Sicherheit die Benützer der klösterlichen Lehensalpen. 1811 enthielt die Alporndnung die Bestimmung, dass jeder Zinszahlende "(..) verpflichtet ist, 2 Krippen Käse (1.5 kg) pro Kuh herzustellen, selbstverständlich guten Fettkäse (..)."<sup>2</sup>

Nach dem 1804 erneuerten Lehensvertrag hatte das Kloster das Recht auf 600 Krippen Fettkäse.<sup>3</sup> Daran ändert sich bis in die 60er Jahre nichts.

Immer häufiger zogen es die Bauern aber vor, die Abgabe in Geld zu entrichten.<sup>4</sup> Das mag in einer Erweiterung des Geldvolumens begründet sein, deutet aber eher auf eine rückläufige Tendenz der Fettkäseherstellung,

Verschiedene Faktoren haben den bis zum Ende des Jahrhunderts deutlich feststellbaren Rückgang beschleunigt. Durch die altmodischen Produktionsbedingungen etwa büsste man die Konkurrenzfähigkeit langsam ein, die sinkenden Preise vermochten die Herstellungskosten kaum noch zu decken.

Wichtiger noch scheint mir, dass Butter- und Fettkäseproduktion sich entgegenstanden: Beim Fettkäsen fiel der Butterertrag ganz oder teilweise weg.<sup>5</sup> Die für ein "Fettkäse-Surplus" benötigte Milchmenge reichte nach Abzug der für die Kälber bestimmten Milch aber bald nicht mehr über die Deckung des Eigenbedarfes an Butter hinaus. Hinzu kam eine zeitliche Beschränkung durch die Alpkorporation: Auf 15 Liter Milch konnte ein Tag lang Butter und Käse hergestellt werden.<sup>6</sup> Dazu war, bei einer Milchleistung von 4.5 - 6 Liter, der Besitz von 2 - 3 Kühen nötig<sup>7</sup> - 1866 fielen auf einen Haushalt im Durchschnitt gerade 2.7 Kühe.<sup>8</sup>

---

1) Vgl. Weiss 1941, S. 239. Auch Planta hatte nebenbei bemerkt, dass das Tavetsch an Uri grenzte. (Planta, A. von, S. 17).

2) GO 1811: 8; im Jahre 1579 waren die Bauern von den Herren in Disentis aufgefordert worden, "Guot, faist gesalzen khess" abzuliefern. (Muoth, S. 75).

3) Lehensvertrag GAS

4) a.a.O. Anhang

5) Vgl. Weiss 1941, S. 240

6) Vgl. Berther 1940, S. 38

7) Biellmann, S. 99

8) Vgl. unten S. 76

Die knappe Zeitspanne, die den meisten Bauern somit zur Verfügung stand, wurde zunächst mit der Deckung des Eigenbedarfes – zu dem der Fettkäse nicht gehörte – ausgenützt.

Neben der Butter, die meist eingesotten wurde, waren Magerkäse und Ziger wichtige Bestandteile der täglichen Nahrung. Besonders der "tschagrün fiers", ein durch Gärung haltbar gemachter Ziger, war im Tavetsch beliebt.<sup>1</sup> Er galt für viele als eigentlicher Käse –, ja sogar Brotersatz. Wer kein Grossvieh besass, begnügte sich gezwungenermassen mit Ziegenkäse.

Die Bergamasker, die seit dem Ende des 18. Jh. die Klosteralp Val Nalps und die Alp Cornera pachteten,<sup>2</sup> setzten bezüglich Produktionsweise und Vertrieb "moderne" Massstäbe.<sup>3</sup> Mit einfachsten Mitteln stellten sie qualitativ hervorragenden Ziger und Fettkäse her, den sie auf den oberitalienischen Märkten zusammen mit der Schafswolle zu hohen Preisen absetzen konnten.

Obschon Kontaktgelegenheiten vorhanden waren – die Italiener besuchten ab und zu in Sedrun die Sonntagsmesse – übernahmen die Tavetscher keine ihrer Marktprinzipien.

Das mangelnde "Geschäftsgebaren" der Surselver veranlasste den "Romontsch" 1851 zur kritischen Bemerkung: "In einem Land, wo so viel Butter und Käse im Ausland gekauft werden muss, sollte man eigentlich besser das Butterfass schwingen und Käse herstellen, als die Milch auf so luxuriöse und unrentable Weise zu vergeuden."<sup>4</sup>

Die "Vergeudung" betraf die Viehzucht, denn je mehr sie gegenüber der Milchwirtschaft an Bedeutung gewann, desto mehr Milch wurde für die Aufzucht der Kälber beansprucht.

---

1) Vgl. Weiss 1941, S. 244

2) Müller 1962, S. 175

3) Vgl. Mathieu I, S. 246

4) Il Romontsch, 27.3.1851

#### 2.5.4 Die Viehzucht

1836 ging als Unglücksjahr in die surselvische Geschichte ein: Nachdem zwei Jahre zuvor eine der grössten Hochwasserkatastrophen riesige Schäden verursacht hatte, zerstörten nun Frost, grosse Hitze und heftige Regenfälle die gesamte Getreide- und Heuernte.<sup>1</sup> Der Hunger war voraussehbar, die Zahl der Bettler stieg sprunghaft an. Die Regierung der Cadi sah sich zum Handeln gezwungen und verfasste ein Dekret gegen den Kauf von "Luxusgütern". Darin war auch zu lesen:

"Die traurige Erfahrung, die wir täglich machen müssen, ist, dass, je schlechter der Markt und der Viehhandel geht, je weniger für die Tiere bezahlt wird, je grösserer Geldmangel herrscht, je mehr die Armut wächst und je mehr sich die Schulden anhäufen, ..." - desto mehr würde Geld für unnütze Luxusartikel verschwendet.<sup>2</sup>

Eine bemerkenswerte Analyse der wirtschaftlichen Lage: Sie machte den Geldbesitz zum Massstab und erwähnte mit keinem Worte die geschädigte Getreideernte. Der Viehmarkt hatte die zentrale Stellung eingenommen, und vom Auf und Ab der Marktlage hing die ganze Existenz der Bauern ab.

"Ina buna fiera de Ligiaun, vala pli che gartegiar il graun", hiess es im Oberland: Ein guter Markt in Lugano ist wichtiger als das Gelingen des Getreides.

Mit dem Viehhandel stieg auch die Bedeutung einer geregelten Alp- und Weidenutzung. An die Stelle der individuellen Wahl einer Alp trat nun - wir haben es oben bereits festgestellt - die auf zehn Jahre befristete Alpeinteilung, welche für alle Benützer der Gemeindealpen Gültigkeit besass.

Damit wurde auch auf die exakte Erhebung der Viehbestände vermehrt Gewicht gelegt: Jeder Bauer war verpflichtet, die Zahl seiner Tiere und die der neugekauften dem Dorf- oder Hüttenmeister anzugeben<sup>3</sup>, worauf an S.Gions (23.Juni) die für den Sommer gültige Alpeinteilung vorgenommen wurde (ulivar).

Die Bestossungszahlen, die aus dem Zustand der Alpweiden und der effektiven Viehzahl ermittelt wurden (stagiada), sind - wenngleich zu hoch - die ältesten Viehzählungen des Tavetsch. Der Zeitpunkt der ersten schriftlichen Fixierung (1847) verrät auch die relativ spät einsetzende Reglementierung der Nutzung.

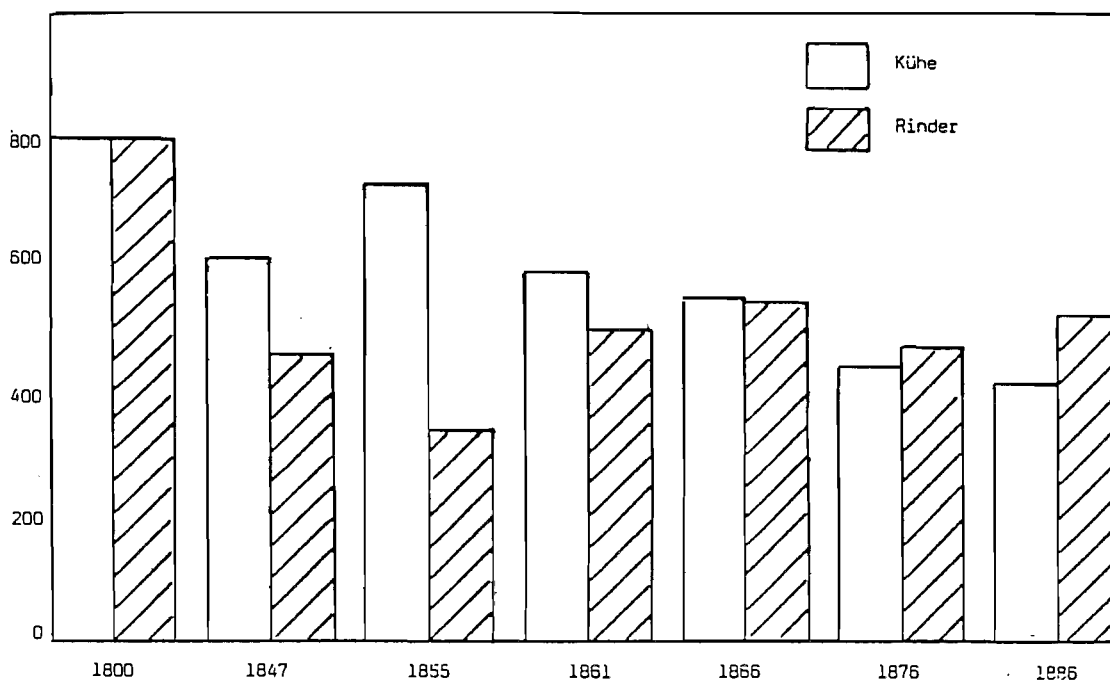
---

1) Vgl. Müller 1965, S. 135f.

2) Kreisdekrete 1836, Anhang

3) z.B. GO 1857:1

Abb.9: Kühe und Rinder 1800 - 1886<sup>1</sup>



Die Schätzung a Speschas für 1800 liegt zweifellos zu hoch; es ist dennoch bemerkenswert, dass er von gleich hohen Kuh- und Rinderzahlen ausging. In der Folge lag die Zahl der Kühe recht deutlich über der Rinderzahl. Erst in der zweiten Jahrhunderthälfte wurde ihr Anteil immer kleiner. Zählt man ab 1866 - vorher fehlen die Angaben<sup>2</sup> - noch die Kälber hinzu, so sank der Kuhanteil von 35% auf 31%. Welche Gründe standen hinter der veränderten Zuchtkonzeption?

"Die heutigen Tavätscher", schrieb 1805 unser Pater, "hungern ihre Thiere des Winters aus, foltern und martern sie, die Nutzniessung ist davon sehr gering, der Dung hat keine Kraft, viele Thiere gehen im Frühling zu Grunde; die Bauern essen zu Hause mageres Fleisch und verschicken kleines, mageres Vieh in fremde Länder, da sie ihre Güter und Alpen bis auf die blutte Erde abweiden lassen."<sup>3</sup>)

1) Quellen: 1805: a Spescha, S. 230; 1847, 1855, 1861: GO; 1866 ff.: Eidg. Viehzählung, in: Leemann, S. 58

2) GO 1857. Erst 1857 fand man es für angebracht, auch Kälberzahlen anzugeben - eine bezeichnende Neuerung.

3) a Spescha, S. 217

60 Jahre später meinte ein anderer Kenner: "(..) der Nutzen einer gut genährten Kuh ist grösser als der zweier schlechtgenährten."<sup>1</sup>

Beiden ging es um das Problem der im Verhältnis zur Viehzahl geringen Heumenge. Im Interesse einer Erhöhung der zum Verkauf bestimmten Bestände hatte man um die Jahrhundertmitte die ehemals strengen arvè-Bestimmungen nach und nach gelockert. Dem daraus entstandenen Missverhältnis zwischen Tierzahlen und Weideangebot kam nun eine Nachfrage nach Jungvieh auf den italienischen Märkten entgegen. Denn je kürzer die Zuchtperiode, desto geringer der Aufwand an Futter. Ausserdem konnte das Heu von geringerer Qualität sein und musste im Vergleich zur Milchproduktion nicht so reichlich verabfolgt werden.<sup>2</sup>

Die lombardischen Abnehmer verlangten ausnahmslos Rinder, "gross wie Stiere, mit enormen Kräften".<sup>3</sup> Die einjährigen Stierkälber und die zwei- bis dreijährigen Stiere wurden als Zugtiere vorzugsweise zu zweit gekauft, wobei das Paar in Grösse, Farbe, Hörnerform etc. möglichst gleiche Eigenschaften aufweisen sollte. Für die Erhaltung dieser Rindviehqualitäten spielte die Stierhaltung natürlich eine grosse Rolle. Bereits um 1800 wurde eine Minimalzahl von vier Stieren fürs Tavetsch festgelegt;<sup>4</sup> in den 60er Jahren kam ein fünfter Stier hinzu. Damit senkte man die durchschnittliche Kuhzahl pro Stier auf 110:1.<sup>5</sup> Der Bedeutung entsprechend wurde die Haltung der Stiere den Amtspersonen anvertraut.<sup>6</sup> Mit einer jährlichen Prämierung der Stiere wollte man den Ehrgeiz der Halter anzustacheln.<sup>7</sup> Dennoch versuchten die beauftragten Gemeindepolitiker wiederholt, sich der mit einigem Aufwand verbundenen, ungeliebten Aufgabe zu entledigen. Sie scheiterten an der Weigerung der einzelnen Dörfer.<sup>8</sup> Entgegen dem genossenschaftlichen Prinzip versprach man sich hier von der "halb-privaten" Haltung mehr Erfolg.

Gegen die als Folge der Revolutionskriege häufiger auftretenden Viehseuchen

- 
- 1) Il Grischun 16.5.1865; Die Tendenz, im Verhältnis zur Futtermenge zu viel Vieh zu besitzen, scheint in der ganzen Schweiz verbreitet gewesen zu sein. (Vgl. Brugger I, S. 62)
  - 2) Cavegn, S. 127 ff.
  - 3) Gadoia 1930, S. 50
  - 4) a Spescha, S. 204
  - 5) Eidg. Viehzählung 1866. Zum Vergleich Luzern 1837: 150:1, 1862: 120:1 (Lemmermeier, S. 48).
  - 6) GO 1818: 10
  - 7) Das schönste Tier wurde 1844 mit 13 fl. prämiert. Entsprachen keine Tiere den vorgegebenen Massen, ging das bei allen Bauern zuvor eingezogene Geld an die Gemeinde. (GProt. Juni 1844)
  - 8) GO 1823: 14. Man versuchte, den Dörfern diese Aufgabe zuzuweisen. Das Problem war jedoch im 1845/46 noch immer nicht gelöst. (GProt. Oktober 1845).

war man meist machtlos.<sup>1</sup> Ausser der Stallreinigung mit Kalk und der Absonderung erkrankter Tiere besass man keine erfolgsversprechende Massnahmen. Gefahr ging vor allem von der Maul- und Klauenseuche aus. Sie bedrohte 1839, 1862 - 64 und 1870 - 72 den Viehbestand.<sup>2</sup> Als einzige Hoffnung blieben oft nur noch die Viehsegnungen, mit denen der Hergott milde gestimmt werden sollte.

Die Abhängigkeit der Tavetscher Viehzucht von den italienischen Märkten äusserte sich nicht nur in der Zuchtkonzeption, sondern auch in der Wahl des Marktortes.

"Ehedem kamen die Italiäner bis in die Landschaft, um Vieh abzukaufen, und bezahlten es wohl; nun treiben die Einwohner ihnen das Vieh unter die Augen und verkaufen es sehr schlecht", meinte dazu Pater a Spescha.<sup>3</sup> Die Vorteile eines lokalen Marktortes waren unübersehbar: Der lange Transport würde wegfallen, damit auch die Gefahren und Kosten, das wohlgenährte Vieh könnte höhere Preise erzielen, der Zwang zum Kaufe würde die Händler ebenfalls zur Bezahlung guter Preise veranlassen und die Bauern könnten Preisabsprachen treffen.<sup>4</sup>

Dennoch waren die Märkte in der Surselva bis zur Jahrhundertmitte schlecht besucht.<sup>5</sup> Ein Grund lag, nach Pieth, in "Vorurteilen, Unwissenheit und Missgunst".<sup>6</sup> Doch entscheidender war wohl die Angst, die Käufer nicht mehr ins Tal locken zu können. Das war berechtigt, denn die Konkurrenz aus den Nachbarkantonen und -ländern - von Planta zählte sogar Ungarn und Böhmen dazu! - wurde zusehends grösser.<sup>7</sup> Unter diesen Umständen trieb man lieber weiterhin das Vieh nach Italien.

Eine zentrale Stellung im Viehexport nahm der einheimische Händler ein. Der Kauf im Viehstall der Bauern begann bereits im Frühjahr mit ersten Preisverhandlungen. Voraussichtliche Marktchancen erkannte man oft nur am Interesse

---

1) Vgl. Sprecher/Jenny, S. 40

2) Cavegn, S. 130 f.

3) a Spescha, S. 197

4) Vgl. Sprecher/Jenny, S. 42. Ein Gefahrenherd war das Banditenwesen! Vgl. Müller 1962, S. 152 f

5) Vgl. a Spescha, S. 230; Grischun Romonsch 3.2.1838; Il Romonsch 27.3.1851

6) Pieth, S. 411

7) Planta, A. von, S. 19. Der einzige Markt in der näheren Umgebung fand jeweils im Juni in Ursern statt. 1834 führten die Tavetscher ebenfalls einen Juni-Markt ein, der abwechselnd in Rueras und Sedrun stattfand. Die "Gasetta Romonscha" hatte unter den Händlern "tudestgs e italiaus" - festgestellt, die sich allerdings wenig am Marktgeschehen beteiligten, da die Menge der Tiere und die Preisfestsetzungen von der Gruppe einheimischer Bauern bestimmt wurde. (Gas.Rom. 3.2.1838).

des Händlers - als ein gutes Zeichen galt, wenn dieser im Sommer die Tiere auf der Alp besichtigte.<sup>1</sup>

Rund 30 Händler aus der ganzen Cadi trieben im Herbst die oft riesigen Herden über den Lukmanier. In guten Jahren kamen die Käufer den Herden bereits im Ble-niotal entgegen; man traf dann in Lugano nur mehr mit der halben Viehzahl ein. In schlechten Jahren war man gezwungen, in Lugano auszuharren oder gar noch weiter südwärts zu treiben.<sup>2</sup> Erstes Ziel blieb der Verkauf sämtlicher Tiere; zurücktreiben bedeutete, durch Zollabgaben und Heumangel<sup>3</sup> noch grössere Verluste als durch geringe Preise hinnehmen zu müssen.<sup>4</sup>

Das eigentliche Risiko bestand in der kaum voraussehbaren Marktlage: "L'aura d'avril, il cumin e la fiera da Ligiaun sa negin lignar" - Aprilwetter, Landsge-meinde und der Markt von Lugano lassen sich nicht voraussagen.

Eine missratene Heuernte erhöhte das Angebot, da jedermann den eigenen Viehbe-stand im Hinblick auf den kommenden Winter reduzieren wollte; eine gleichzeiti-ge Missernte in der Lombardei senkte die Nachfrage - doch diese Informationen waren oft spärlich oder kamen zu spät.

Das von Jahr zu Jahr wechselnde Marktglück konnte sich nur ein "Grossbauer" mit dem entsprechenden Kapitalbesitz leisten.<sup>5</sup> Für den kleinen Bauern lohnte sich der Markttrieb hingegen kaum. Dies wird auch aus der geringen durchschnittlichen Viehzahl ersichtlich:

Tab.6: Viehbestand pro Haushalt 1866<sup>6</sup>

Vieh	Gesamtbestände	Ø/Haushalt (bei 200 HH)
Pferde	36	0.2
Rindvieh: Kälber	444	2.2
Jungvieh (1/2 -1 Jahr)	402	2.0
Rinder (2 - 3 Jahre)	143	0.7
Kühe	547	2.7
Schweine	588	2.9
Schafe	1387	6.9
Ziegen	1324	6.6

1) Vgl. Berther 1904, S. 43; ausführlich die Novelle Gadolas "Ina fiera de Ligiaun".

2) Neben Lugano wurde auch in Bellinzona, Chiavenna oder Tirano das Vieh abgesetzt.

3) Vgl. Pieth, S. 343; Tschärner, NS V, S. 10, in: Spinas, S. 119

4) Die Viehpreise unterlagen von Jahr zu Jahr ausserordentlichen Schwankungen; nach Gadola lagen die durchschnittlich erzielten Preise um die Jahrhundertmitte bei: Kälber 80 - 90 Fr.; Rinder 200 - 300 Fr.. (Gadola 1939, S. 101) Nach a Spescha kostete ein Rind um 1800 ca. 100 Fr., er ist aber zu ungenau, um einen Vergleich zuzulassen. (a Spescha, S. 230)

5) und 6) siehe folgende Seite



Innerhalb der auf Jungviehzucht und Export ausgerichteten Wirtschaftsweise kam dem Subsistenzcharakter der Schmalviehhaltung eine besondere Rolle zu. Ziegen und Schafe, Schweine und Hühner lieferten die täglichen Lebensmittel - Milch, Eier und Fleisch - und aus der Schafswolle wurde die Lodenbekleidung hergestellt.

Das Problem einer zu kleinen Futtermenge stellte sich dabei kaum. Die Ziegen- und Schafherden wurden wenn immer möglich auf die riesigen, schwer zugänglichen Gebiete zwischen Alpweiden und Gebirge getrieben.<sup>1</sup> Im Winter erleichterte die freie Weid- und Waldnutzung die Fütterung. Das garantierte auch den Aermsten die Haltung einer oder zwei Ziegen; Landbesitz war in diesem Falle keine Voraussetzung.

Die Sicherung dieser, wenn auch kärglichen Existenzgrundlage war eines der Hauptargumente in der Gemeinatzungsfrage. Dass sich die Tavetscher aber so einhellig gegen eine Aufhebung der freien Atzung aussprachen, belegt die Bedeutung, die dem Schmalvieh auch von "Kuhbauern" zugesprochen wurde.

Die hohen Schmalviehbestände ermöglichten in einem beschränkten Rahmen auch den Export. 1805 schrieb a Spescha: "Das Rindvieh wird auf den Lauisermarkt getrieben, die Kühe werden im Lande und nach Ursern verführt, die Schafe nehmen gemeiniglich die Glarner und Zürcher weg, die Ziegen kommen auf Ursern und im Lande herum."<sup>2</sup>

Die genannten Exportorte sind erwähnenswert: Während das Rindvieh in Norditalien abgesetzt wurde, gelangte das Schmalvieh vorwiegend in die Nordostschweiz und in die übrigen Gebiete Graubündens.

Für die Existenz dieser traditionellen Handelsverbindungen war die zentrale Lage des Tavetschs natürlich ein Vorteil. Doch die Ueberquerung der hohen Pässe auf den vorhandenen Fusspfaden schränkte Qualität und Quantität der Handelsgüter ein. Dem mit Mühen verbundenen Transport von verderblicher Ware zog man den Viehtrieb eindeutig vor. Dadurch reduzierte man die Kosten auf die Nutzunggebühren einiger Weideplätze - sofern man nicht schon alte Rechte besass<sup>3</sup> - und musste lediglich eine geringe Gewichtseinbusse der Tiere in Kauf nehmen.

---

5) In seiner Novelle legt Gadola viel Wert darauf, seinen Helden - "Muggli Grond" - gegen die Anschuldigungen der sich ausgenützt fühlenden Bauern zu verteidigen. Der Reichtum des Händlers war, so scheint es, lediglich eine Begleiterscheinung des Berufsrisikos....

6) Eidg. Viehzählung 1866, in: Leemann, S. 58. Die Schätzung Bielmans für das "Hirtenland" Uri im 18. Jh. liegt tiefer: Rindvieh 4.3, Schweine 0.6, Schafe 4.7, Ziegen 6.3. (Biemann, S. 112).

1) Vgl. Hager, S. 292

2) a Spescha, S. 231

3) Vgl. Gadola 1930, S. 55 f.

\*

Die Transportsituation mag zusammen mit der Jungviehaufzucht der Grund für die Vernachlässigung der Milchverarbeitung, insbesondere des Fettkäseexportes gewesen sein. Eine Kombination beider Wirtschaftszweige war infolge des permanenten Trockenfuttermangels nicht möglich. Verständlich, dass sich die Tavetscher auf den Jungviehexport konzentrierten, zumal die Nachfrage ihnen dabei entgegenkam. Verständlich auch deshalb, weil im Viehhandel die Möglichkeit steckte, zu Geld - eine im Tavetsch äusserst rare Sache - zu gelangen.

## 2.6 HANDEL UND GEWERBE

In den vorangegangenen Kapiteln stand die Landwirtschaft im Vordergrund der Betrachtung. Mit dem jährlichen Arbeitszyklus, den Nutzungs- und Eigentumsformen, der Produktion und dem Vertrieb konnte die umfassende Bedeutung dieser Wirtschaftsform für das Tavetsch teilweise erfasst werden.

Im folgenden Abschnitt soll nun der Frage nachgegangen werden, inwieweit die geografische Lage – zwischen Lukmanier und Gotthardroute – Einfluss auf die Wirtschafts- und Beschäftigungsstruktur der Bevölkerung nehmen konnte.

Dabei lässt sich die Tatsache, dass dieses Thema von der Geschichtsforschung und in der Literatur vernachlässigt wurde, nicht von vornherein mit seiner untergeordneten Rolle interpretieren. Die Entwicklung der ökonomischen und sozialen Strukturen vollzog sich hier nicht auf umwälzende, einschneidende Art – ein von der Literatur bevorzugter Verlauf – sondern bestand in einem sich über Jahrzehnte hinwegziehenden Prozess, auf den gleichzeitig verschiedene, sich oft widerstrebende Kräfte Einfluss ausübten.

### 2.6.1 Der Ausbau der Strassen

"Im Hauptteil des Oberlandes waren die Wege (..) nicht schlechter als in andern transitlosen Gegenden, wenn auch sehr steinig und ermüdend."<sup>1</sup> Die entscheidende Aussage in Johann Andreas von Sprechers kurzer Notiz: Das Oberland war vom Transitverkehr ausgeschlossen.

Dabei war die Bedeutung, die eine ausgebaute Lukmanierroute für den Nord-Süd-Verkehr – als Verbindung von Langensee und Walensee – gehabt hätte, niemals umstritten.<sup>2</sup> Um 1770 bestand ein Projekt, das die Sanierung der Säumerpfade über Panixer- und Lukmanierpass vorsah. Es scheiterte an der österreichischen Opposition und am Bündner Partikularismus. Zwischen Brenner- und Gotthardroute konzentrierten sich die Interessen der Bündner auf den Splügen – er blieb die einzige stark frequentierte Nord-Süd-Verbindung Graubündens.

---

1) Sprecher/Jenny, S. 176

2) Vgl. Müller 1962, S. 149 – 160

Dem in der Mitte der 90er Jahre plötzlich forcierten Ausbau des Lukmanierweges zwischen Disentis und Curaglia, hinter dem Politiker aus Trun standen, wurden die Revolutionsjahre zum Verhängnis.<sup>1</sup> Oesterreich drängte aus strategischen Ueberlegungen auf einen Abbruch - trotzdem marschierten 1799 Franzosen und Russen auf diesem Weg ins Oberland. Als kurz darauf ein Felssturz die Hauptbrücke zerstörte, liess man endgültig von dem Vorhaben ab. Für das nächste halbe Jahrhundert blieb der Lukmanierpass, was er seit dem Mittelalter gewesen war: Ein Saumpfad, der den Zugang zu den oberitalienischen Viehmärkten ermöglichte.

Sämtliche Importe aus dem südlichen Nachbarland erfolgten weiterhin auf der leistungsfähigen Splügenroute.<sup>2</sup> Ueber den Umschlagsplatz Chur gelangte die Ware in die obersten Teile der Surselva. Ebenfalls in Chur wurde der gesamte Getreidehandel abgewickelt; den Hauptbedarf deckte das Oberland mit Getreide aus den Kornkammern Süddeutschlands, insbesondere den Gebieten nördlich des Bodensees.<sup>3</sup> Nach einem im "Grischun Romonsch" erschienenen Bericht verdoppelten sich die in Chur verlangten Getreidepreise durch den auf schlechten Strassen geführten Transport bis hinauf ins Tavetsch. Eine ausgebaute Strassenverbindung hätte dem Autor zufolge die Säumerpreise um mindestens 20% senken können.<sup>4</sup>

Doch erst der akute Lebensmittelmangel, der durch die Unwetterkatastrophe des Jahres 1834 und den darauffolgenden Missernten entstanden war,<sup>5</sup> motivierte die Politiker, mit dem Bau der Oberländer Strasse zu beginnen. 1840, nach der Fertigstellung der "Oberen Strasse" über den Julier, wurde der Ausbau in Angriff genommen. Es vergingen nochmals 20 Jahre, bis das Tavetsch erreicht wurde: 1846 konnte die Postkutsche bis Ilanz fahren, 1849 bis Trun, 1854 bis Disentis und 1864 schliesslich durch das Tavetsch über die Oberlap nach Andermatt.<sup>6</sup>

Die Versorgung mit ausländischem Getreide war nun auch im Tavetsch gesichert, eine Wiederholung des Notstandes der 30er Jahre unwahrscheinlich.

Der Strassenbau stiess dennoch bei den Tavetscher Bürgern auf Opposition. Das benötigte Kulturland wurde äusserst ungerne zur Verfügung gestellt, man diskutierte

---

1) Sprecher/Jenny, S. 177; Müller 1962, S. 154 ff.

2) Vgl. "Korntratten", in: SAGR I, 3 d 2

3) Vgl. DRG, "graun", S. 34. Die Bedeutung des Lindauer- und Churemarktes wird auch aus den regelmässig in den romanischen Zeitungen veröffentlichten Marktberichten deutlich.

4) Grischun Romonsch 1.1.1836

5) a.a.O. "Es mangelte an Getreide, an Salz, und die Hungersnot wäre noch schlimmer gewesen, wenn sich die Leute nicht mit Kartoffeln und dem eigenen Getreide, so schlecht es auch war, zu helfen gewusst hätten."

6) Collenberg, S. 110 - 12, Anmerkung 34

ausführlich das Problem der Strassenzäune - verständlich in einem Tal, wo wegen der Gemeinatzung grundsätzlich keine Zäune erlaubt waren.<sup>1</sup> Vielen schien der Einbruch der "neuen Zeit" dem Verlust traditioneller Nutzungsrechte Vorschub zu leisten, andere glaubten, sich für die alte Gemeindeautonomie wehren zu müssen. Als für die Erstellung einer Telegraphenlinie von der Gemeinde das Bauholz verlangt wurde, antwortete diese kurz angebunden, man lehne das Begehren vollumfänglich ab und habe im übrigen an dieser Sache gar keine Freude.<sup>2</sup>

Der Ausbau der bei Disentis nach Süden abzweigenden Lukmanierroute (1877) verstärkte noch die Abgeschlossenheit des Tavetschs als "Seitentäl". Oberalp und Krüzlipass verbanden das Tal lediglich mit Regionen, die eine ähnliche viehwirtschaftliche Struktur aufwiesen; der Handel beschränkte sich hier auf den Viehtrieb, und für diesen brauchte man keine ausgebauten Strassen.<sup>3</sup>

#### 2.6.2 Das Handwerk

1788 schrieb die Regierung der Cadi an den Abt von St. Gallen, "man liege nicht an einem Hauptpasse, daher gebe es auch keine Gewerbe, sondern nur Landwirtschaft, daher komme auch der Mangel an barem Geld."<sup>4</sup>

Der vielseitige a Spescha hatte die Bedeutung des Transitverkehrs für die Erwerbsverhältnisse der Tavetscher natürlich erkannt. Durch den Bau einer "bequemen und sicheren Hauptstrasse" rechnete er sich höhere Gemeindeeinnahmen und eine alternative Berufsstruktur zur Landwirtschaft aus.<sup>5</sup>

---

1) Vgl. GProt. 1860 - 65

2) GProt. Mai 1867; "(..) Ei della visch.ca refusau tut e deigi vegnir resposdiu, che ins hagi negin plischer de quei."

3) Der Versuch der Tavetscher, 1847 in Gemeinarbeit einen Pfad über den Krüzlipass zu erstellen, galt explizit dem erleichterten Viehtrieb. (GProt. Oktober 1847).

4) Müller 1962, S. 150

5) a Spescha, S. 228. "Wenn des Tags nur 15 Personen durchreisten und wegen der Bequemlichkeit und Kürze des Weges 4 Kreuzer ersparten, (..) wenn in einem Jahre 1000 fremde Personen durchreisten und 500 Stück Viehes durchgetrieben würde, (..) wenn jährlich nur 100 Säumer hierdurch geführt würden (..)." Ein weiteres Beispiel: "Wenn Tavätsch jährlich um 400 Gulden Schuhnägel ankauft und dabei nur ein Viertel ersparte, hätte es schon einen Vorteil von 100 fl.."

"Ich kenne im Tavätsch keinen Kaufmann, wohl aber mehrere Viehhändler und einen Säumer, der etwas Wein und Brantwein zuführt, aber keinen Weinkeller unterhält. Es sind im Tavätsch keine Weinschänken, Gasthäuser und Brodläden. Die Durchreisenden müssen bei der Geistlichkeit einkehren, wenn sie Unterhalt finden wollen."<sup>1</sup>

In der Volkszählung von 1850 zählten sich zwei Bauern zu den "Wirten", einer in Camischollas und einer in Rueras.<sup>2</sup> Auch "Handelsmänner" gab es jetzt: Drei in Sedrun und einer in Camischollas, dazu noch ein "Krämer" in Rueras.

Das lässt doch auf eine leichte Zunahme des Reiseverkehrs schliessen; von allen Personen, die nach einer Beschreibung Philipp Normanns den Gotthard überquerten - Handwerker aus dem Tessin, Händler, Söldner, Wallfahrer, Studenten und "Naturkundige", die als "Liebhaber der Naturgeschichte und Physik, oder sonst ihres Vergnügens wegen, das Gebirge besuchen"<sup>3</sup> -, dürften allerdings die wenigsten ins Tavätsch hinuntergestiegen sein.<sup>4</sup>

Bezeichnenderweise fehlen die direkt am Passverkehr beteiligten Berufsgattungen wie Säumer, Speditoren, Sustbeamte, etc. in der Zusammenstellung.

Welche Erwerbsmöglichkeiten - ausser der Landwirtschaft - blieben den Tavätschern übrig?

1850 zählten sich von den 243 Männern zwischen 20 und 70 Jahren insgesamt 69 (28%) zu bestimmten Handwerksberufen:

Zimmermann	11
Schuhmacher	9
Schmied, Schreiner	je 7
Müller	5
Küfer	4
Maurer	3
Glaser, Zeinenmacher	je 2
Besenbinder, Hafner, Gerber, Kaminfeger, Schneider, Senn	je 1

Dazu kamen 6 Geistliche, der Messmer, 3 Lehrer, der "Landjäger" und insgesamt 10 Knechte, "Hausdiener", oder Tagelöhner.

1) a Spescha, S. 230. 1788 beobachtete allerdings der königliche Geograph François Robert, unterwegs auf einer Schweizerreise, wie in einer Tavätscher Wirtsstube der Pfarrer mit einigen Bauern Karten spielte. (Margadant, S. 105 f).

2) Quelle: Volkszählung 1850

3) In: Biemann, S. 151

4) Vielleicht nur die letztgenannten. Im Kirchenbuch findet sich für das Jahr 1778 eine Eintragung zum Gletschertod einer jungen Frau aus "Lutetia", die in männlicher Begleitung "das Gebirge besuchte."

Diese "Berufsbezeichnungen" galten allerdings nicht hauptberuflichen Tätigkeiten; hier war jedermann – auch der Pfarrer – zunächst an einen landwirtschaftlichen Erwerb gebunden. Man verstand darunter vielmehr ein "Halbhandwerk" (Miezmistergner), was eine Ergänzung der landwirtschaftlichen Arbeit mit einer spezialisierten handwerklichen Tätigkeit beinhaltete.<sup>1</sup> Die Verbindung verschiedener beruflichen Funktionen lässt sich durchaus mit der "Arbeits-Einheit" der Bauersfrau vergleichen: Zur Führung des Haushaltes kam das Brotbacken, das Spinnen und Weben, die Verarbeitung von Wolle, Hanf und Flachs.

Die "Handwerker-Bauern" setzten ihre Kenntnisse besonders beim Bau von Wirtschafts- und Wohngebäuden ein, bei der Errichtung der Kornhisten und beim Strassenbau. Die meist in Gemeinarbeit ausgeführten Vorhaben standen dabei unter ihrer Leitung; sie wurden dafür von der Gemeinde neben dem Betrag, der allen Beteiligten zustand, zusätzlich entschädigt.<sup>2</sup>

Ein breites Spektrum an handwerklichen Fähigkeiten war durch die Distanzen zur nächsten grösseren Ortschaft unentbehrlich. Dennoch wurden die so dringend benötigten Dienstleistungen sozial gering geschätzt.<sup>3</sup> Der Grund lag vielleicht im fehlenden "Berufsbewusstsein", das – neben der kleinen Anzahl der Handwerker – auch keinen Zusammenschluss zu einer Vereinigung zuließ,<sup>4</sup> vielleicht auch in der Tatsache, dass ein "reiner" Handwerker im Gegensatz zum Bauern direkt von einer Kundschaft abhängig war.

Sep Antoni Deragisch war der einzige, der im Tavetsch und die Jahrhundertmitte neben dem Bauernberuf eine namhafte gewerbliche Tätigkeit ausübte.<sup>5</sup>) In seinem Wohnhaus in Bugnei hatte er eine Töpferei eingerichtet: Unter der Küche baute er den Ofen, unter der Stube lag das Atelier. Um seine Tonware, meist äusserst einfache, schmucklose Gebrauchsgegenstände, zu vertreiben, waren lange Wege von Haustür zu Haustür erforderlich – ein mühsames Unterfangen, besonders weil die Zahl der Bettler hoch war und das Hausieren restriktiven Massnahmen der Gemeindebehörden unterlag.<sup>6</sup>) Das Geschäft hatte, auch wenn es in der Zeitung lobend erwähnt worden war, einen geringen Erfolg.<sup>7</sup>) Eine Mittelstellung nahm die Kalkbrennerei ein, die den gesamten Bedarf der Tavetscher an Baumaterial zu decken hatte. Die Gemeinde, als Auftraggeberin, stellte dazu zwei Männer ein, die nach Eingang einer Mindestzahl von Bestellungen die Herstellung übernahmen. Für die Bereitstellung der Infrastruktur (Zufahrtswege, Brennholz, etc.) durch die Gemeinde waren sie zu einer Kautionspflicht verpflichtet; sie erhielten dafür einen Teil der Verkaufseinnahmen.<sup>8</sup>)

---

1) Vgl. Maissen, Einleitung, S. 29

2) GProt. September 1845; April 1865; Mai 1867; Gadola 1939, S. 10 f. Ein Handwerksmeister konnte im 19. Jh. für den privaten Hausbau bis zu 100 Franken verlangen. Die helfenden Nachbarn erhielten in der Regel während drei Wochen Speis und Trank.

3) a Spescha, S. 235 f. Er zählte die Handwerker noch zu den Künstlern; vgl. auch Mathieu I, S. 306

4) Weiss 1978, S. 114

5), 6), 7), 8) siehe nächste Seite

Sep Antoni Deragisch hatte zur kleinen Gruppe derjenigen Tavetscher gehört, die ihr Handwerk in einer grösseren Ortschaft Graubündens oder im Ausland bei einem einer Zunft angeschlossenen Meister erlernt hatten. Da die Verhältnisse im Tal eine gewerbliche Existenzbasis nicht zuließen, blieben die meisten von ihnen auch nach Abschluss der Ausbildung dort.

Der Wegzug mit der Absicht, einen Beruf zu erlernen, stellte jedoch die Ausnahme dar; meist war man aus anderen Gründen zur Auswanderung gezwungen und verbesserte sich im Ausland durch die Ausübung handwerklicher Tätigkeiten seinen Lebensunterhalt.<sup>1</sup>

\*

Das vollständige Fehlen eines industriellen oder gewerblichen Erwerbsektors ist in erster Linie auf die isolierte Lage der Talschaft zurückzuführen. Auch mit der verbesserten Strassenverbindung kam nur wenig Transitverkehr auf, denn die Nord-Süd-Verbindungen über Lukmanier und Gotthard - weitaus wichtiger als der nach Westen führende Oberalppass - führten am Tale vorbei. Ein Gewerbe, das alleine vom Verkehr lebte, konnte unter diesen Umständen nicht entstehen; auch der Tourismus fand seinen Weg in das Hochtal erst im 20. Jh.

An eine Heimindustrie war zu diesem Zeitpunkt nicht zu denken, da ein Industriesektor, der diesen Nahmen verdient hätte, in ganz Graubünden nicht existierte.

Die grosse Distanz zum nächsten grösseren Siedlungs- und Wirtschaftszentrum - z.B. Ilanz oder Chur - hat bis zum Ende des Jahrhunderts die selbstversorgende Wirtschafts- und Arbeitsweise der Tavetscher erhalten. Nach dem Motto "Die Axt im Hause erspart den Zimmermann" wurden handwerkliche Fähigkeiten "halbberuflich" im eigenen Bauernbetrieb und in der dörflichen Arbeitsgemeinschaft eingesetzt. Der Bedarf an Gewerbeartikeln war gering; davon abgesehen konnten sich die meisten einen Kauf mit Bargeld auch gar nicht leisten.

---

Anmerkungen zu vorangehender Seite:

5) Die berühmten Specksteinöfen wurden seit der Mitte des 19. Jh. v.a. in Disentis und Mompé-Medel hergestellt. Die Unternehmer waren Männer aus Disentis; es ist nicht bekannt, ob Tavetscher hier als Handlanger mitarbeiteten. (Vgl. Gadola 1936, S. 37 - 39) Der Verkauf von Kristallen wurde erst im 20. Jh. wichtig.

6) Vgl. Kreisdekrete 1836

7) Amitg del Pievel, Nr. 2, 1838; Gadola 1936, S. 67 - 69

8) Vertrag 28.8.1858, GAS 2, A1)

1) Vgl. unten Kap. 3.4.1



### 3. DIE BEVOELKERUNG

---

#### 3.1 DIE UNGLEICHE GESELLSCHAFT

---

"Ihr Herren und Genossen  
wisst, dass die Alten und ihre Erben  
die Gewohnheit hatten,  
der Reihe nach die Milch zu "ebnen";  
Doch die Reih', die heut' befiehlt,  
ist die der grossen Sachen,  
Besitz und Reichtum  
tragen nun allenorts die Krone."<sup>1</sup>

So beginnt in G.C. Muoths "Cantada alpina" die Rede des "geschätzten, umsichtigen" Hüttenmeisters, in der dieser die versammelten Bauern zum sorgfältigen und gerechten Probemelken auffordert. Die traditionelle Reihenfolge, durchs Los bestimmt, wird nicht nur beim Melken durchbrochen: Auf die Frage, welche Mahlzeit sich die Herren nach der Arbeit wünschen,<sup>2</sup> antworten die Bauern nach der "neuen" Ordnung. Zuerst kommt der "mistral" (Landamann), "kurz und entschlossen", dann der "scarvon" (Schreiber) und der Junker, der Kaplan, der aufs Fasten verzichten will, "Giacum, Gion e Gion e Gieri", die vermögenden Bauern, die sich der Meinung des mistrals anschliessen, schliesslich der verarmte Sohn des Assistenten, der zusammen mit ein paar Gesinnungsgenossen das restliche Bettlerpack - "Fressäcke ohne Kühe" - beschimpft. Am Ende regelt der Hüttenmeister die Angelegenheit zu aller Zufriedenheit, indem er den Vorschlag des mistrals gutheisst.

Giachen Caspar Muoth entwirft hier das Bild einer Gesellschaft, die - weit davon entfernt, eine "Gemeinschaft" zu sein - jedem einzelnen seinen Platz in der dörflichen Hierarchie zuweist. Die gemeinsame Arbeit setzt dem Personenverein einen äusseren Rahmen; innerhalb dieser Gruppe bestehen jedoch erhebliche Differenzen hinsichtlich der ökonomischen, sozialen und politischen Wertigkeit. Besitz und Vermögen schaffen Abhängigkeiten - es herrscht Ordnung, doch es ist ein Gleichgewicht des Misstrauens und des Drohens: Jeder würde dem andern schaden, unterlässt es aber, weil er sich damit selber schaden könnte.

- 
- 1) "Quels Signuns e Personavels / San, ch' ils vegls e lur artavesl / Han adina giu la moda  
De dugar suentar roda; / Mo la roda ch'oz comonda, / Ei quella della rauba gronda, /  
Il posses e la fortuna / Portan dapertut la cruna / ..." Muoth, A mesiras.
  - 2) Zu den Alpspeisen, der "schmackhaftesten romanischen Poesie" (G.C. Muoth);  
Vgl. Gadola 1939, S. 4 - 16

### 3.1.1 Die soziale Schichtung

Das Ansehen des Herrn "mistral" in Muoths Gedicht beruht auf seinem Viehbesitz: Mit 12 Kühen setzt er die obere Grenze, ihm folgt mit 11 Stück der Junker, dann mit 10 "Giacum, Gion" und der Schreiber, und am Ende der Reihe steht "Placi Gob", der bucklige Maulwurffänger, der nur gerade ein Schwein auf die Alp geladen hat.

"Fast überall", schrieb J.A. von Sprechler zum Viehbesitz, "schätzte man das Vermögen des Landmannes nach der Zahl der gewinterten Kühe, indem man annahm, dass zur Winterung einer Kuh Wiesland im Werte von ca. 700 fl. (später 900 - 1'000 fl.) erforderlich sei. Ein Mann, welcher 10 Kühe winterte, galt schon für sehr hablich (...)." <sup>1</sup>

1864/65 erhob die Gemeinde Tavetsch eine besondere Tiersteuer, welche die leere Kasse - Strassenbau und Erwerb der Lehensalpen - etwas auffüllen sollte. Die Analyse der - pauschal bezahlten - Steuern hat folgendes Bild ergeben: <sup>2</sup>

Tab.7: Schichtung: Viehbesitz 1864/65 <sup>3</sup>

Abgabe/Betrieb Franken	Betriebe Anz.	%	Ø Rindviehbestand (geschätzt)	Ø Schmalviehbestand (geschätzt)
0 - 5	53	32	2 - 3	5 - 7
- 10	60	36	8 - 9	20 - 22
- 15	29	18	12 - 14	30 - 34
- 20	12	7	15 - 18	35 - 40
- 25	8	5	20 - 25	40 - 50
mehr	3	2	30	50
	165	100%		

Ein durchschnittlicher Haushalt bezahlte 8.50; das entsprach etwa dem Besitz von 2 - 3 Kühen, 3 Rindern, 3 Kälbern, 10 Schafen, 9 Ziegen und 2 Schweinen. <sup>4</sup>

1) Sprecher/Jenny, S. 70

2) Die Erhebungsgrundlage war: Pferd 2.-, Kuh 1.-, Rind -.50, Kalb -.25, Ziege/Schaf/Schwein -.12

3) Quelle: Gemeinderechnungen. Die Ortschaft Tschamutt ist nicht enthalten.

4) Vgl. zum Zahlenverhältnis Viehzählung 1866, oben S. 76

101 Betriebe (61%) lagen unter dem Durchschnitt.<sup>1</sup> Davon bezahlten 21 Haushalte (13%) weniger als einen Franken, d.h., dass sie nur gerade 1 - 2 Schafe und Ziegen, aber keine Kühe besaßen.

Aufgrund dieser Ergebnisse lassen sich die Besitzanteile vorläufig in drei Gruppen einordnen:

- eine "Unterschicht" mit 68% der Betriebe
- eine "Mittelschicht" mit 25% der Betriebe
- eine "Oberschicht" mit 7% der Betriebe.

Dieser Schichtungsansatz ist natürlich zu einfach; er soll deshalb differenziert und nach Möglichkeit auch konkretisiert werden.

Viehbestände konnten die Zugehörigkeit zu einer sozialen Gruppe zwar andeuten, das grundlegende Schichtungskriterium aber war der Bodenbesitz. Von ihm hing letztlich die Existenz und die Grösse des Rindviehbestandes ab. Das klingt einleuchtend, ist aber - abgesehen davon, dass zum Bodenbesitz keine Angaben vorhanden sind - mit einer besonderen Problematik verbunden. Zunächst: Bodenbesitz und Viehbestand mussten sich nicht immer entsprechen. A Spescha hatte bereits auf die "zu hohen" Viehzahlen hingewiesen;<sup>2</sup> gemeint war damit die forcierte extensive Nutzung der Weideflächen, die zur Haltung einer im Verhältnis zum Heuvorrat übersetzten Viehzahl verleitete. Das Vieh musste im Winter durchgehungert werden und erzielte auf dem Markt die entsprechend tiefen Preise.

Für das Erreichen wirtschaftlicher Selbständigkeit war Bodenbesitz an sich ausschlaggebend. Poncioni hat in seiner Arbeit über das Bauerndorf Aquila die bodenbesitzenden Betriebe als "funktionsfähig", die keinen Boden besitzenden als "nicht mehr ohne Nebenerwerb existenzfähig" bezeichnet.<sup>3</sup> Das mag auch aufs Tavetsch zutreffen; die Vermutung liegt nahe, dass die oben genannten 13% der Haushalte mit nur 1 - 2 Schmaltieren über keinen Boden verfügten.

Entscheidender aber als diese grundlegende Trennlinie wurde für eine ganze Anzahl Tavetscher mit den in den 40er und 50er Jahren einsetzenden wirtschaftlichen Veränderungen eine zweite, darüberliegende Grenze. Die Grundvoraussetzung für einen

---

1) In Ftan (Unterengadin) besaßen 1791 ca. 60% der Bauern 2 Kühe; vgl. Mathieu I, S. 106

2) a Spescha, S. 217; vgl. oben S. 73

3) Vgl. Poncioni, S. 165

sozioökonomischen Aufstieg war im Tavetsch allein die erfolgreiche Partizipation am Viehhandel. Die genannte Grenze entsprach einer minimalen Bodengrösse, resp. Viehzahl, von der aus Viehhandel überhaupt möglich wurde. Wer sich unter dieser Limite befand, besass keine Möglichkeit, seine wirtschaftliche Lage zu verbessern. Die besondere Schwierigkeit, diese Grenze zu definieren, liegt nun darin, dass sie keine fixe Grösse darstellte. Wir haben oben festgestellt, dass eine bestimmte Viehzahl bereits zur Deckung des Eigenbedarfes an Milchprodukten erforderlich war. Ausserdem konnte sie den Marktaussichten entsprechend höher oder tiefer liegen. Schliesslich veränderte sie sich in dem Masse, als die Marktintegration zu-, die Subsistenzwirtschaft aber abnahm.

Ueber eine längere Zeitspanne hinweg betrachtet unterlag auch der Umfang des Bodenbesitzes grösseren Schwankungen. Sie gründeten im Realteilungssystem, das von Generation zu Generation durch Zerstückelung und Verteilung des Bodens die Besitzverhältnisse wandeln konnte. Der Erhalt der Grösse und Qualität des väterlichen Betriebes konnte einzig durch Heirat und/oder Landkäufen gesichert werden. Dazu war aber Kapital, das im wesentlichen wiederum aus dem Viehhandel floss, unerlässlich.

Einen ersten Einblick in die Vermögensverhältnisse erlauben die 1861 eingeführten Gemeindesteuern. Die Vermögenseinschätzung beinhaltet allerdings ohne zu unterscheiden die Landmasse, das Vieh, die Wohn- und Wirtschaftsgebäude, die Arbeitsgeräte, die Hauseinrichtung, usw.. Erhebungskriterien, Schätzungsgrundlagen oder ähnliche erklärende Angaben fehlen jedoch. Als Manko erweist sich auch die Tatsache, dass Vermögen, die unter 1'000 Franken eingeschätzt wurden, nicht genauer bezeichnet wurden. Die Zusammenstellung hat folgendes Bild ergeben:

Tab.8: Schichtung: Vermögen 1861<sup>1</sup>

Vermögen in Fr.	Haushalte Anz.	%	Ø Vermögen Fr.	Anteil am Gesamtvermögen in %
0 - 1'000	53	28	500.-*	3
- 2'500	48	26	1'404.-	8
- 5'000	38	20	3'607.-	16
- 10'000	26	14	6'726.-	21
- 20'000	10	6	12'540.-	15
mehr	11	6	27'445.-	37
	186	100%	4'479.-	100%

Grösstes Vermögen: 42'500.-

\*geschätzt

1) Quelle: Steuerliste 1861

3/4 der Haushalte - die drei unteren Vermögensgruppen - besaßen zusammen nur gerade 27% der gesamten Vermögenssumme, während 37% im Besitze der 11 reichsten Bauern (6%) waren. Rund 70% der Steuerzahler verfügten über ein unterdurchschnittliches Vermögen - eine Zahl, die der oben genannten "Unterschicht" in etwa entsprach. Die Unterschiede innerhalb der sozialen Schicht werden aber gerade dadurch deutlich: Vom Knecht und Tagelöhner bis zum selbständig wirtschaftenden Kleinbauern war hier alles enthalten.

Die rein quantitative Abgrenzung der Besitzanteile vermag in unserem Falle die sozialen Schichten kaum zu erfassen. Das liegt nicht nur am Umstand, dass die Grösse der Landmasse, welche eine minimale Existenzbasis oder gar den sozialen Aufstieg garantieren würde, kaum zu bestimmen ist. Es hat auch mit den oben ausführlich beschriebenen Nutzungs- und Arbeitsformen zu tun. Arm und Reich war auf die traditionellen Nutzungsrechte und die kollektive Arbeitsverfassung angewiesen. Der Unterschied lag im Grad der Abhängigkeit: Während der gutgestellte Bauer die Gemeindegüter - Weide, Wildheu, Holz, etc. - lediglich als Ergänzung seines eigenen Besitzes benötigte, hing davon die gesamte Existenz des Armen ab. Zwischen den Extremen der hierarchischen Besitzordnung waren die vielen, die den Erhalt ihrer materiellen Situation durch irgendwelche Rückschläge ständig bedroht sahen. Nutzungsprivilegien waren hier die einzige Sicherheit gegen wirtschaftliche Misserfolge.

\*

Die Folgen wirtschaftlicher Strukturen und Veränderungen äusserten sich nicht nur in der Abhängigkeit von überindividuellen Vorgängen wie Marktlage, Konjunktur und Inflation, sondern auch in den Beziehungen zwischen den Mitgliedern der bäuerlichen Gesellschaft. Mit der Erfassung der hierarchischen Abstufung ist deshalb der Versuch verbunden, diese sozialen Relationen zu konkretisieren.

In den vorangegangenen Kapiteln ist wiederholt auf die Verschuldung hingewiesen worden. Nun soll der Frage nach dem Ausmass der finanziellen Belastung nachgegangen werden. Die Besitzstruktur, wie sie sich in den Steuerabgaben von 1861 darstellte, wird, mit allen Einschränkungen, in den folgenden Ausführungen als Vergleichsbasis dienen.

### 3.1.2 Verschuldung und ökonomische Abhängigkeit

Im Jahre 1842, an einem Sonntag, als alle in der Messe waren, verübte Thomas Riedi einen Diebstahl. Er schlich sich in das Haus des Assistenten Schmed, entnahm einer Geldkassette 500 Gulden und verschwand damit. Riedi war vier Jahre als Söldner im Ausland gewesen und hatte ein halbes Jahr in Deutschland gearbeitet. Jetzt wohnte er in Rueras, war Vater dreier Kinder und erhielt von der Gemeinde hin und wieder Almosen.

Mit den 500 Gulden ging der ehrliche Riedi später zum Assistenten zurück und bot sie ihm als Bezahlung seiner ausstehenden Schulden an. Schmed, während vieler Jahre im Gemeindevorstand und Besitzer eines grossen Vermögens, (1) bemerkte natürlich den Betrug und reichte beim Kreisgericht Klage ein. Auf Riedi warteten sechs Jahre Zuchthaus.(2)

Das - getrübt - Verhältnis zwischen den beiden war beileibe kein Einzelfall: Zwischen 1840 und 1860 hatte etwa ein Viertel aller Steuerzahler jemandem Geld geliehen und über die Hälfte aller Haushalte war mehr oder weniger stark verschuldet.

Tab.9: Verschuldung und Kredite 1840 - 60<sup>3</sup>

Vermögen 1861		Schuldner		Geldgeber	
Franken	Anzahl	Anzahl	Ø Schuldsumme	Anzahl	Ø Kreditsumme
0 - 1'000	53	32	2'485.-	9	912.-
- 2'500	48	32	2'389.-	7	939.-
- 5'000	38	18	1'448.-	12	1'133.-
- 10'000	26	12	1'945.-	12	1'671.-
- 20'000	10	1	289.-	5	1'879.-
mehr	11	3	1'291.-	11	6'699.-
	186	98		56	

Die Bauern der beiden untersten sozialen Gruppen gehörten zu den am stärksten Verschuldeten: Mehr als die Hälfte von ihnen hatte sich im Laufe der 20 Jahre verschuldet. Ihre Schuldsumme lag im Durchschnitt deutlich über derjenigen der bessergestellten Bauern. Und 1861, als die Gemeindesteuer erhoben wurde, war wohl nur ein geringer Teil davon abgezahlt worden: Die durchschnittliche Abzahlungsdauer der in den 40er Jahren gemachten Schulden betrug 24 Jahre, diejenige der 50er Jahre noch 20 Jahre.

1) Er gehörte mit 23'000 zu den 11 Reichsten! Vgl. GProt., Steuerregister 1861

2) Cudesch de sentenzias 1842

3) Quelle: Hypothekarbuch

Während die einen also bis zu fünf Mal mehr Schulden als Vermögen hatten, waren die andern nur gerade zu 1/20 verschuldet.

Das krasse Bild wird etwas gemildert durch die noch nicht zurückbezahlten Kredite. Sie machten in den untersten Klassen immerhin etwa 1/3 der Schuldsomme aus.

Um der Frage nach den Verschuldungsursachen etwas näher zu kommen, soll nun die Anzahl und Höhe der Schuldbriefe in die Betrachtung miteinbezogen werden.

Die folgende Zusammenstellung enthält die zwischen 1840 und 1860 gemachten Schulden und die Zeitspanne, die zwischen ein einzelnen Verschuldungen lag.

Tab. 10: Schuldbriefe 1840 - 1860

Vermögen 1861	Ø Wert/Schuldbrief in Franken	Ø Anzahl/Person	Ø Zeit zwischen zwei Verschuldungen Jahre
0 - 1'000	434.-	5.7	3.5
- 2'500	676.-	3.5	5.7
- 5'000	704.-	2	10
- 10'000	934.-	2	10
- 20'000*	(289.-)	(1)	(20)
mehr*	(774.-)	(1.7)	(11)

\* zu wenige Angaben

Der Wert der Schuldbriefe eines ärmeren Bauern war zwar nicht so hoch, dafür musste er sich häufiger, d.h. jedes dritte bis vierte Jahr von neuem verschulden. Das lag vor allem daran, dass er zu wenige Sicherheiten für einen grösseren Kredit bieten konnte und dennoch das Geld dringend benötigte.

Die Schuldbeträge der Mittelschicht lagen deutlich höher; die Bauern waren aber nur alle 10 Jahre zur Aufnahme eines Kredites gezwungen.

Das bereits zitierte Dekret des Hochgerichtes<sup>1</sup> nannte als Ursachen der Verschuldung die schlechten Marktjahre, tiefe Viehpreise und die allgemeine Armut. Hinzuzufügen sind die Auswirkungen schlechter Erntejahre: Sie erforderten den Kauf von Heu, dessen Preis durch die erhöhte Nachfrage stark ansteigen konnte, und - für die nur wenig oder gar kein Vieh besitzenden Bauern noch wichtiger - den Kauf von Lebensmitteln und Getreide.

1) Kreisdekrete 1836, vgl. oben S. 72

Die zunehmende Abhängigkeit vom Wirtschaftsgeschehen verlangte ein Geldvolumen, das nur einigen wenigen in vollem Umfang zur Verfügung stand.

Der permanente Geldmangel liess sich - legal - auf zwei Arten beheben:

- Man nahm bei einem kapitalkräftigen Bauern im Tal oder bei einer der grossen Familien der Surselva einen Bargeldkredit auf,
- Man verkaufte eine Parzelle des eigenen Landes, sofern man welches besass. Dafür erhielt man zwar in den seltensten Fälle das Geld bar auf die Hand, konnte aber mit einem jährlichen Zins von 5% rechnen.

Die beiden Möglichkeiten sind aus den Hypothekarprotokollen nicht direkt ersichtlich. Die oben zusammengestellten Schuldbriefe konnten also sowohl einen Bargeldkredit wie einen Landkauf darstellen. Das gleiche galt für die Gewährung eines "Kredites".

Tab.11: Kredite 1840 - 60

Vermögen	Ø Wert/Kredit in Franken	Ø Anzahl/Person	Ø Zeit zwischen zwei Krediten Jahre
0 - 1'000	293.-	3.1	6.5
- 2'500	(548.-)	(1.7)	(11.8)
- 5'000	348.-	3.3	6.1
- 10'000	420.-	3.9	5.1
- 20'000	427.-	4.4	4.5
mehr	430.-	15.5	1.3

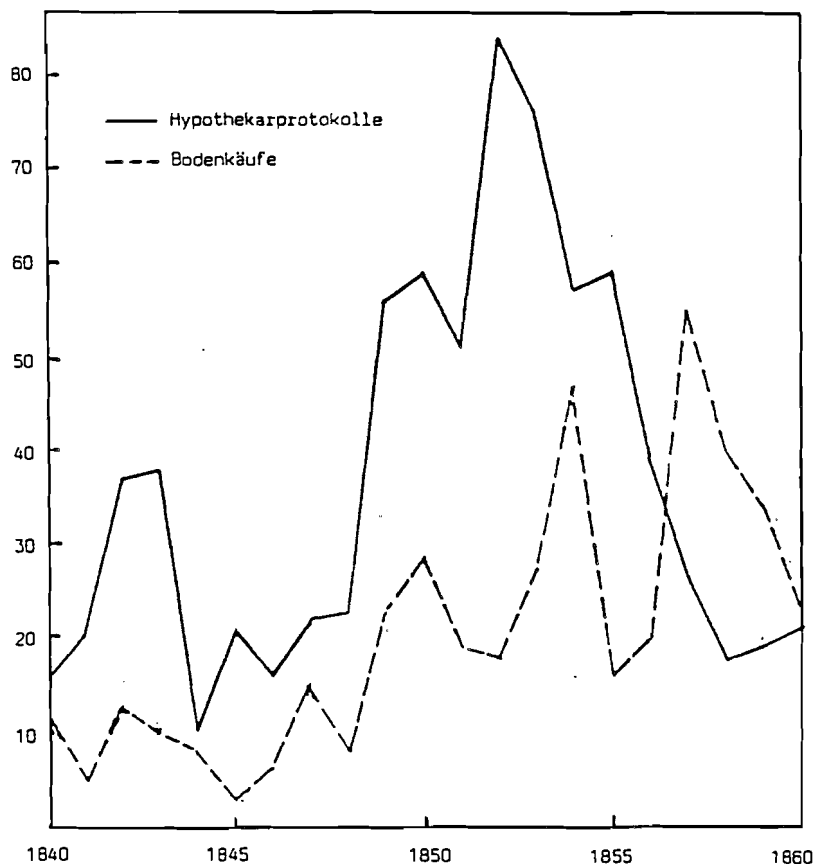
Es liegt auf der Hand, dass die untersten Vermögenschichten in den seltensten Fällen über Bargeld verfügten. Ihr einziger verkäuflicher Besitz war der Boden. Demnach hing für diese Bauern die "Kreditgewährung" immer mit dem Verkauf von Boden zusammen. Natürlich verschlechterte eine Verkleinerung der Bodenfläche die Existenz des Betriebes; einem Verkauf ging deshalb meist eine akute finanzielle Notlage voraus.

Rund 1 - 2 Jahre lagen bei den reichsten Bauern jeweils zwischen der Gewährung des nächsten Kredites. Da gerade sie an der Vergrösserung ihres Betriebes interessiert sein mussten, handelte es sich hier weniger um Landverkäufe als um Bargeldkredite.



Der Zusammenhang zwischen Verschuldung und Bodenmarkt wird aus nachfolgender Abbildung ersichtlich:

Abb.10: Verschuldung und Bodenmarkt 1840 - 1860<sup>1</sup>



Während der 40er Jahre verlief die Verschuldungs- und Bodenmarktkurve mehr oder weniger parallel.

Der deutliche Anstieg der Verschuldung in den 50er Jahren aber lässt sich nur zum Teil mit den Landkäufen erklären. Die Konjunkturanalyse der Bündner Monatsblätter bezeichneten das Jahr 1852 als sehr schlechtes Marktjahr,<sup>2</sup> 1853/54 war die Getreideernte ungenügend und es zeigten sich erste Anzeichen einer Kartoffelkrankheit.<sup>3</sup> Die finanzielle Lage vieler Tavetscher verschlechterte sich rapide, die Zahl der Konsumkredite nahm zu.

1) Quelle: Hypothekar- und Verkaufsbuch

2) BM 1852, S. 228. Es sollen lediglich 1'000 Stück Vieh über den Lukmanier getrieben worden sein, während es sonst 3'000 - 4'000 waren.

3) BM 1854. In Trun soll es besonders viele Arme gegeben haben.

Zur gleichen Zeit setzte eine Auswanderungswelle ein. Die Regelung der Erbschaft konnte die Schuldenlast ebenfalls erhöhen.

1856 - 58 stieg die Zahl der Landkäufe deutlich an, ohne dass sich dies in den Hypothekarprotokollen niederschlug. Das lässt sich nur damit erklären, dass die Käufer über das nötige Bargeld verfügten - ein deutlicher Hinweis auf die Zugehörigkeit zur sozialen Schicht.

\*

1839, als man zur Revision der verschiedenen Grundpfandbücher schritt, war die Tavetscher Bevölkerung gesamthaft mit einer Schuldensumme von 174'499 Franken belastet. Auf einen Haushalt fielen durchschnittlich drei Schuldbriefe von insgesamt 727 Franken. Die bei Kirche und privaten Geldgebern gemachten Schulden waren zum Teil sehr alt - einige reichten bis in die 60er Jahre des 18. Jh. zurück.

Diese bemerkenswert lange Abzahlungsfrist war ganz im Sinne der Geldgeber. Die meisten hatten kein besonderes Interesse daran, dass ihr Kredit innert kürzester Zeit zurückgezahlt wurde. Man schätzte den jährlichen Zins als krisensichere Rente.

Die Höhe des Zinsfußes - in früheren Zeiten in Politikum - hatte sich im 18. Jh. auf 5% eingependelt.<sup>1</sup> Ein ständiger Streitpunkt blieb aber die Abgabeform. Nach dem Gesetz war kein Geldverleiher verpflichtet, Naturalien als Zinszahlung anzunehmen.<sup>2</sup> Dennoch begnügte man sich oft gezwungenermassen mit einer Hälfte in Geld, und der anderen Hälfte in Käse und Butter.<sup>3</sup>

Für den bäuerlichen Haushalt bedeutete der Zwang, den Zahlungsverpflichtungen nachkommen zu können, eine ständige Belastung. Die meisten Wiesen waren verpfändet, und die Einnahmen eines Landverkaufes genügten oft gerade, um die darauf lastenden Hypotheken zu tilgen. In vielen Fällen drohte der Konkurs; dass dennoch nur wenige Liquidationen vorgenommen wurden, lag vielleicht an der Geduld der Geldverleiher, vielleicht an den umfassenden Nutzungsrechten am Gemeinland.

---

1) Vgl. Mathieu II, S. 333

2) Kreisdekrete 1821

3) Vgl. Gadola 1936, S. 10

4) Zwischen 1840 und 60 lassen sich nur vier Konkurse feststellen. Die Zahl mag höher sein, da nicht alle Quellen ermittelt werden konnten.

Die Weiterexistenz des Bauernbetriebes dürfte aber in erster Linie durch die Pacht einiger Wiesenparzellen ermöglicht worden sein. Wir besitzen – ausser dem Hinweis, dass der Pachtzins 2.5% war – darüber keine Angaben, können aber annehmen, dass die Bedeutung der Pacht, Halbpacht und der "Eigenbewirtschaftung mittels Lohnarbeit" unter diesen finanziellen Umständen im Tavetsch ebenso gross war wie anderswo.<sup>1</sup>

\*

In den finanziellen Beziehungen zwischen Reichen und Aermereen kamen Macht und Abhängigkeit zum Ausdruck. An den alljährlichen Zinszahlungen am Martini begegnete man dem auswärtigen Geldverleiher – oft genug war man nicht in der Lage, seine Ansprüche zu befriedigen.

Mit dem reichen Nachbarn aber war man beinahe täglich zusammen – bei der Viehtränke, bei der Gemeinarbeit, dem Kirchgang, der Gemeindeversammlung – und wurde ständig an die finanzielle Verpflichtung erinnert. Vielleicht spendeten dann die Worte unseres Paters ein wenig Trost:

"Wenn Gott will, dass man reich wird, ist es noch früh genug, denn nicht jeder Reichtum ist nützlich und das sieht der Herr voraus; und deshalb sät er ihn spärlich und will uns damit nur Gutes tun."<sup>3</sup>

---

1) Vgl. Mathieu II, S. 309 ff.

2) Vgl. Ders., S. 330

3) a Spescha, Katechismus, S. 40

### 3.1.3 Die Geldgeber

"Ad in che ha ils daners tilan ins la capiala, ed a quel che ha buc, mein-ins la cua." Vor einem der Geld hat zieht man den Hut, und dem, der es nicht hat, zeigt man die Schulter.

Mit diesem Sprichwort ermahnte Placi a Spescha seinen Neffen, mit dem Geld vorsichtig umzugehen und es nicht unbedacht auszuleihen, denn die Rückzahlung "(..) wird versprochen und dann nicht eingehalten. Von dieser Sorte von Leuten gibt es heute mehr als genug."<sup>1</sup>

Als Vertreter der katholischen Kirche während einiger Jahre in Selva war allerdings auch a Spescha öfters zu Geldgeschäften gezwungen.<sup>2</sup> Nach einer alten Tradition liess sich die Kirche ihren Einsatz für die armen Seelen auf dem Weg ins Paradies teuer bezahlen.<sup>3</sup> Totenmesse und Gebete, Predigt und Seelsorge für die Lebenden hatten ihren Preis. Neben diesen "Kirchensteuern" waren die Gläubigen zu einer Abgabe an die bis in die 50er Jahre von der Kirche verwalteten Armenkasse verpflichtet. Dies geschah meist in Form von Naturalien: Getreide, Käse, Butter und Salz.

1839 war 1/3 aller Personen nur bei der Kirche verschuldet; es waren v.a. alleinstehende Frauen, die dem Kaplan oder Pfarrer den jährlichen Zins für die "raubas pias" - "fromme Dinge" - entrichteten. Diese Schuldscheine wurden in der Regel testamentarisch der nächsten Generation weitergegeben. Mit einem Landkauf übernahm man in vielen Fällen auch gerade diese kirchliche Hypothek. Als Eigentümerin von "liegenden Gütern, Kapitalien, Stipendien, Stolgebühren und Zehnten"<sup>4</sup> leihte die Kirche des öfters auch Bargeld aus. Ihr Anteil am gesamten Leihkapital, den die Tavetscher beanspruchten, betrug 1839 immerhin 17%. Bis 1850 sank er allerdings auf 9%, 1860 schliesslich auf 4%.<sup>5</sup>

---

1) a Spescha, Katechismus, S. 39

2) a Spescha, S. 237

3) Heute kostet eine Totenmesse, die einmal jährlich während 25 Jahren gelesen wird, 300 Franken.

4) a Spescha, S. 237

5) Quelle: Hypothekarbuch

Eine wesentlich wichtigere Rolle im Kreditgeschäft nahmen die privaten Geldgeber ein:

Tab.12: Verschuldung bei Privaten, ca. 1800 - 1860

	bis 1839	1840 - 50	1850 - 60
Schuldsumme	170'176.-	120'667.-	144'211.-
Anteil am ges. Leihkapital	83%	91%	52%
Anzahl Schuldner	169	105	111
Ø Schuldsumme/Person	1'006.-	1'149.-	1'299.-

51% des privaten Leihkapitales von 1800 - 1860 stammte von Geldgebern, die ausserhalb des Tales lebten. Nach Johann Andreas von Sprecher suchten die kapitalkräftigen Familien Graubündens im 18. Jh. nicht den Grossgrundbesitz, sondern verpachteten vorzugsweise ihr Land.<sup>1</sup> Ihr Geld legten sie - immer noch nach Sprecher - als Kredite im Lande an, in Beträgen von 50 - 1'000 Gulden.

Wer waren nun diese auswärtigen Geldgeber? Die Hypothekarbücher nennen insgesamt 58 Namen. Sie stammen v.a. aus der Surselva, dann auch aus den angrenzenden Tälern Domleschg, Churer Rheintal und Uri.<sup>2</sup>

Die Hälfte der Genannten trugen einen Titel: 18 politische, 9 militärische, dazu ein Ingenieur und ein Pfarrer; zwei Frauen waren ebenfalls dabei: Margarita de Blumenthal und Ludavica Balletta. Die wichtigsten waren:

	Leihkapital	Kreditgeschäfte
Mistral Simon Depuoz	26'800.-	28
Mistral Giach. Ant. Lombris	24'925.-	52
Bundesstatthalter Marchion	16'088.-	25
Mistral Christian Wecker	15'204.-	25
Landrichter Peter Anton de Latour	13'720.-	30
Landrichter Balth. Vieli	11'565.-	18
Capitani Ferrari (Grossrat)	9'169.-	17
Margarita de Blumenthal	9'112.-	18
Oberst Vinzens	6'800.-	17

1) Vgl. Sprecher/Jenny, S. 231, Anm. 33

2) 7 Namen liessen sich nicht eindeutig identifizieren, sie stammen zweifellos aus der gleichen Region: Maissen, Rothmund, De Carlo, Frisch, Lorez, Liver, Schuoler.

Von den Personen, die keinen Titel trugen, tätigten besonders der Krämer Gadola aus Disentis und der Händler Nager aus dem Urserntal mehrere Kreditgeschäfte. Die Familien Lombris, Depuoz und Vieli sollen nach Gadola bereits im 18. Jh. den Tavetschern Geld geliehen haben.<sup>1</sup> Das finanzielle Engagement blieb über Generationen hinweg bestehen und damit auch die engen Bande der Bauern zu diesen Exponenten der surselvischen Politik und Wirtschaft. Bannerherr Cajacob aus Sumvix, das etwa zwei Reitstunden entfernt lag, blieb zum Einzug sämtlicher Zinse gleich acht Tage im Hause des Gemeindeschreibers Lucas Cavegn; auch die Vielis, Lombris' und die andern erschienen alljährlich zur Zinseintreibung – ein grosser Aufwand, wenn man bedenkt, dass nicht nur den Tavetschern Geld geliehen wurde! Die Interessen wurden deshalb im 19. Jh. vermehrt von Vertrauensleute aus dem Tal vertreten: Der uns bereits bekannte Assistent Schmed zum Beispiel war mit den Geschäften der Familie Vieli betraut. Vielleicht erklärt das auch die Härte, mit der das Gericht gegen den armen Thomas Riedi vorging.

Gegen Ende der 50er Jahre ging die Zahl der bei Privaten aufgenommenen Kredite deutlich zurück. Die Geldgeberrolle fiel nun der "Kantonalen Sparkasse" in Chur zu. Mit 42% des gesamten Kreditkapitals der 50er Jahre nahm sie in kurzer Zeit eine wichtige Stellung ein. Die durchschnittliche Kreditsumme von 2'895 Franken pro Schuldschein lag weit über den privaten Kapitalleihen – es scheint, dass die Tavetscher dieser Institution mehr Vertrauen entgegenbrachten.

Die Verdoppelung der Darlehensgesuche deutet vielleicht auch darauf hin, dass die Hemmschwelle, welche die Aufnahme eines Kredites verzögern oder gar verhindern konnte, durch die Verlagerung des Geschäftes nach Chur sank. Das persönliche Abhängigkeitsgefühl, mit dem der private Kreditverkehr behaftet war, verschwand. An seine Stelle trat allmählich eine sachliche Einstellung zur bäuerlichen Oekonomie.

\*

Die Tavetscher Wirtschaftsordnung enthielt eine Bestimmung, welche die Entwicklung der Besitzverhältnisse seit dem Mittelalter massgebend geprägt hatte: Sie untersagte grundsätzlich den Verkauf von landwirtschaftlich nutzbarem Boden an

---

1) Gadola 1936, S. 10

Auswärtige.<sup>1</sup> Da nichts auf eine Aenderung dieser Klausel im 19. Jh. hindeutet, kann der Kreditmarkt der Tavetscher annähernd quantifiziert werden: Rund 50% der Kredite wurden bei Auswärtigen aufgenommen; es waren demnach ausschliesslich Bargeldkredite. Die andere Hälfte bestand teils aus Bargeldkrediten, welche die lokale Oberschicht gewährte, teils aus Landverkäufen.

Die etwas theoretischen Berechnungen führen zum Schluss, dass die Käufer des in den 50er Jahren intensivierten Bodenmarktes in erster Linie Mitglieder der lokalen Oberschicht waren. Diese verstanden es offenbar, die Verschlechterung der wirtschaftlichen Lage, welche sich zwischen 1850 und 1855 in vermehrten Konsumkrediten äusserte, zu einer Ausdehnung ihres Bodenbesitzes auszunützen. Damit verbesserten sie die für den Viehhandel benötigten wirtschaftlichen Voraussetzungen in entscheidender Weise.

---

1) Die Bestimmung wurde in den Gemeindeordnungen des 19. Jh. nicht explizit ausgeführt. Sie wird aber indirekt aus verschiedenen Gemeindebeschlüssen ersichtlich. Die einzige Ausnahme bildete in den 60er Jahren der Strassenbau.

### 3.2 DIE DORFPOLITIK

Als 1788 der Hofgeograph des Königs von Frankreich auf seiner Reise durch die Schweiz auch ins Tavetsch gelangte, machte er folgende Beobachtung:

"Der Pfarrer spielte und trank: mit wem? - mit den Regenten des Landes. Konnte er sich wohl in vornehmerer, erhabener, mehr bedeutender Gesellschaft befinden? Der Bauer, der mit Königen unterhandelt, sollte der mit seinem Pfarrer nicht zu Tische sitzen können?"<sup>1)</sup>

Wer waren diese "Regenten des Landes", mit denen sich der Herr Pfarrer einen Abend lang vergnügt hatte? Um mit Königen zu verhandeln brauchte es Bildung, Ansehen und Macht. Die de Latours, die Castelbergs, die Condraus und andere Mitglieder der grossen surselvischen Familien besaßen alle diese Privilegien. Keine der Tavetscher Familien konnte jedoch eine vergleichbare Stellung im 19. Jh. einnehmen. Und dennoch besaßen einige von ihnen, wenn auch "nur" in der dörflichen Gemeinschaft, Einfluss und Ansehen, denn "Macht ist die Chance, innerhalb einer sozialen Beziehung den eigenen Willen auch gegen das Widerstreben der anderen durchzusetzen." (Max Weber)

Wenngleich die Organisation der bäuerlichen Wirtschaft die Kooperation aller Beteiligten forderte und wenn diese gegenseitige Abhängigkeit auch als ausgleichende Kraft auf die sozipolitische Struktur wirkte, so genügte dies doch nicht, die Privilegien einer in erster Linie auf wirtschaftlicher Ungleichheit beruhenden Macht auf alle Mitglieder der Dorfgesellschaft zu verteilen.

#### 3.2.1 Die Verteilung der Macht

Artikel 1 der 1854 in Kraft getretenen Kantonsverfassung lautete: "Die Souveränität des Freistaates Graubünden beruht auf der Gesamtheit des Volkes und äussert sich durch gesetzmässige Abstimmungen derselben." Träger der höchsten Gewalt in Graubünden war nun nicht mehr die Gesamtheit der Gemeinden, sondern das Volk.<sup>2)</sup>

1) Robert, F., Voyage dans les XIII Cantons Suisse, les Grisons, le Vallais et autres pays et états alliés ou sujets de la Suisse, in: Margadant, S. 105 f, übersetzt, S. 238

2) Vgl. Liver, 1967, S. 11



Innerhalb der Gemeinden hatte die neue Verfassung zunächst keine wesentlichen Änderungen erwirkt. Die Bürger bestimmten seit Jahrhunderten im Rahmen der Bundesgesetze ihre politische Ordnung.<sup>1</sup> Monatlich fanden eine bis zwei Gemeindeversammlungen auf dem Platze neben der Kirche - "sin cadruvi" - statt, die, wie der vorangehende Gottesdienst, von allen besucht werden musste.

Die Beratungen über die wirtschaftliche Organisation nahm einen ihrer Bedeutung entsprechend grossen Raum ein, während die "höhere" Politik meistens den Behörden überlassen wurde.<sup>2</sup>

Die Nachbarschaft Tavetsch, Teil der grossen Gerichtsgemeinde Cadi, vergab zwei Kategorien von Amtsstellen:

- Drei Geschworene (geraus) leiteten die Verwaltung der Talschaft und vertraten im Senat der Gerichtsgemeinde die Interessen der Bauern; einer von ihnen, der "prem genau", übernahm die führende Rolle. Ihnen zur Seite stand der Beirat (cussigliers), aus drei Männern bestehend, von denen einer zum Stellvertreter (assistent) des mistrals ernannt wurde. Dieser sorgte für den Kontakt zur höheren politischen Behörde.

Geschworene und Beiräte wurden an der Gemeindeversammlung für zwei Jahre gewählt. Auf eine Wiederwahl konnte besonders der "prem genau" rechnen, während für das Geschworenenamt faktisch eine Amtsperiode als Beirat vorausgesetzt wurde.<sup>3</sup>

Eine zweite Kategorie politische Aemter übernahm die verschiedenen nicht kommunal organisierten Aufgaben. Die beiden wichtigsten waren:

- die Dorfvorsteher (cauvitg). Sie wurden von der jeweiligen Dorfbevölkerung gewählt.<sup>4</sup> Durch die zentralisierte Verwaltungsorganisation verblieben ihnen nur beschränkte Befugnisse: Sie ordneten die Nutzung der Heimweiden, ernannten die Hirten, sorgten für die ordentliche Ausführung der Vorschriften.
- die Hüttenmeister (cautegia). Sie leiteten die Organisation der Alpnutzung. In den 50er Jahren wurden sie von der Gemeindeversammlung ernannt, später von den einzelnen Korporationen.

---

1) Vgl. z.B. Kreisdekrete 1836, Artikel 10.2

2) Vgl. Gemeindeprotokolle 1838-70. Diskussionen über die sog. "Abscheits" wurden nicht protokolliert.

3) Diese rechtlich nicht bedingte Voraussetzung lässt sich aus den Amtslisten indirekt entnehmen.

4) Deshalb finden sich ihre Namen auch nicht in den Amtslisten!

Zur Besorgung der Amtsgeschäfte wurde eine Vielzahl von Kommissionen gewählt, die sich in der Regel aus der regierenden Behörde und ehemaligen Amtsträgern zusammensetzten. Sie verwalteten - um nur die wichtigsten Aufgaben zu nennen - die Armen- und Schulkasse, leiteten die Gemeinarbeit, regelten die Wildheunutzung und die Alpstuhlung, revidierten die Gemeindeordnungen.

Geraus und cussigliers übernahmen mit ihrer Wahl ein zeitraubendes und kostspieliges Amt: Sitzungen im Senat, Reisen nach Chur, Arbeit in den Kommissionen hielten von der eigenen Arbeit auf dem Bauernhof ab. Dabei wurden sie in ihrem Amte nicht einmal reich: "Ihre Besoldung nehmen sie von den Zufälligkeiten her und der Ehre ihres Amtes, das sie bekleiden", schrieb a Spescha.<sup>1</sup> Die "Zufälligkeiten", das waren v.a. Gebühren für Amtshandlungen, Spesen, Anteil an Bussgeldern;<sup>2</sup> die "Ehre"? - sie äusserte sich wohl hauptsächlich im Titel, in den Privilegien, in der Macht.<sup>3</sup>

Ein Gemeindeamt setzte ausser organisatorischen und administrativen Fähigkeiten keine besonderen Kenntnisse voraus.<sup>4</sup> Es stand damit im Prinzip allen Bürgern offen. Dennoch wählte man nicht, wie etwa in einigen Dörfern des Unterengadins, mittels Lossystem,<sup>5</sup> sondern suchte durch demokratische Wahl den "fähigsten" Mann ins Amt zu heben. Das hohe passive Wahlalter (40 Jahre) garantierte eine ausreichende Erfahrung.

"Das Bauernvolk hat die Freiheit, die ihm genehmen Amtsträger auszusuchen: Doch wenn diese einmal gewählt sind, hat es nicht mehr die Freiheit, über sie zu bestimmen, und das weder in moralischen, noch politischen, noch wirtschaftlichen Dingen."<sup>6</sup>

Die Zuständigkeitsbereiche, die a Spescha der Verständlichkeit zuliebe in geistliche, gerichtliche und ökonomische unterscheidet,<sup>7</sup> waren in Wirklichkeit in der

---

1) a Spescha, S. 204

2) Vgl. dazu ausführlich Mathieu II, S. 208 f.

3) Vgl. Gadola 1939, S. 8. Der höchste Lohn war die Ehre eines Titels, man trug ihn deshalb auch ein Lebenlang. Dadurch ersparte sich die Gemeinde auch die Lohnkosten.

4) Politik auf einer höheren Ebene erforderte von den daran Teilnehmenden neben umfangreichem Besitz auch eine gewisse Bildung. In den deutschen Universitäten bildete sich mancher Sohn reicher Eltern zum Akademiker aus. (Vgl. z.B. die Familie de Latour, in: Collenberg, S. 15 ff., 89 ff., 157 f) Auch das Tavetsch sandte seine Söhne zur Schule: 1835 waren zwei in der Klosterschule Disentis, zwei in Chur, fünf in München, Freiburg oder Berlin. (Quelle: VZ 1835) Mindestens vier von ihnen wurden Priester und ergänzten damit die hohe Zahl Tavetscher Geistlicher, die in ganz Graubünden ihr Amt ausübten. (1835 wurden 10 Geistliche in der VZ genannt).

5) Mathieu II, S. 204

6) a Spescha, Demonstraziun, S. 230

7) Vgl. a Spescha, S. 203

Hand der gleichen Personen. Es gab keine Gewaltentrennung: Die Geschworenen waren gleichzeitig Politiker, Kläger und Richter.

Der vollständigen Kontrolle der Bürger durch juridikative und exekutive Kompetenzen entsprach die personelle Machtkonzentration. Das kam besonders in der Bevorzugung bestimmter Familien zum Ausdruck: Lediglich sechs Geschlechter - Monn, Beer, Berther, Schmed, Venzin und Peder -, mit etwas mehr als die Hälfte der Haushalte, teilten rund 3/4 aller wichtigen Dorfämter unter sich auf. Jeder zweite Haushaltsvorsteher dieser sechs Familien konnte 1861 auf eine politische Tätigkeit in den letzten 20 - 30 Jahren zurückblicken.<sup>1)</sup>

Auf weitere zehn Geschlechter, die sich im Durchschnitt aus rund drei Haushalten zusammensetzten, fielen die übrigen Dorfämter.

Die Mitglieder der restlichen zwölf kleinen Geschlechter - klein in Bezug auf die Zahl der Haushalte pro Geschlecht - haben in der untersuchten Zeitspanne kein Amt bekleiden können; sie waren faktisch von der aktiven Dorfpolitik ausgeschlossen.

Die Tendenz, einigen alteingesessenen Familien die Dorfmacht zuzuweisen, ist an sich keine Besonderheit. Erstaunlich daran ist hingegen, dass die von der Politik ausgeschlossenen nicht etwa neuhinzugezogene Familien waren, sondern ebenfalls seit Jahrzehnten und Jahrhunderten im Tavetsch lebten!

Die Zugehörigkeit zu einem der "grossen" Geschlechter scheint ein Merkmal der aktiven Teilnahme an der Politik zu sein. Doch das alleine genügte nicht: Wer gewählt werden wollte, musste wohl auch Geld haben.

---

1) Aemterliste und Gemeindeprotokolle 1838 - 1867

Tab.13: Verteilung der Amtsstellen 1861<sup>1</sup>

Vermögen	Wählbare Haushalte <sup>2</sup>	Amtsstellen 1838-63 <sup>3</sup>			Prozentualer Anteil an Verm.klasse al.wählb.Hh.	
		Geschworene/Beiräte	Total			
0 - 1'000	40	--	6	6 (13%)	15%	5%
- 2'500	33	--	3	3 ( 7%)	9%	2%
- 5'000	26	4	6	10 (22%)	38%	8%
- 10'000	15	3	9	12 (25%)	80%	9%
- 20'000	5	2	2	4 ( 9%)	80%	3%
mehr	11	4	7	11 (24%)	100%	8%
	130	13	33	46(100%)		36%

Wer über 5'000 Franken Vermögen besass, konnte mit grösster Wahrscheinlichkeit auf einen Amtsposten zählen. Von den ärmeren Bauern war immerhin noch jeder Achte oder Neunte im "Gemeindevorstand" vertreten. Das Geschworenenamt aber blieb - wir wissen warum - den Wohlhabenden vorbehalten: Ihr durchschnittliches Vermögen war 13'407 Franken - dreimal mehr als der Durchschnitt aller Tavetscher.

Nur etwa ein Drittel der 1861 wählbaren Männer war zwischen 1838 und 1863 an der aktiven Politik beteiligt. Die Verteilung auf die einzelnen Vermögensklassen war dabei ziemlich gleichmässig. Der an eine "Ständevertretung" erinnernde Umstand lässt sich damit erklären, dass unter den grossen Familien, welche die Politik bestimmten, grosse Vermögensunterschiede bestanden. Der "arme Vetter" wird also vor allem auf Grund seines Namens zu politischen Ehren gelangt sein.

\*

Zur Durchsetzung ihrer Anordnungen war die Behörde vollständig auf die Zusammenarbeit der Bevölkerung angewiesen. Dieser Umstand reduzierte natürlich auch

1) Quelle: Aemterlisten 1838-67; Steuerliste 1861

2) Wählbarkeit setzte Wahlalter 40 Jahre und Bürgerrecht voraus. Von den 169 genannten Haushalten waren 130 (77%) wahlberechtigt.

3) Die Angaben sind nicht vollständig. 1849 und 50 fehlen Gemeindeprotokolle. Die ausstehenden Aemter - ca. 10 - sind in diesem Zusammenhang aber nicht von Bedeutung.

den als "Macht" bezeichneten Einfluss der lokalen "Regenten". Eine Polizei im modernen Sinne gab es noch nicht, das ganze Rechtssystem basierte auf dem gemeinsamen Interesse und der gegenseitigen Kontrolle der Anwohner.<sup>1</sup> Im lokalen Brauchtum war eine ganze Reihe von Ritualen enthalten, mit denen, unabhängig von politischen und richterlichen Behörden, Verstöße gegen bestimmte Normen sanktioniert wurden.

Der "strenge Rechtssinn", der Pieth dem "Landvolk im allgemeinen" zugebilligt hat, und der "Rechtsstaat" standen sich immer häufiger da gegenüber, wo eine zunehmende Reglementierung Traditionen zu beschneiden drohte.

So sah sich 1835 die "löbliche Oberheit" der Cadi veranlasst, gewisse Praktiken der Knabenschaften zu kontrollieren. Gemeint war der Brauch der jungen Männer, fehlbare Mitbürger in einem eigenen Strafverfahren abzuurteilen: Missetäter wurden "im Dorf herumgeschleppt", "in den Brunnen geworfen" (nachts), die Knaben brachen in Häuser und Schlafzimmern ein, entwendeten Gegenstände, deckten Dächer ab und rissen ganze Gebäude nieder.<sup>2</sup>

Diese nächtliche Volksjustiz, die etwas ironisch "far cavals temps de noitg" - "Pferde machen" - genannt wurde, konnten (oder wollten) die Behörden nicht vollständig verbieten. Die Rächer wurden einzig aufgefordert, zuerst die Erlaubnis der Obrigkeit "oder wenigstens eines Geschworenen" einzuholen. Denn, so heisst es weiter im Dekret, obschon das Vorgehen "eigentlich illegal" sei, "hat es einen besseren Effekt gehabt als selbst die Bemühungen der Obrigkeit."

Der Versuch, diesen gewalttätigen Brauch unter Kontrolle zu bringen, war Ausdruck einer seit dem Beginn des Jahrhunderts immer stärker werdenden Tendenz zur Zentralisation politischer und richterlicher Macht.

Ihr gegenüber standen starke beharrende Kräfte, die ein Festhalten sowohl an der politischen Gemeindeautonomie wie an den traditionellen sozialen Formen der dörflichen Gesellschaft bewirkten.

Gegen die zunehmende Fremdbestimmung wehrten sich besonders die unteren Schichten der Gesellschaft, da gerade sie von der damit zusammenhängenden Reglementierung der Rechtsnormen die meisten Nachteile zu befürchten hatten.

---

1) GProt. Februar 1839. Jede Ortschaft bestimmte einen Kläger (cleger dils mats), der die Denunziationen an die Geschworenen weiterleitete. Er erhielt die Hälfte der Bussen.

2) "Davart far Cavals Temps de Noitg", Kreisdekrete 1835

### 3.2.2 Die "Unterschicht"

Das hohe Gericht in Disentis, bestehend aus den Mitgliedern der lokalen Oberschicht, scheint nicht selten Verstösse gegen die Rechtsordnung mit ungleichen Ellen gemessen zu haben – besonders dann, wenn ein "Wirtschaftsvergehen" vorlag:

1851 nahm Säckelmeister G.A. Venzin einem Bauern, der ihm die geliehenen 50 Gulden nicht termingerecht zurückzahlen konnte, die einzige Kuh weg. Einem anderen hatte er eine Wiese, die 5 Gulden Wert war, für 20 verkauft. Beide Klagen wurden vom Gericht abgewiesen.<sup>1</sup>

Einige Jahre früher musste die Witwe Onna Maria Berther vor Gericht erscheinen. Sie hatte aus einem Keller etwas Getreide und Käse entwendet, einen Teil des gestohlenen Getreides verkauft und war mit ihren drei Kindern auf Betteltour ertappt worden. Sie erhielt die für Diebstahl übliche Strafe: Vor dem hohen Bericht musste sie mit der Zunge ein Kreuz auf dem Fussboden zeichnen und am Sonntag hatte sie vor und nach der Messe mit einer roten Mütze geschmückt am Kirchentor zu stehen, wobei ihr ein Schild um den Hals gehängt wurde: "Als verdiente und milde Strafe für mich, als Spiegel und Beispiel für die andern." Während der Messe wurde sie gezwungen, ganz vorne beim Altar zu knien, damit sie die Predigt, die sich der Pfarrer für diesen besonderen Tag ausgesucht hatte, auch bestimmt hören konnte.<sup>2</sup>

Diebstähle wurden am liebsten am Sonntag verübt – oft von Frauen in hohem Alter (über 70) und meistens während der Messe. Geld entwendete man selten, man bevorzugte Naturalien, wie Getreide, Käse, Milch, Kleider, Schuhe, Werkzeuge und Haushaltgeräte. Wertsachen – Uhren, Schmuck – liess man zurück; sie besaßen keinen praktischen Wert. "Der "scandel", die öffentliche Blossstellung der Untaten, verlor angesichts der Not der Betroffenen allerdings seine Wirkung: Die meisten Diebe liessen sich mehrmals ertappen und bestrafen.

"Die Armen sind arm an geistigen und körperlichen Sachen. (..) Oder wissen nicht die Armen am allerwenigsten von Gott und der Welt? Sind nicht sie diejenigen, welche Tag und Nacht nur daran denken, wie sie ihren Magen auf Kosten der anderen füllen können, die ins Bett gehen und aufstehen, wann ihnen gefällt, und einzig darauf aus sind, die Leute zu belästigen, und das zu essen, was andere verdient haben? Gibt man ihnen wenig, so lästern sie, gibt man ihnen mehr, essen sie über alle Massen – und gibt man ihnen nichts, so muss wer für ihre Diebstähle herhalten?(..)."3

---

1) Protocol Criminal 1851  
2) Protocol Criminal 1828  
3) a Spescha, Demonstraziun, S. 228

Mit dieser Argumentation versuchte unser Pater 1821, die Behörden von Trun zum Bau eines Armenhauses zu bewegen. Er brachte damit die kirchliche und obrigkeitliche Einstellung zur Armut zum Ausdruck, die er selbst, als Anhänger der Aufklärung, nicht teilen konnte.

Nach Auffassung der Behörden lagen die Ursachen der Armut bei den Armen selbst; Mangel an Erziehung, Sprunghaftigkeit, Leichtsinns, Faulheit und Liederlichkeit charakterisierten als synonyme Begriffe die moralische Verwerflichkeit des Bettlervolkes.<sup>1</sup> "Un homme n'est pas pauvre parce qu'il n'a rien, mais parce qu'il ne travaille pas." Montesquieus Beurteilung der Armut fand auch in der Surselva in der ersten Jahrhunderthälfte ihre Anhänger. Man bekämpfte nicht die Ursachen der Armut, sondern die Armen.

Als im Hungerjahr 1817 die Gemeinde Disentis Getreiderationen im Werte von rund 280 Franken an die hungernde Bevölkerung abgab, verlangte sie dafür als Zahlungssicherheit 33 Ziegen, 4 Schafe, 2 Lämmer, 1 Kalb, 1 Schwein, Heu, 10 Hüterlöhne, 8 Pfannen, 3 Fässer, 11 Ellen Leinen, 3 Schränke, Kisten, Eisen und Seidentücher. Bereits der Wert der gepfändeten Ziegen übertraf mit rund 330 Franken die Getreiderationen deutlich! Ausserdem - während zur gleichen Zeit in Chur 78 Franken für 100 Kilogramm Roggen bezahlt wurde, verlangten die Gemeindeväter dafür 116 Franken. "Arm ist, wer von der Gemeinde abhängig wird, dem ziehen sie die Haut ab und hängen sie an einen Pfosten."<sup>2</sup>)

Wenn dem Wucher durchs Gesetz auch Grenzen gezogen waren, so fiel es besonders in Krisenjahren nicht schwer, sich auf Kosten der Armen zu bereichern.

In Gelli Cadischs Lied über das Hungerjahr 1817 werden die sozialen Missstände konkret fassbar:

"(..) Aussaugen wollte derjenige, der damals  
Essresten zum doppelten Preis verkaufte;  
der Dinge für wenig nahm  
von dem, der die Hoffnung aufgegeben hatte.

Aussaugen wollte derjenige, der das Brot  
dem Verzweifelten lieferte  
um für sich nachher  
dem Armen manche Wiese abzunehmen. (..)"<sup>4</sup>

---

1) Vgl. z.B. Nova Gas.Rom. 2.3.1840; Amitg dil pievel 12.12.1849 und 9.1.1850

2) Rodel 12.7. 1817 Disentis, in: Glogn 1943, S. 122 ff.

3) Vgl. Ders. S. 119 ..

4) "Quel lev' strunglar, che lu vendev'/Migliems miez memia char;/Raubas per pauc lu en prendev'/  
Da quell, che sto disfar. // Strunglar lev' quell, che lu furnev'/Il peun ailg sventirau:/  
Per suenter lu tier sez targiev'/Dailg pauper enqual prau." Gelli Cadisch, Igl onn de Fomaz de  
1817, in: Chrestomatie I, S. 522

Der Konflikt zwischen Vermögenden und Besitzlosen, der besonders in Krisenzeiten mit Ausbeutung und Unterdrückung der Armen verbunden war, prägte die erste Jahrhunderthälfte in besonderem Masse. Die Folgen der Revolutionskriege, der Naturkatastrophen und Krisenjahren hatten grosse Teile der Bevölkerung in die Verarmung getrieben. Die Zahl der Besitzlosen nahm in den 30er und 40er Jahren weiter zu. In ganz Graubünden stieg sie zwischen 1840 und 1850 um fast die Hälfte.<sup>1</sup>

1'336 Arme mussten in der Gerichtsgemeinde Cadi unterstützt werden; das entsprach 18% der Bevölkerung.<sup>2</sup> In einzelnen Ortschaften war der Anteil noch höher: Villa und Degen im Lugnez hatten über 20% resp. fast 50% Arme.<sup>3</sup>

Allerdings enthielten die Angaben der Armenkommissionen unterschiedslos sowohl die vollständig von den Gemeindealmsen abhängigen Personen, wie die nur teilweise zu unterstützenden Armen.

Die Definition der Armut war entsprechend einfach: Arm war, wer von der Kirche oder Gemeinde Unterstützung anforderte. Der Armutsbegriff muss hingegen weiter gefasst werden. In ihm waren auch die Haushalte enthalten, die in normalen Erntejahren zwar ein Existenzminimum erwirtschafteten, in Krisenjahren aber nur durch Verschuldung ein Ueberleben sichern konnten. Ihr Anteil an der gesamten Bevölkerung war um einiges höher als derjenige der in den Zählungen erfassten untersten sozialen Schichten.

Im Tavetsch besass, wie wir oben festgestellt haben, etwa ein Drittel der Bevölkerung ein Vermögen von unter 1'000 Franken. Bei der Entrichtung der besonderen Steuern für Strassenbau und Klosterschuld 1864/65 wurde auch diese Vermögensschicht erfasst:

Tab.14: Vermögen der "Unterschicht" 1864/65<sup>4</sup>

Vermögen in Franken	Haushalte Anzahl	%	Ø Vermögen Franken	Anteil an allen Haushalten %
keines	17	25	--	9
0 - 200	6	8	118.-	3
- 500	7	10	301.-	4
- 1'000	39	57	780.-	21
	69	100%		37%

1) Vgl. Pieth, S. 451

2) Amtg di'l Pievel 20.3.1850; Volkszählung 1850: Cadi

3) a.a.O.

4) Quellen: Steuerliste



Eine "Armutsgrenze" ist, wie die Einstiegslimite in den Viehhandel, nicht leicht zu definieren. Man kann jedoch davon ausgehen, dass Haushalte, welche über kein Bargeld verfügten - was auf die Vermögensklassen bis 1'000 Franken zutreffen mag - unterhalb dieser "Grenze" lagen. Demnach fielen 25% mit Sicherheit in die Kategorie der von Krisen akut gefährdeten Haushalte.

Die Gruppe der Allerärmsten war mit 12% dagegen nicht sonderlich gross. Die Zahl von 20 - 24 Haushalten entsprach den von der Armenkommission in den 60er Jahren regelmässig unterstützten Familien.<sup>1</sup>

Aus den Abgaben an die Kirche, welche die Armenpflege bis in die 50er Jahre besorgte, lässt sich für die erste Jahrhunderthälfte freilich ein etwas zahlreicheres Bettelvolk vermuten. Die "tscheins fier" - ewige Zinsen - genannten Spenden mussten etwa 2/3 aller Haushalte entrichten. Die Abgabehöhe lag zu Beginn des 19. Jh. im Durchschnitt bei 2 - 3 Kilogramm pro Haushalt, konnte aber bis über 10 Kilogramm ansteigen.<sup>2</sup> Jährlich wurden 10 - 12 Kilogramm jedem Armen ausgeteilt; dies und die Tatsache, dass 1/3 der Haushalte keine Abgaben entrichten musste, lässt auf eine Zahl von rund 50 armen Familien schliessen.

Sie erhielten ihre Ration an bestimmten Tagen nach der Frühmesse, an der sie pflichtgemäss für das Wohl ihrer "benefactors" gebetet hatten.<sup>3</sup> Die wenigen Almosen, die an Begräbnissen reicher Leute öfters mit Brot, Käse, Kleidern und Salz ergänzt wurden,<sup>4</sup> reichten natürlich nicht, und deshalb zogen die Armen bald wieder von Haustür zu Haustür.

Die gestiegene Zahl der Bettler veranlasste 1839 die Bündner Armenkommission, den Gemeinden ein Bettelverbot nahezu legen. Die Oberländer Gemeinden reagierten jedoch heftig auf diese vermeintliche Einmischung in die dörfliche Autonomie.<sup>5</sup> Mit Ausnahme von Trun wollten alle das Betteln auch weiterhin erlauben. Die Tavetscher verordneten im Dezember 1839 zwar ein Verbot, umgingen es aber bereits 3 Monate später mit der Erlaubnis, an Samstagen und Sonntagen an Türen anzuklopfen.<sup>6</sup>

---

1) Protokollbuch Armenkommissionen; 1874 unterstützten die Gemeinde noch 14 Familien (Amtl. Statistik Armenwesen 1874, SAGR).

2) Vgl. Pfrundbücher, GAS

3) a Spescha, S. 234

4) a.a.O.

5) Vgl. Nova.Gas.Rom. 17.2.1840

6) GProt. Dezember 1839, Februar 1840

Warum diese Grosszügigkeit?

Die Antwort ist einfach: Verbot man den Armen das Betteln, verpflichtete man sich gleichzeitig, sie zusätzlich zu den traditionellen Spenden zu unterstützen. Dagegen zog man den Anblick eines Bettlers an der Haustür wohl vor, so liess sich auch die vom Pfarrer geforderte Nächstenliebe billiger anwenden.

Unter dem Druck der kantonalen Behörden musste in den 50er Jahren die Gemeinde das Armenwesen übernehmen. Um die Ausgaben möglichst niedrig zu halten – die Armenkommission rechnete mit einer maximalen Zuwendung von 83 Franken/Kopf<sup>1</sup> – beschloss man 1855, den Armen zusätzlich zur Kornspende kleine "Allmendgärten" zuzuteilen. Die Weidestücke wurden ohne zeitliche Beschränkung abgegeben, konnten aber je nach Bedarf und wenn Zweifel an den ackerbaulichen Fähigkeiten des Betreffenden aufkommen sollten, jederzeit wieder eingezogen werden.<sup>2</sup> Die Kasse der Armenkommission wurde mit dem Erlös aus dem Verkauf einiger Allmendparzellen gefüllt.<sup>3</sup>

Mit spürbarer Befriedigung quittierte die Nova Gasetta Romonscha die Massnahmen der Tavetscher:

"Im Tavetsch, wo die Armen bis anhin zusehen mussten wie die gewaltigen Viehherden der Wohlhabenden die herrlichen Gemeindealpen und -weiden abgrasten, hat man nun versucht, das Los zu verbessern und Weideland zu verteilen, um dort Kartoffeln und Getreide zu pflanzen."<sup>4</sup>

Wenngleich die Belastung durch die wenigen Armengenössigen nicht besonders gross war, wehrten sich viele Tavetscher gegen die damit verbundene Verringerung des landwirtschaftlich nutzbaren Areals. Es waren vor allem die Kleinbauern, denen die Mittel zum Bodenkauf fehlten, die sich vehement für die Erhaltung ihrer umfassenden Nutzungsrechte am Allmendland einsetzten.

"Gefahr" ging dabei nicht nur von den Armen, sondern auch von der gestiegenen Zahl der Auswärtigen, der Nichtbürger aus.

Während Jahrhunderten hatten die Tavetscher alles unternommen, ihre wichtigsten Ressourcen, die Alpen, Weiden, Wälder und Wiesen, gegen aussen abzuschliessen.

---

1) Amtg dil Pievel 20.3.1850. Sie wurde im Kommentar als völlig unrealistisch bezeichnet.

2) Armenordnung 1855: "(..) Sollte es sich aber ergeben, dass diese der Faulheit schuldig werden, dann kann ohne jede Rücksicht das Almosen wieder zurückgezogen werden und es wird denen selbst überlassen, ihr Einkommen anderswo zu suchen."

3) Vgl. oben S. 42

4) Nova Gas.Rom. Januar 1860

Die dörfliche Gemeinschaft war von ihrem Ursprung her ein Wirtschaftsverband, an dem forgerichtig nur die Bürger beteiligt sein konnten.

Die Beschränkung des berechtigten Personenkreises bezog sich auf zwei grundsätzliche Bürgerrechte: Das "ökonomische" Recht, das den Anteil an der Nutzung des Gemeindegutes garantierte, und das "politische" Recht, das Stimm- und Wahlrecht. Zugehörigkeit zu diesem Kreise vollberechtigter Mitglieder war, wie wir verschiedentlich feststellen konnten, von fundamentaler wirtschaftlicher Bedeutung.<sup>1</sup>

Der Wert des Bürgerrechts stieg noch weiter an, als in den ersten Jahrzehnten des 19. Jh. ganze Scharen von Heimatlosen Wohn- und Lebensraum in Graubünden suchten. Jede Gemeinde verschloss ihre Tore, eifersüchtig die wirtschaftlichen Privilegien, ihre "Lebensversicherung", hütend.

Artikel 29 der Rechtsverordnungen der Cadi besagte, dass jede Gemeinde, die fremde Personen ohne Bürgerrechtspapiere aufnehme, für deren Betragen in anderen Gemeinden verantwortlich sei.<sup>2</sup>

Dieses Risiko wollten viele nicht auf sich nehmen. 1836 wurde den fremden Händlern der Verkauf von Luxusgütern untersagt, wobei auch ausserordentlich praktische Güter unter diese Regelung fielen.<sup>3</sup> Da ausserdem die Ausübung eines Gewerbes erschwert oder gar verboten war, blieb den heimatlosen Herumziehenden oft als einziger Existenzwerb nur das Betteln.

Von dieser "eigentlichen Kalamität"<sup>4</sup> verspürten die Tavetscher wenig; nur selten verirrte sich fremdes Bettlervolk in das abgelegene Tal - und wenn, dann gab es bei den armen Einheimischen wenig zu holen.

Arm waren aber auch jene Fremden, denen die Tavetscher Bürger den Aufenthalt oder die Niederlassung in ihrer Gemeinde erlaubt hatten. Die rechtliche Stellung im Gemeindeverband trug noch das ihre dazu bei. In einer komplizierten und nicht immer eindeutig ersichtlichen juristischen Abstufung des Bürgerrechtsstatus waren Leistungen, Abgaben und Nutzungsanteile definiert. Bürger anderer Gemeinden der Cadi - "attenents" - und Beisässen, unter denen in der Cadi Bürger anderer Gerichtsgemeinden verstanden wurden,<sup>5</sup> besaßen grundsätzlich die gleichen Rechte wie die Vollbürger, bezahlten aber für ihre Nutzungsanteile das Doppelte und verpflichteten sich, alljährlich im Frühjahr "auf der Gemeinde zu

---

1) Dazu ausführlich Mathieu II, S. 178 ff.

2) Kreisdekrete 1821

3) Kreisdekrete 1836

4) Planta, A.v., S. 5

5) Vgl. zur Definitionsproblematik Putzi, S. 118 f.

erscheinen und dafür anzuhalten."<sup>1</sup> Die Hintersässen, Bürger anderer Schweizer Kantone und Ausländer, unterlagen den gleichen Abgaben und Meldepflichten, konnten die Gemeindegüter aber nur beschränkt nutzen.<sup>2</sup>

Wie gross war nun die Belastung der Gemeindebürger durch die Auswärtigen?

Tab.15: Nichtbürger im Tavetsch von 1835 - 1880<sup>3</sup>

Jahr	Beisässen + "attenents"	Hinter- sässen	Total Nicht- bürger	Anteil an Gesamt- bevölkerung
1835	6	14	20	2.1%
1850	18	4	22	2.3%
1860	27	9	36	4.2%
1870	40	19	59	7.0%
1880	60	18	78	9.9%

Die Zahl der Fremden war etwa im Vergleich zu Disentis, das bereits 1850 8.6% aufwies, sehr gering.<sup>4</sup> Erst in den 70er Jahren, als die meisten Aufenthaltsbeschränkungen aufgehoben und die Erwerbsbedingungen erleichtert wurden, stieg sie etwas an.

Dennoch wurde eine Aufnahme in den Kreis der vollberechtigten Gemeindemitglieder allen Ortsfremden durch eine hohe Eintrittsgebühr praktisch verunmöglicht.<sup>5</sup> 1810 hatte Vigieli Josef Valier für die Erteilung des Gemeindebürgerrechtes noch 340 Franken bezahlt;<sup>6</sup> 1866 war die Taxe auf 2'000 Franken angestiegen.<sup>7</sup> Wenn die Bürger sie auch durch einstimmige Annahme des Begehrens reduzieren konnten, vermochten nur wenige den verlangten Betrag zu zahlen: Von den in der Steuerliste 1861 genannten Fremden besass keiner ein Vermögen von über 1'000 Franken. Ihr Auskommen fanden sie als Kaminfeger, Zeinenmacher und Schuster, die meisten arbeiteten jedoch als Knechte, Mägde und TagelöhnerInnen.<sup>8</sup> Sie wa-

1) Beisässen-Enquête 1820. Früher mussten sie jeweils am 1. März in ihrem Hause ein Feuer anzünden, um mit dem Rauch ihre Anwesenheit zu demonstrieren (Kreisdekrete 1821, Art. 49).

2) GO 1866: 23 ff.. Nicht erlaubt war das Heumähen und das Zusammenlesen von Gras auf der Allmend.

3) Quellen: Volkszählung 1835, 1850; 1860 ff. in: Leemann, S. 99 ff.

4) VZ 1850; vgl. Unterengadin um 1800: 13% Hintersässen (Mathieu II, S. 187).

5) Disentis beschloss 1827, unter 700 Fr. niemanden mehr aufzunehmen. (GO Disentis 1827: 1, in: Tomaschett 1908, S. 188 f)

6) GAS 4/3.6

7) GO 1866: 21

8) VZ 1835, 1850

ren alle, wie die Tavetscher, zur Haltung einiger Tiere gezwungen, denn der Lohnerwerb alleine war zum Leben zu wenig. Das war wohl auch der Grund, warum die Bürger in ihnen trotz der geringen Zahl eine Bedrohung erblickten.

\*

Wir haben in den letzten Kapiteln die Tavetscher Bevölkerung als Gemeinschaft kennengelernt, in der Besitz, Ansehen und Macht unterschiedlich verteilt waren. Durch die Veränderungen der wirtschaftlichen Erwerbsbedingungen liess sich eine Polarisierung der Besitzanteile feststellen - keine eigentliche Pauperisierung, wie sie in industrialisierten Gegenden der Schweiz auftrat, aber eine allgemeine Verschlechterung der Lebensumstände vieler Anwohner. Die Wirtschaftsweise dieser Kleinbauern richtete sich auch nach der Jahrhundertmitte nach alten Gewohnheiten und Regeln, während eine nur kleine Gruppe privilegierter Bürger aus der Integration ins Marktsystem einen Nutzen ziehen konnte. Die unterschiedliche sozioökonomische Ausgangslage prägte die wirtschaftlichen Interessen der Tavetscher, doch wiesen sie auch ein gemeinsames Merkmal auf: Die Verteidigung der ökonomischen und politischen Grundrechte gegen die Ansprüche der Armen und der Auswärtigen. Die begrenzten agrarischen Ressourcen limitierten die Zahl der Nutzenden; eine Ueberschreitung dieser Grenze hätte besonders für die unteren Bevölkerungsschichten eine erhebliche Belastung des Nahrungsmittelspielraumes dargestellt.

Der Betrachtung der "natürlichen" Bevölkerungsentwicklung kommt unter diesen Bedingungen eine besondere Bedeutung zu. Die vitalen Ereignisse standen eng mit den wirtschaftlichen im Zusammenhang; Ehe, Geburt und Tod bewirkten in der Familie und in der Gesellschaft Veränderungen, andererseits unterlagen sie gerade in dieser bäuerlichen Umgebung dem Einfluss exogener Faktoren.

### 3.3 DIE BEVOELKERUNGSENTWICKLUNG

#### 3.3.1 Die langfristige Entwicklung

"Es sei zunächst bemerkt, dass von Bevölkerungsstatistik in einem Lande keine Rede sein konnte, wo man Begriff und Zweck des modernen Staates nicht ahnte, wo kaum der Keim zu einem geordneten Regierungs- und Verwaltungssystem vorhanden war, keine kontrollierte Miliz bestand und keinerlei Steuern für Staatszwecke erhoben wurden."<sup>1</sup>

J.A. von Sprechers erster Satz seiner "Kulturgeschichte der Drei Bünde im 18. Jh." charakterisiert treffend die Quellenlage, auf der sich die folgenden Betrachtungen abstützen müssen.<sup>2</sup> Die erste zuverlässige, weil eidgenössisch einheitliche Volkszählung wurde erst im Jahre 1860 durchgeführt; zuvor standen sich staatliche und private Zählungen mit oft verschiedenen Resultaten gegenüber. Sie wurden mit bestimmten Absichten durchgeführt, die weniger die empirische Erfassung der Bevölkerungszahl als die benützten Erhebungskriterien an sich beeinflussten.

Interpretationsschwierigkeiten entstehen besonders aus der oft ungenauen oder gar fehlenden Bezeichnung der temporär oder permanent abwesenden Ortsbürger – eine Lücke, die mit der erhöhten Mobilität der Tavetscher im 19. Jh. zu erheblichen Verfälschungen führen kann.

Tab.16: Bevölkerungsentwicklung Tavetsch von 1718 – 1900: Volkszählungen

Jahr	Zählung	1	2	3	Jahr	Zählung	1	2	3
1718	832	.	.	.	1835	1116	+	+	+
1730	798	.	.	.	1838	850	-	-	+
1768	888	+	-	+	1848	879	-	-	+
1778	811	.	.	.	1850	978	+	-	+
1786	904	.	.	.	1860	863	+	-	+
1791	994	+	-	+	1870	847	+	-	+
1796	1027	+	-	+	1880	768	+	-	+
1802	858	.	.	.	1888	768	+	-	+
1803	900	.	.	.	1900	810	+	-	+
1805	860	.	.	.					
1808	900	.	.	.					

Legende: 1) temporär abwesende Bürger . keine Angaben  
 2) permanent abwesende Bürger - nicht gezählt  
 3) Beisässen und Hintersässen + gezählt

Anmerkungen siehe nächste Seite

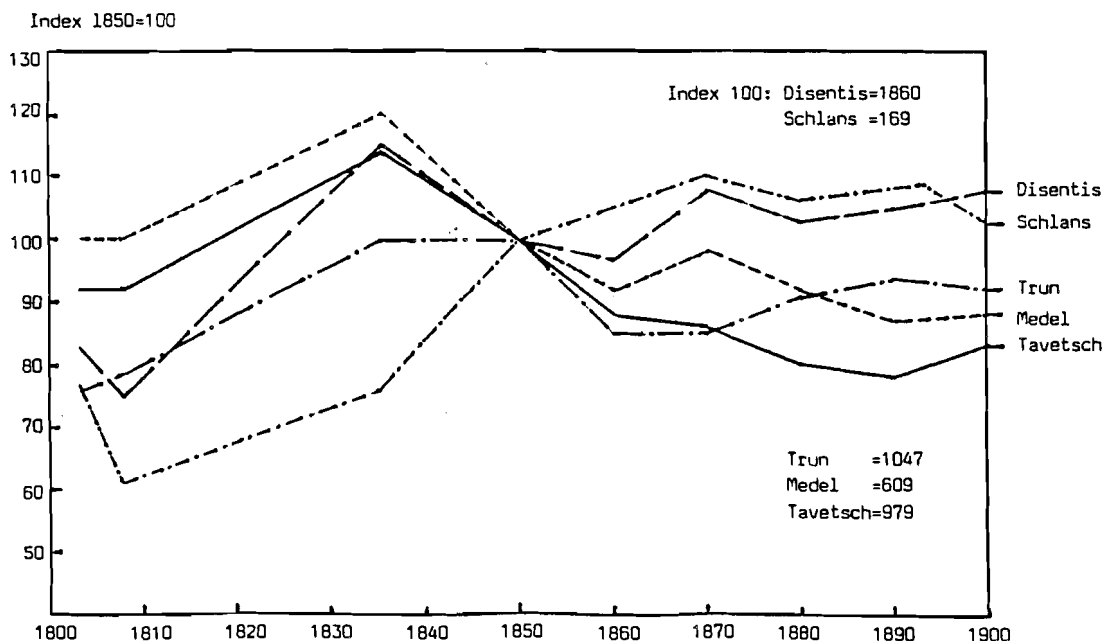
Bei der relativ geringen Bevölkerungszahl können bereits geringe Differenzen im Zählmodus bedeutende Schwankungen hervorrufen. Wichtiger – und realistischer – als die exakte Berechnung von Wachstumsprozenten wird deshalb die Interpretation genereller Tendenzen, die sich aus der Gesamtheit der Zählungen erkennen lassen.

Bickel hat für den gesamten Alpenraum im 18. Jh. eine Zunahme der Bevölkerung von 10 – 20% festgestellt.<sup>1</sup> Zusammen mit dem angrenzenden Kanton Uri und dem Lugnez, ein Seitental des Bündner Oberlandes, scheint das Tavetsch auch bei vorsichtiger Interpretation der ersten Zählungen diesem Trend entsprochen zu haben;<sup>2</sup> Zwischen 1730 und 1796 wuchs die Bevölkerung um rund 25%, sank im ersten Jahrzehnt des 19. Jh. um 10%, um hernach bis in die 30er Jahre wieder um 20% zuzunehmen.

In verschiedenen Regionen des näheren Alpenraumes fand dagegen im 18. Jh. eine rückläufige Bevölkerungsbewegung statt: So etwa im Rheinwald, im Bleniotal oder im Unterengadin, wo gar ein Rückgang von rund 30% zu konstatieren war.<sup>3</sup>

Generelle Trendlinien für den gesamten Alpenraum lassen sich deshalb nur unter Vorbehalten ziehen. Unterschiede zeigen sich bereits beim Vergleich der fünf benachbarten Tal- und Ortschaften des hinteren Vorderrheintales.

Abb. 11: Bevölkerungsentwicklung in 5 Ort- und Talschaften der Cadi im 19. Jh.<sup>4</sup>



Ann. zu vorangehender Seite: 1) Sprecher/Jenny, S. 1  
2) Vgl. dazu Jecklin 1901/02

- 1) Bickel, S. 52
- 2) Uri: Biemann, S. 20 ff., Lugnez: Bass, in: Mathieu II, S. 244, Ann. 4
- 3) Vgl. Mathieu II, S. 240 ff., besonders S. 244, Ann. 1 – 4
- 4) Quelle: Eidg. VZ in: Wettstein, S. 99

Im Tavetsch endete in den 30er Jahren des 19. Jh. der seit fast hundert Jahren andauernde und von den Kriegsjahren nur kurz unterbrochene Bevölkerungsanstieg. In den folgenden 50 Jahren sank die Bevölkerungszahl um rund 30% und übertraf damit deutlich die benachbarten Ortschaften.<sup>1</sup> In den beiden Talzentren Trun und Disentis wuchs dagegen die Bevölkerung bereits 1860 wieder, und Schlans, ein kleines, oberhalb Trun gelegenes Dorf, erlebte während des ganzen Jahrhunderts ein stetes Wachstum. Im Medelsertal fand eine ähnliche Bevölkerungsbewegung wie im Tavetsch statt. Durch den Bau der Lukmanierstrasse konnte zwischen 1860 und 1870 der Rückgang jedoch für kurze Zeit aufgehalten werden.

Welches waren die Ursachen derart ausgeprägter Bevölkerungsschwankungen?

Placi a Spescha, der nicht an ein Wachstum der Tavetscher Bevölkerung im 18. Jh. geglaubt hatte, schrieb im Jahre 1805 dazu:

"Obschon die Weibsbilder sehr fruchtbar sind, so wächst die Zahl des Volkes dennoch nicht; denn das Wegheurathen der Weibsbilder, das Dienstnehmen der Männer in fremde Länder und öftere Sterbefälle hindern recht sehr die Vermehrung der Bevölkerung."<sup>2</sup>

Damit nannte a Spescha die drei demographischen Grössen, die der Bevölkerungsentwicklung hauptsächlich zugrunde lagen:

- die Heiratshäufigkeit und die Fruchtbarkeit. Beide waren nach a Spescha im 18. Jh. sehr gross.
- die Sterblichkeit. Sie soll durch mehrere "Sterbejahre" das Wachstum der Bevölkerung gebremst haben.
- die Migration. Von ihr ging die gleiche hemmende Wirkung aus.

Heirat, Geburt und Tod und besonders die Emigration sind "summarischer Spiegel der sie beeinflussenden externen Faktoren."<sup>3</sup> Trotz, oder vielleicht gerade wegen der bis ins 19. Jh. nahezu unveränderten politischen und wirtschaftlichen Situation wirkte sich die sozio-ökonomische Struktur unterschiedlich stark auf die demographischen Aspekte aus.

Es stellt sich deshalb die Frage, welche der endogenen Grössen die Bevölkerungsentwicklung im 19. Jh. bestimmt haben.

1) 1798 - 1850: Graubünden +20%, Cadi +10%. 1850 - 1888: Graubünden +5.5%, Cadi -10% (Bickel, S. 133; Gillardon, S. 75)

2) a Spescha, S. 242

3) Peyer, S. 26



Abb.12: Jährliche Zahl der Taufen, Eheschliessungen und Todesfälle 1770 - 1880

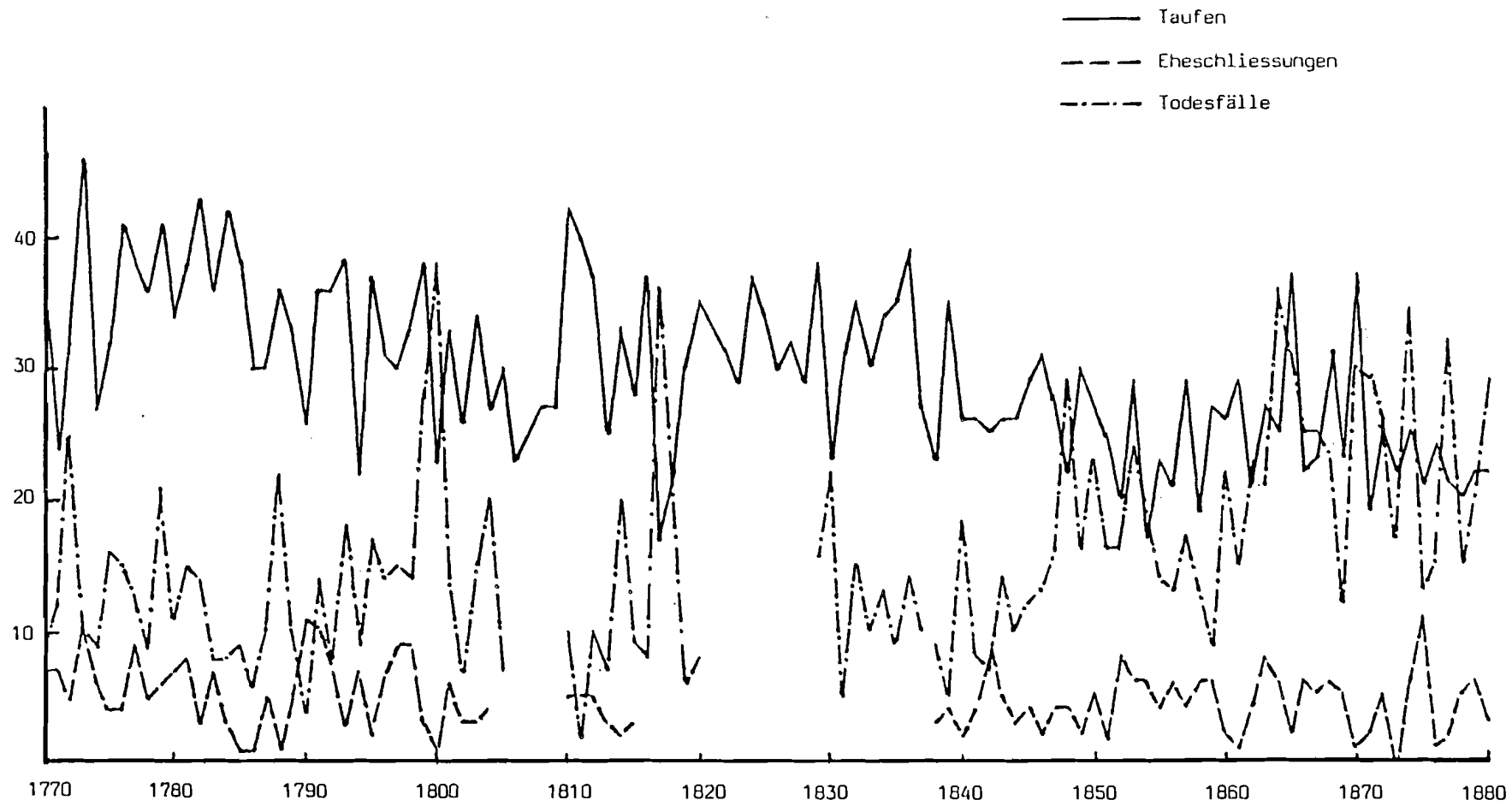


Abb.13: Zahl der Taufen und Todesfälle 1770 - 1880

(in gleichenden Fünfjahres-Durchschnitten)



Die unruhige Bewegung der vitalstatischen Kurven (vgl. Abb. 14) ist an sich keine Besonderheit, dennoch treten einige Jahre mit extremen Ausschlägen hervor: So bei der Geburtenkurve die Jahre 1770 - 74, 1805 - 10, 1816 - 20, 1836 - 39, 1864 - 70 und bei den Sterbezahlen die Jahre 1772, 1799/1800, 1817, 1848, schliesslich die 60er und 70er Jahre. Bis 1864 übertraf die Zahl der Begräbnisse nur zwei Mal deutlich die der Geburten: 1800, als die französischen Truppen die Cadi besetzt hielten, und 1817, mit einer Hungersnot und einem Lawinenniedergang in Selva.

Die eigentliche Besonderheit liegt in der einander entgegenlaufenden Tendenz der Geburten- und Totenzahlen. (vgl. Abb. 13). Der natürliche Geburtenüberschuss, im 18 Jh. noch sehr hoch, bis in die 40er Jahre dann auf rund 10 - 15 pro Jahr gesunken, wandelte sich in den 60er Jahren erstmals in ein längerfristiges Geburtendefizit.

Der deutliche Bevölkerungsrückgang seit den 30er und 40er Jahren erscheint somit als eine unmittelbare Folge dieses vitalstatischen Vorganges. Allerdings können die rückläufigen Geburtenzahlen auch mit einer Abwanderung der heiratsfähigen Frauen und Männer im Zusammenhang stehen. Die Frage ist deshalb, ob auch eine gesunkene Fruchtbarkeit der im Tal verbliebenen Frauen diese Entwicklung mitbestimmt hat.

Tab.17: Bevölkerungsentwicklung 1770 - 1880:  
Taufen, Sterbefälle und Eheschliessungen auf 1'000 Einwohner\*

	Ø Taufen auf 1'000 E	Ø Sterbefälle auf 1'000 E	Ø Eheschliessungen auf 1'000 E
1770 - 79	41.3	15.4	7.5
1780 - 89	40.7	12.6	4.5
1790 - 99	32.7	16.6	6.8
1800 - 09	30.2	13.4	3.4
1810 - 19	33.3	12.6	3.8
1820 - 29	32.8	-	-
1830 - 39	29.4	10.6	-
1840 - 49	26.0	14.3	4.0
1850 - 59	25.6	17.5	5.6
1860 - 69	30.8	27.0	5.1
1870 - 79	28.9	28.2	4.6

\* extrapoliert

Der schweizerische Durchschnitt der Geburtenrate lag ab 1835 bei rund 30 Promille;<sup>1</sup> bis zu diesem Zeitpunkt war sie im Tavetsch höher, sank dann etwas unter diesen Wert. Die Sterblichkeit blieb bis in die 50er Jahre ausserordentlich tief, stieg dann in den folgenden Jahrzehnten aber über den bei 23 Promille liegenden schweizerischen Durchschnitt. Beide Bewegungen – leichter Rückgang der Geburtenrate und deutliche Zunahme der Sterblichkeit – nahmen einen den Entwicklungen in anderen Regionen im 19. Jh. diametral entgegengesetzten Verlauf. Die "Bevölkerungsschere", welche andernorts den sprunghaften Anstieg der Bevölkerungszahlen spiegelt, schloss sich hier – ein Vorgang, für den keine plausible Erklärung gefunden werden konnte.<sup>2</sup>

Für das 18. Jh. hat sich die Vermutung a Speschas zumindest in einem Punkt als richtig erwiesen: Die Fruchtbarkeit der Frauen war tatsächlich relativ hoch. Die Folgen der Sterbefälle schätzte er aber offensichtlich falsch ein; eigentliche Sterbejahre – 1771/72, 1800, 1817 – haben das Bevölkerungswachstum zwar gebremst, konnten den Trend jedoch kaum nachhaltig beeinflussen. Erst in den 60er und 70er Jahren, am Ende der hier untersuchten Zeitspanne, bestimmten die Todesfälle immer deutlich die Entwicklung:

Als dritten Punkt hatte a Spescha "das Wegheurathen der Weibsbilder (und) das Dienstnehmen der Männer" genannt. Die Migration, besonders die Emigration, wurde bereits mehrmals als das eigentliche Merkmal des 19. Jh. bezeichnet. Die folgende Berechnung mag dies veranschaulichen:

Tab.18: Wanderungsbilanz 1762 – 1880<sup>3</sup>

Jahre	Natürliches Wachstum	Reales Wachstum	Differenz	jährliche Migration	
				Personen	% der Bevölkerung
1768 – 90	539	106	433	19.7	2.2
1791 – 05	222	-94	316	21.1	2.1
1835 – 50	228	-94	322	20.1	1.9
1851 – 60	71	-116	187	18.7	1.9
1861 – 70	35	-16	51	5.1	0.6
1871 – 80	-10	-65	55	5.5	0.6

1) Bickel, S. 148

2) Zum Teil lässt es sich mit den Quellen erklären: Während die Zahl der Taufen mit grosser Genauigkeit aufgezeichnet wurde, blieben die Sterbefälle bis in die 30er Jahre des 19. Jh. oft ohne Eintragung ins Kirchenbuch. So wurden Kinder, die wenige Tage nach der Taufe starben, bezeichnenderweise lediglich im Taufbuch registriert. Man darf also davon ausgehen, dass zwischen 1770 + 1830 die Sterbezahlen um 1 – 2 Personen höher lagen; das natürliche Wachstum also etwas geringer war.

3) Natürliches Wachstum = Geburten minus Sterbefälle / Reales Wachstum = Volkszählungen.

Die jährlichen Migrationszahlen des 18. Jh. sind wohl zu hoch – im Kanton Uri oder im Unterengadin betragen sie z.B. lediglich 0.8%;<sup>1</sup> sie sind hier vor allem auf die ungenauen Kirchenbucheintragungen zurückzuführen.

Für die grosse Depressionsphase 1835 – 1880 hingegen sind die Zahlen plausibler. Ohne Auswanderung wäre die Bevölkerung um 30% angewachsen, tatsächlich sank sie aber um 24.9%. Demnach wanderten im Durchschnitt jährlich 13 Personen aus, was 1.2% der Bevölkerung entsprach.

Die neu zugezogenen Personen erscheinen in der Wanderungsbilanz allerdings nicht; zumindest in den 60er und 70er Jahren war deshalb der Anteil der Auswanderer höher als 0.6%, da erstmals eine grössere Anzahl ausländischer Arbeiter mitgezählt worden war.

Mit diesen etwas abstrakten Berechnungen wurden die komplexen Beziehungen zwischen der Sterblichkeit, der Geburtenhäufigkeit und der Migration zunächst rein quantitativ erfasst. In den folgenden Kapiteln sollen nun die vitalen Ereignisse Ehe, Geburt und Tod im Zusammenhang mit den ökonomischen und sozialen Ereignissen und Entwicklungen betrachtet werden. Die Rituale und Bräuche, welche diese wichtigsten Ereignisse im Leben begleiteten, stellten einen bedeutenden Teil des dörflichen Zusammenlebens dar. Sie werden, soweit sie unser Chronist a Spescha aufgezeichnet hat, deshalb in die Betrachtung miteingeschlossen.

### 3.3.2 Die Ehe

"Die Gewohnheiten bei den Einsegnungen haben etwas besonderes an sich, weil sie ländlich sind. Nach Vermögen und Landesgebrauch ist die Braut mit dem Kranz geschmückt; die Brust ist in Scharlach, die Lenden in Karmin eingehüllt; der Hals ist mit Korallen und Granaten niedlich und sauber behängt; der Bräutigam ist aber mit dem Majen ausgeschmückt."<sup>2</sup>

Nach dem Kirchgang trat das schmucke Paar durch das Spalier der Jungmannschaft auf den Dorfplatz, wo der "capitani da mats" – der Hauptmann der Knabenschaft –

---

1) Biemann, S. 29, 34; Mathieu II, S. 250. Ohne Emigration hätte die Bevölkerung des Tavetsch 1768 – 1790 um 61% und 1791 – 1805 um 22% zunehmen müssen!

2) a Spescha, S. 247

in seiner traditionellen Rede den Verlust "zwei der schönsten und wohlriechendsten Blumen, (...) zur Unzeit und im Schmucke der Blüthe aus dem Garten der lieblichsten und zartesten Jugend ausgepflückt" im Namen der Dorfjugend zutiefst bedauerte. Darauf wurde bis in die Nacht hinein "gespiesen, geschossen und gegenseitig vivaziert".<sup>1</sup>

Innerhalb des Jahresablaufes war der Zeitpunkt des Hochzeitstages – wie so manches im Tavetsch – an bestimmte Regeln gebunden. Die kirchliche Vorschrift untersagte in den Adventswochen und in der Fastenzeit die Trauung. Deshalb waren die Tage vor und nach dem Dezember und März die beliebtesten Heiratsdaten: Etwa 2/3 aller Hochzeiten wurden im Februar, April und November geschlossen. In der übrigen Zeit liess die landwirtschaftliche Arbeit wenig Gelegenheit für Festlichkeiten. Das galt besonders für die Zeit zwischen August und Oktober, in der die Ernte eingebracht werden musste.

Dem Liebreiz der Tavetscher Frauen – "(...) ihre Haare sind lang und blond, ihr Gang ist schnell und aufrecht, ihre Anrede schnell und lebhaft"<sup>2</sup> –, dem sich nach Karl Hager noch die Arbeitsfreude hinzugesellte, waren nicht nur einheimische Männer erlegen. Im 18. Jh. nahmen "(...) viele der jungen Mädchen anderswohin Dienste, werden dort wegen ihrer Schönheit verliebt, ziehen aus dem Thal ihr Vermögen und verarmen dadurch ihr Geburtsland".<sup>3</sup> Diese (Un)Sitte findet sich auch noch im 19. Jh.; allerdings betraf sie nur einen kleinen Teil der Tavetscher Frauen: 1835 waren lediglich 17 Frauen im Alter von 20 – 50 Jahren ausserhalb des Tales "im Dienst", d.h. nur gerade 9% der weiblichen Bevölkerung der Altersklasse, in der die obige Beschreibung noch zutreffen mochte.<sup>4</sup>

Wen suchten sich die Tavetscher Frauen und Männer zum Ehepartner aus, wenn sie ihr Geburtsland nicht "verarmen" wollten?

---

1) a Spescha, S. 248. Dem Brautpaar wurde das Ehebett wie den Verstorbenen der Sarg mit Hobelspäne bestreut, denn, so Spescha: "Gedenke Mensch, dass du mit deinen Lüsten Asche seiest und wieder zu Asche werdest." Die "Lüste" hatte a Spescha dem bekannten lateinischen Spruch der Anschaulichkeit halber noch untergeschoben.

2) a Spescha, S. 241

3) a.a.O. Das Sprichwort besagte: Man weiss nicht, wo Mädchen und Pferde ihre Knochen lassen.

4) VZ 1835

Tab.19: Im Tavetsch geschlossene Ehen 1770/1815 und 1840/79<sup>1</sup>

(mit Wohnort Tavetsch)

Herkunft	1770/1815		1840/1879	
	Anz.	%	Anz.	%
Beide Partner aus dem Tavetsch	160	79	152	85
auswärtige Ehefrau:				
Surselva	19		10	
Graubünden	1	11	1	7
Schweiz	3		1	
Ausland	-		1	
auswärtiger Ehemann:				
Surselva	13		10	
Graubünden	1	8	-	7
Schweiz	2		-	
Ausland	1		2	
Beide Partner auswärtig	4	2	1	1
	204	100%	178	100%

A Spescha hatte zweifellos etwas übertrieben, denn vier von fünf Ehen wurden auch zu seiner Zeit zwischen Tavetscher Bürgern geschlossen. Daran änderte sich im 19. Jh. wenig.

Die beinahe identische Zahl bestätigt die oben angestellten Ueberlegungen über Erbpraxis und Bodenmarkt: Besitz war, neben dem Liebreiz, der entscheidende Faktor auf dem Heiratsmarkt – oder, nach einem romanischen Sprichwort: "Kühe mit schönem Euter und Frauen mit vielen Wiesen finden immer einen Absatz!"

Endogamie entstand nicht rein zufällig aus einem Mangel an ansässigen oder durchreisenden Fremden, sondern war für die Erhaltung der Besitzstruktur und Produktionsweise eine absolute Voraussetzung. Erst durch die Kombination der beiden Erbteile ergab sich wieder ein funktionsfähiger Bauernbetrieb, und je näher die Brautleute wohnten, desto leichter fiel die Verschmelzung der Güter. Die oben noch offengelassene Frage nach der Konsequenz, mit der die Realteilung durchgeführt wurde, lässt sich nun leichter beantworten: Die gleichgebliebene und sogar leicht gesunkene Anzahl der Heiraten deutet auf eine bestimmte Grenze hin, über die hinaus keine weiteren Besitzteilungen vorgenommen wurden.

<sup>1</sup>) Quelle: Kirchenbücher, 1805 – 1810 fehlen die Angaben.

Um dies bei einer wachsenden Bevölkerung - und somit grösseren Familien - zu erreichen gab es zwei Möglichkeiten:

- Der Zeitpunkt der Eheschliessung wurde möglichst lange hianusgezögert.
- Man suchte sich für eine bestimmte Zeit in der Fremde ein Einkommen, bis der "Platz" zu Hause "frei" wurde.

Tab.20: Heiratsalter 1839/80 (Erstehen)

Alter	Männer		Frauen	
	Anz.	%	Anz.	%
unter 20	-	-	3	1
20 - 24	22	9	52	24
25 - 29	77	33	75	35
30 - 34	59	25	57	26
35 - 39	38	17	18	8
über	35	16	11	6
Total	231	100%	216	100%
Ø Ehealter	31.6		28.5	

58% der Männer und 40% der Frauen verheirateten sich in einem Alter von über 30 Jahren; wie in anderen Realteilungsgebieten war damit das durchschnittliche Heiratsalter sehr hoch.<sup>1</sup>

Unter 20 Jahren wurde selten eine Ehe geschlossen; dagegen verheiratete man sich auch noch im hohen Alter, oft zum zweiten Mal, um damit den Kindern einen Vater, eine Mutter zu geben. (Der älteste Bräutigam, ein Mistral, war 77 - seine Ange- traute hingegen lediglich 22!)

Der Zeitpunkt der Eheschliessung hing natürlich auch von der wirtschaftlichen Lage ab.<sup>2</sup> Zwischen 1859 und 1862 etwa äusserten sich zwei, drei schlechte Markt- jahre in einem Rückgang der Landkäufe, die Zahl der Begräbnisse stieg 1864 auf ein Maximum und die Heiratsfrequenz sank auf 1 Hochzeit im Jahre 1862.<sup>3</sup>

1) Vgl. Unterengadin (18.Jh.) 32.3/28.3; Uri (18.Jh.) 26.5/24(?); Duvin/Pitasch (19.Jh.) 31/25.5; Disentis (19.Jh.) 32.8/29.6. Quellen: Mathieu II, S. 81; Biemann, S. 42 ff.; Bertogg, S. 79; Wettstein, S. 102 f.

2) "Dariat nitschollas, dariat nozzas" - viele Haselnüsse, viele Hochzeiten!

3) Vgl. Abbildung 12



Das durchschnittliche Ehealter in den 60er Jahren war mit 33.3 resp. 30.6 rund zwei Jahre höher als in "normalen" Zeiten. 1863, als die Zahl der Ehen wieder zugenommen hatte, stieg es sogar auf 34.5 resp. 33.4 Jahren! Offensichtlich hatten die Brautleute mit der Heirat auf bessere Zeiten gewartet, da die erforderliche Teilung des elterlichen Hofes und die Gründung einer Familie in diesen schweren Zeiten ein zu grosses Risiko bedeutet hätte.

Hohes Heiratsalter als Besitzerhaltungsmechanismus - das galt natürlich kaum für die unterste Bevölkerungsschicht. Angesichts der wachsenden Bettlerscharen stand es für viele ohne Zweifel, dass die Heirats- und Fortpflanzungsfreude der Armen bedeutend grösser war als die der Wohlhabenden. In einem Zeitungsartikel wurde 1849 sogar ein gesetzlich festgelegtes Mindestalter für arme Frauen von 35 Jahren gefordert.<sup>1</sup> Ein Jahr später meldete das gleiche Blatt, die Heiratslust in Disentis sei eindeutig zurückgegangen. Dies sei ein schöner Erfolg bei der Abnahme des schon "von kommunistischen Ideen attackierten" Proletariats.<sup>2</sup>

Die zweite Möglichkeit, Realteilung flexibler zu handhaben, war die temporäre Auswanderung der jungen Tavetscher.

Die zunehmende Mobilität hatte auch für das Heiratsverhalten Folgen. Die Zahl der nicht im Tavetsch geschlossenen Ehen stieg deutlich an: War es 1840/49 noch eine (gegenüber 41 im Tavetsch), so erreichten sie 1870/79 mit 26 beinahe die Zahl der im Tal geschlossenen Ehen (36).

Die Tavetscher fanden immer häufiger eine Ehefrau dort, wo sie auch mehrheitlich arbeiteten: in Süddeutschland. Hier wurden 1870/79 19 der 26 Ehen geschlossen.

Die Familiengründung wurde durch erleichterte Niederlassungs- und Erwerbsbestimmungen ermöglicht. Das Bürgerrecht, das in Graubünden durch Gewährung verschiedener Privilegien ein landwirtschaftliches Einkommen gesichert hatte, war im Ausland keine absolute Voraussetzung mehr für einen Erwerb.<sup>3</sup> Ausserdem arbeiteten viele zunächst im Angestelltenverhältnis, als Knechte, Sennen oder in einer Fabrik.<sup>4</sup>

---

1) Amig dil Pievel 14.3.1849

2) Ders. Januar 1851. Das Thema "Kommunismus" wurde wiederholt in den Zeitungen aufgegriffen, allerdings weniger im Sinne des Kom.Manifests, sondern eher als Sammelbegriff für alle sozialistischen ("gleichmacherischen") Strömungen.

3) Im 19. Jh. hat nur ein Tavetscher Auswanderer das Deutsche Bürgerrecht erworben.

4) Vgl. unten S. 143

### 3.3.3 Kinder und Familie

Kinder waren nicht selten ein Grund, sich zu verheiraten, denn "wenn zwei nicht verheiratete Personen ein Kind zeugen, bezahlen sie je eine Busse von 10 Gulden fürs erste Mal, und müssen ausserdem vor Gericht erscheinen."<sup>1</sup>

Den aufmerksamen Nachbarn entging es auch nicht, wenn vorehelicher Verkehr stattgefunden hatte; mehrere Brautpaare wurden vom Gericht wegen "zu später Einsegnung" mit einer Busse bestraft.<sup>2</sup> Erstaunlich, dass trotz den aufmerksamen Nachbarn und den dörflichen Moralhütern – die Knabenschaften – es immer wieder zu Uebertretungen kommen konnte. Von den 69 Prozessen, in denen zwischen 1830 und 1860 Tavetscher wegen verschiedener Vergehen bestraft wurden, hatten 25 ein "surpassament carnal" abzuklären: 23 uneheliche Kinder – 2.5% aller Geburten –, davon 6 Vaterschaftsklagen und 3 Vergewaltigungen.<sup>3</sup> Auf bemerkenswerte Art wurde das Gesetz im Falle der vergewaltigten Tochter des verarmten Sigisbert Monn interpretiert: Der Täter wurde offiziell wegen Lügens gebüsst, die Frau aber wegen vorehelichem Geschlechtsverkehr.<sup>4</sup>

Die Zahl der unehelichen Kinder war wahrscheinlich höher als es die Gerichtsprotokolle belegen: Einige Frauen entzogen sich der Schande durch Wegzug aus der Gemeinde. Sie wurden, da sie dadurch "das Gesetz täuschten", aus dem Hochgericht verbannt.<sup>5</sup> Ueber das Schicksal der unehelichen Kinder wird nichts berichtet – es lässt sich auch ohne viel Phantasie ausmalen. Das Kind, das 1833 tot zur Welt kam – die Mutter versuchte verzweifelt, es noch zu stillen, der Vater wollte es nicht als seines anerkennen –, wurde vom Kirchendiener stillschweigend begraben – neben dem Friedhof.<sup>6</sup>

Etwa 3% der Neugeborenen waren unerwünscht. Waren dann die übrigen 97% Wunschkinder? Oder anders gefragt: Gab es im Tavetsch im weitesten Sinne eine Familienplanung.

Ein Grund dazu wäre die Zersplitterung des Besitzes durch die Realteilung gewesen. Auch der Kampf ums tägliche Brot hätte zu einer kleineren Kinderschar motivieren können. Doch Familienplanung – eheliche Enthaltksamkeit – wurde von der

---

1) Kreisdekrete 1835, Art. 1

2) Protocoll Criminal 1830 – 60

3) Die Delinquenten waren meist geständig: Nach jeder Frage verabreichte der Weibel beiden vier Schläge aufs Gesäss.

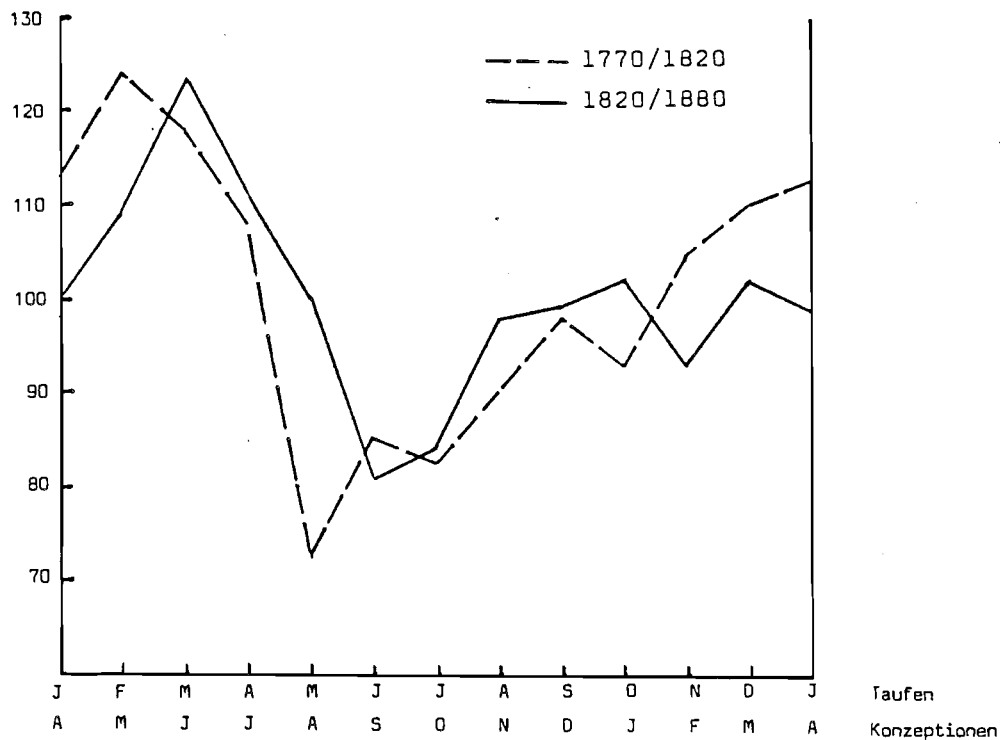
4) Protocoll Criminal 1850. 1857 stand die Frau wegen eines unehelichen Kindes vor Gericht.

5) Kreisdekrete 1835, Art. 9

6) Protocoll Criminal 1833

katholischen Kirche grundsätzlich verboten. Kinder waren ein Geschenk Gottes; sie kamen, wann sie wollten.

Abb.14: Jahreszeitliche Verteilung der Konzeptionen und Taufen 1770/1820, 1820/1880<sup>1</sup>



Februar und März waren die Monate, in denen die meisten Taufen gefeiert wurden. Doch auch im Herbst, in der arbeitsreichen Erntezeit, wurden die Kinder geboren. Es war also nicht die Taufe, sondern das Empfängnis, dessen Zeitpunkt durch das Arbeitsjahr bestimmt wurde. Zwischen August und November liess die Arbeitsbelastung keine besondere Lust für elterliches Beisammensein aufkommen. Dagegen war der Frühling – er reichte im Tavetsch bis in den Monat Juli hinein – die Zeit, in der sich das Leben "mit besonderer Liebe forpflanzte."<sup>2</sup>

"Der Vater sieht der Familie vor, unter ihm ist die Mutter, und diese muss ihm nachgeben und ihm in rechten Sachen gehorchen."<sup>3</sup> Was während der Ehe geschah,

1) Methode von M. Fleury und L. Henry: Die unterschiedliche Länge der Monate wird ausgeglichen und die absoluten Werte mit Verhältniszahlen ersetzt. Vgl. Henry, S. 45

2) Mathieu II, S. 114

3) a Spescha, Katechismus, S. 37

blieb allein Sache der Eheleute. Vor der Heirat aber wurde die sexuelle Enthaltsamkeit mit allen Mitteln überwacht. Die beste Lösung, die Kinderschar klein zu halten war deshalb ein hohes Heiratsalter. Dadurch wurde gleichzeitig die Zahl der Erben und damit der Betriebsgründungen reguliert. "Heirate langsam, dann musst du nicht dreien Brot geben", lautet das romanische Sprichwort. Doch ob- schon die Fruchtbarkeitsperiode der Tavetscher Frauen mit einem Heiratsalter von 28 - 29 Jahren deutlich verkürzt war, brachten sie viele Kinder auf die Welt. Zwischen 1770 und 1799 fielen 6.2 Geburten auf eine Ehe - eine im Vergleich zu an- dern Regionen sehr hohe Zahl. Im 19. Jh. wurden zwar weniger Kinder zur Welt ge- bracht, doch man heiratete auch seltener; noch immer fielen 4.9 Geburten auf ei- ne Ehe.<sup>1</sup>

"Ein Kind ist wenig  
zwei ist richtig,  
drei ist eng,  
vier ist ein Gedränge,  
fünf ist eine Menge und  
sechs stürzt zusammen." (Tavetscher Sprichwort)

Waren nun die Tavetscher Familien tatsächlich so gross, wie es diese Zahlen ver- muten lassen, und wie es in der Literatur sehr oft als Tatsache hingestellt wird?<sup>2</sup>

Tab.21: Familiengrösse 1768, 1791, 1850

	Familien mit Kindern 3)	Anzahl Kinder	Ø Anzahl Kinder pro Familie
1768	163	495	3.0
1791	180	581	3.2
1850	162	633	3.9

Es war demnach wohl eng, vielleicht auch öfters ein Gedränge, aber zusammenstür- zen tat der Haushalt in nur wenigen Fällen.

Die auffallend hohe Differenz der Kinderzahlen zu den oben genannten Zahlen kann mehrere Ursachen haben. Vielleicht wurden nicht alle Hochzeiten eingetragen (un-

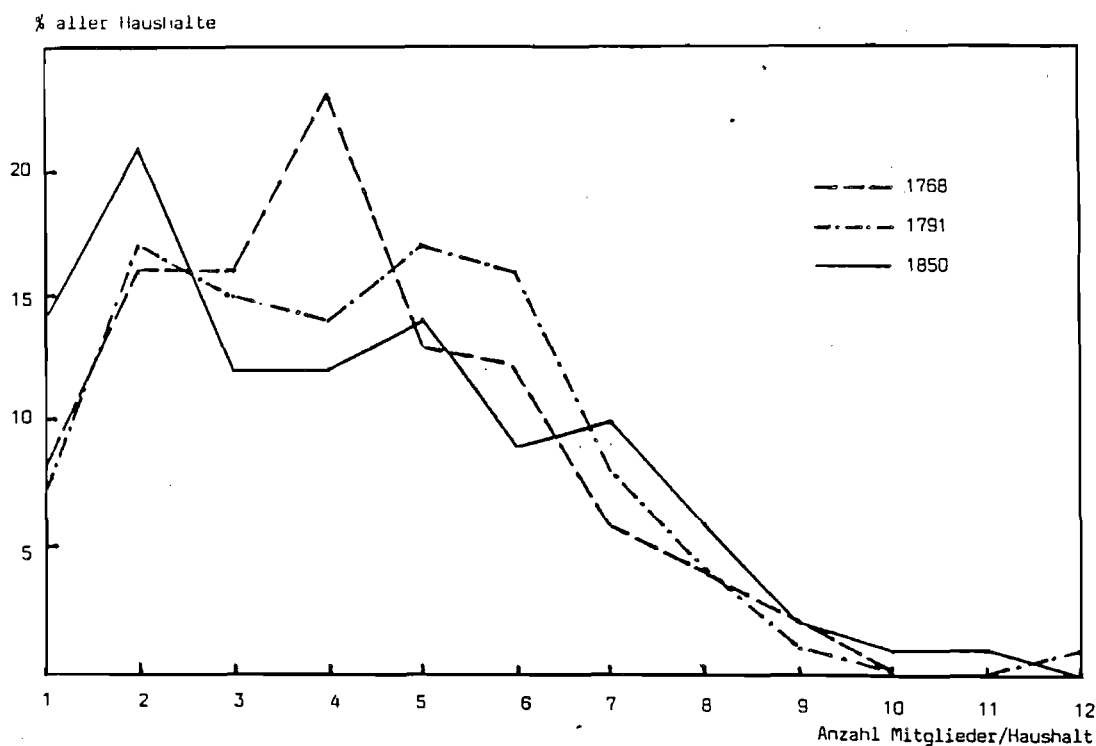
1) Vgl. Uri 1830: 5.7 (Bielmann, S. 48); Unterengadin (Tarasp) anfangs 19.Jh.: 4.4 (Mathieu II, S.111)  
Gezählt wurden nur Ehen mit Kindern. Hochzeiten und Kindern von im Ausland Abwesenden sind nicht  
enthalten.

2) z.B. neuestens bei Bühler 1975, S. 124

3) inkl. Witwe/r mit Kindern.

wahrscheinlich), oder die kurzfristig abwesenden Kinder - z.B. die sog. "Schwabengänger" - waren nicht mitgezählt worden (was 1850 tatsächlich der Fall war). Der Hauptgrund lag jedoch in der hohen Säuglings- und Kindersterblichkeit. Jede Familie musste früher oder später ein bis zwei Kinder zu Grabe tragen! (vgl. nächstes Kapitel). Mit den medizinischen Fortschritten des 19. Jh. änderte sich dies: Die Geburtenhäufigkeit nahm zwar ab, doch auch die Gefahr, dass das Kind schon bei der Geburt oder an einer Kinderkrankheit starb, wurde kleiner. Die Familien wurden zunehmends grösser.

Abb.15: Haushaltsgrössen 1768, 1791, 1850



Die Bevölkerung war, wie wir bereits wissen, seit 1768 angewachsen und sank erst nach 1850 wieder auf den gleichen Stand zurück. Die durchschnittlichen Haushaltsgrössen scheinen dies auf den ersten Blick zu bestätigen: 1768 betrug sie 4.1 Personen, 1791 4.3, 1850 wieder 4.1, 1860 und 1870 schliesslich 4.2. Doch trotz der erstaunlichen Ausgeglichenheit hatte sich in der Zusammensetzung der Haushalte einiges geändert: Die Zahl der allein oder zu zweit lebenden Personen war von 24% auf 35% gestiegen, während die Haushalte mit 3 - 6 Personen nur noch 47% statt 62% ausmachten. Den Ausgleich zu den Ein- und Zweipersonenhaushalten schufen nun mehrere grössere Familien; gegen Ende des 19. Jh. und zu Beginn des 20. Jh. waren Familien mit zehn, zwölf Kindern keine Seltenheit mehr.

Die Tendenz, alleine oder zu zweit zu wohnen, spiegelte sich in der Veränderung des Sozialkörpers: Der Anteil der älteren Bevölkerungsgruppen wurde zusehends grösser, es wurden immer weniger Kinder geboren und immer mehr junge Tavetscher wanderten aus. Allerdings konzentrierte sich dieser Vorgang auf die Siedlungszentren Rueras und Sedrun, während - wie wir weiter oben feststellen konnten - in den kleineren Ansiedlungen weiterhin die grossen Familien vorherrschten.<sup>1</sup>

Wie wirkten sich diese Veränderungen nun auf die Haushaltsformen aus? Die Unterscheidung der Haushalte nach der Art der verwandtschaftlichen Verbindung die zwischen den Mitgliedern bestand, hat folgendes Bild ergeben:

Tab.22: Haushaltsformen 1768, 1791, 1850

		1768		1791		1850	
		Anzahl	%	Anzahl	%	Anzahl	%
1.1	Ehepaare	19	9	18	8	24	10
1.2	Ehepaare mit Kindern	131	60	132	58	114	47
1.3	Witwer/Witwe mit Kindern	25	11	40	17	40	16
2.	Geschwisterhaushalt	14	6	13	5	13	7
3.1	Familie (1.) mit Geschwistern	4	2	4	2	4	2
3.2	Familie (1.) mit Eltern	3	2	4	2	4	2
4.	Nicht-Verwandte	4	2	2	1	5	3
5.	Alleinstehende	17	8	17	7	33	13
Total		217	100%	229	100%	241	100%

Der Anteil der Ehepaare mit Kindern sank deutlich unter die Hälfte aller Haushalte - eine Entwicklung, die wie gesagt besonders in Rueras und Sedrun zu beobachten war. Dagegen stieg die Zahl der Alleinstehenden und, allerdings nur leicht, diejenige der Ehepaare ohne Kinder.

Unverändert blieb hingegen die geringe Zahl der Dreigenerationen-Haushalte.

Nach der Erbteilung und der Gründung eines neuen Haushaltes führten die Grosseltern ihren eigenen Haushalt weiter - für ein Zusammenleben war in den meisten Häusern zu wenig Platz.

1) Vgl. oben S. 20

### 3.3.4 Der Tod

Kaum blickte das Neugeborene in das Gesicht der erschöpften Mutter, begannen für ihn auch schon die Schwierigkeiten. Es war nicht selbstverständlich, dass es noch lebte, und die Aussichten, ein hohes Alter zu erreichen, waren gering. Das fing bereits bei der "Hebamme" an, einer älteren, erfahrenen, aber nicht ausgebildeten Nachbarin. Traten Komplikationen ein, war kein Arzt zur Stelle; nicht selten musste die Hebamme eiligst das Kind taufen, bevor es - tot - zur Welt kam. Hatte der Säugling das erste Jahr überstanden, war im 19.Jh. auch 8 oder 9 von 10 Kindern gelang, waren die Probleme noch längst nicht überstanden.

"(..) man achtet die Reinlichkeit bei den Kindern zu wenig, man fäuscht (wickelt) sie zu sehr ein; man nimmt zu wenig Rücksicht auf die Reinlichkeit ihrer Liegestätten, man öffnet die Zimmer, worin die Kinder liegen, zu selten, man badet sie zu selten oder gar nie, man lässt sie von Kindern oder alten Menschen verpflegen, aufheben und tragen, aber auch von ihnen fallen, erdrücken und verderben."1)

Die Angaben, die sich aus den Kirchenbüchern herauslesen lassen, sind deutlich genug:

Tab.23: Kindersterblichkeit 1837 - 1870<sup>2</sup>

Todesalter	Anzahl verstorbene Kinder (3)	in % aller Geburten	in % aller Todesfälle
0 - 1	119	13.3	20.4
0 - 5	243	27.2	41.6
0 - 15	278	31.1	47.7

Eines von vier Kleinkindern überlebte die Folgen der schlechten Behandlung nicht; ein heiratsfähiges Alter erreichten von drei Kindern nur deren zwei. Mit anderen Worten: Wenn jemand zu Grabe getragen wurde, dann handelte es sich etwa jedes zweite Mal um ein Kind!

1) a Spescha, S. 241  
2) Quelle: Kirchenbücher  
3) inkl. 35 Totgeburten

Die oben bereits festgestellte Differenz zwischen Geburten und Kinderzahlen scheint sich also zu bestätigen. Wir dürfen auch annehmen, dass die Säuglings- und Kindersterblichkeit im 18. Jh. höher war: Die Kirchenbücher enthalten mit grosser Wahrscheinlichkeit nicht alle gestorbenen Kleinkinder.<sup>1</sup>

Da der Anteil der endogenen Todesursachen, die für die Säuglingssterblichkeit im ersten Monat verantwortlich waren - Komplikationen bei der Geburt, Erbschäden -, im 19. Jh. noch immer bei rund 55% lag,<sup>2</sup> dürfte nun das wachsende Bewusstsein für eine bessere Pflege die Gefahren, denen das Kleinkind ausgesetzt war, etwas verringert haben. Wichtiger aber war wohl die verbesserte medizinische Vorsorge, denn "(..) auf dem Kindsbette sterben hier aus Mangel an erfahrenen Hebammen viele Mütter und Kinder, und an den Kindsblattern sterben möglichst viele Säuglinge,"<sup>3</sup> klagte noch 1805 a Spescha.

Wenn er nach Hager mit seiner Diagnose auch nicht die Pocken gemeint haben konnte,<sup>4</sup> so trat die genannte Seuche dennoch immer wieder auf. Im Jahre 1810 etwa starben innerhalb von nur 4 Monaten, von Mai bis August, 10 Kinder; im gleichen Jahr wurde nur ein Erwachsener begraben. Diese Häufung von Kindstoten war einzigartig und mit Sicherheit auf die Pockenkrankheit zurückzuführen. Drei Jahre früher hatte die Seuche in mehreren Gegenden Todesopfer gefordert<sup>5</sup> - vielleicht auch im Tavetsch, doch fehlen hier die Aufzeichnungen der Pfarrherren. A Spescha wollte den Tavetschern die Schutzimpfung wärmstens empfehlen, "(..) allein ich bezweifle recht sehr, ob ich bei den vermummten (für Belehrung unzugänglichen) Weibsbildern Anklang finden würde."<sup>6</sup> Es vergingen wohl noch einige Jahre, bis die Impfung auch im Tavetsch die Zahl der so jung Gestorbenen zu senken vermochte.

Hatten die Kinder die ersten kritischen Jahre überstanden, so stiegen auch die Chancen, ein hohes Alter zu erreichen. Die Gefahr, an einer infektuösen Krankheit zu sterben, nahm ab, blieb aber dennoch weiterhin präsent. Viele Kinder zwischen 10 und 15 Jahren, die den Sommer im fernen Schwabenland verbrachten, kamen nicht nur mit dem traditionellen Paar Schuhe, sondern nach a Spescha oft auch mit einer chronischen Tuberkulose zurück.

---

1) Säuglingssterblichkeit (0-1 Jahr) in anderen Regionen: Unterengadin (Ftan) 1830: 17.6% (Mathieu II, S. 58); Aquila, 19. Jh.: 12-20% (Peyer, S. 29); Disentis, 19. Jh.: 19.3% (Wettstein, S. 105 f).

2) Peyer, S. 30

3) a Spescha, S. 253

4) Vgl. a Spescha, S. 263, Kommentar K. Hager.

5) Peyer, S. 101

6) a Spescha, S. 254



Die Todesursachen der erwachsenen Tavetscher wurden von den Pfarrherren nur in Ausnahmefällen im Kirchenbuch festgehalten.<sup>1</sup> Das mag an ihrer medizinischen Unerfahrenheit gelegen haben - a Spescha etwa glaubte, dass viele "an unmässiger Traurigkeit ob ihrer möglichen Bestimmung" und an "Erschöpfung der Naturkräfte" starben. Daneben nannte er allerdings auch die Lungenentzündung, das "Faulfieber" (ein Sammelbegriff für Typhus, Tumor, Krebs, etc.) und die "Auszehrung" (Lungenschwindsucht).<sup>2</sup>

Die Zeiten der grossen Epidemien aber waren vorbei. Nach einer Notiz im "Jahrzeitenbuch" hatte die Pest im 16. Jh. etwa 800 Personen dahingerafft, also fast die gesamte Bevölkerung des Tavetschs. "Diese Sterbefälle waren so gross, dass man von Waltensburg Helfer mieten musste, um die Verstorbenen zu begraben."<sup>3</sup> Bereits 50 Jahre später bedrohte die Beulenpest erneut die Tavetscher. Jetzt wurden Kapuziner ins Tal gerufen, um die Toten unter die Erde zu bringen.<sup>4</sup> Wenn auch seit dem 17. Jh. keine Epidemien von ähnlichem Ausmass mehr ausbrachen, so prägten sich diese Sterbejahre doch in der Volkserinnerung ein. Noch im 19. Jh. betete man im Oberland in einer besonderen Prozession: "Von Krieg, Hunger und Pest erlöse uns, oh Herr."<sup>5</sup>

Unter Krieg und Hunger litt die Bevölkerung auch noch in den ersten Jahrzehnten des 19. Jh.. Wohl starben nur noch selten die Menschen an einem Mangel an Nahrung, doch die langen Monate der Entbehrung zehrten an den "Körperkräften". Um das Hungerjahr 1817 zu überleben, "musste der Mensch seine Natur / die Menschennatur, wechseln / sich in Tierform wandeln / und wie diese das Brot suchen", hiess es in Cadischs Gedicht.<sup>6</sup> Wenn die Hungersnot vorbei war, wenn statt "Gräsern, Knochen und Schnecken" wieder Brot gegessen wurde, stieg auch die Zahl der Begräbnisse. Der Tod wählte dann besonders unter den Armen seine Opfer aus; diesen blieb zum Trost einzig das Sprichwort: "Wer an Hunger stirbt, kommt direkt ins Paradies."<sup>7</sup>

Die Natur bestimmte jedoch nicht nur in ausserordentlichen Notzeiten das Schicksal der Menschen.

---

1) Das gleiche galt im 18. Jh. auch für das Alter der Verstorbenen, das nur dann interessant genug war, wenn es über 70 oder 80 Jahre lag.

2) a Spescha, S. 254; vgl. Bertogg, S. 75 ff.

3) a Spescha, S. 254; vgl. Pfister 1914, S. 42. Er spricht von 600 Toten.

4) Gadoła 1934, S. 104

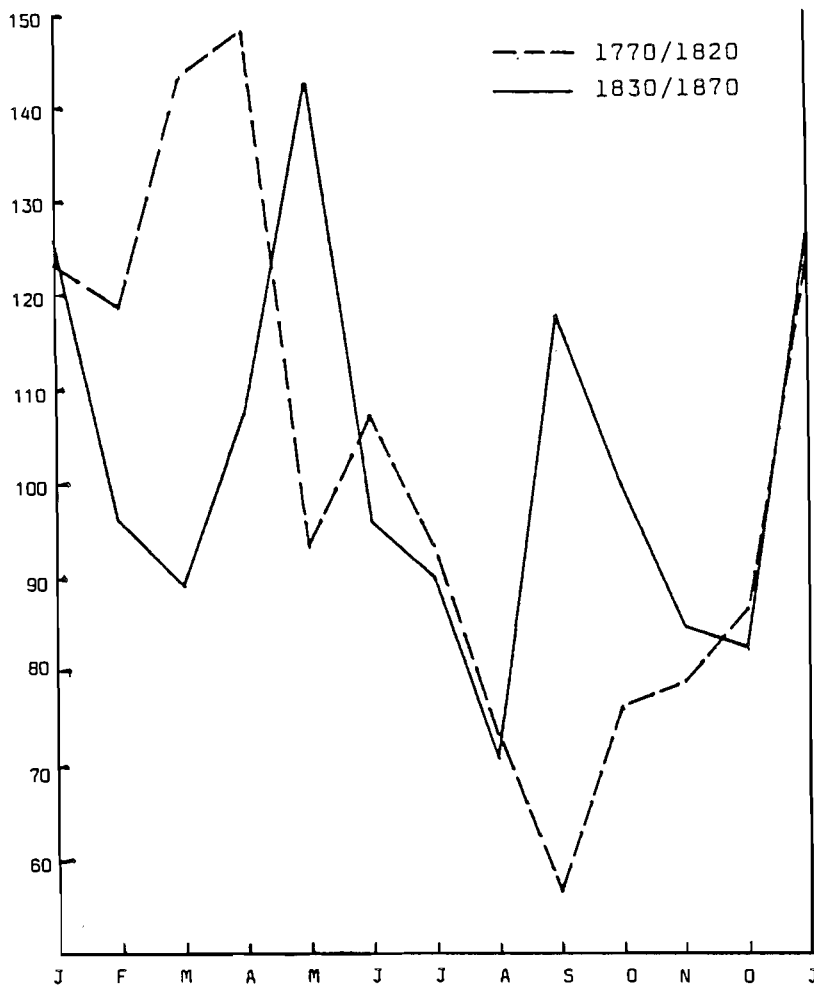
5) a.a.O.

6) "El stuev'midar sia natir', /Natira de charstgieun, /Cun fuorma de thier sevistgir, /Sco quells tschercar il peun." (G. Cadisch, Igl onn de Fomaz 1817).

7) Für die Reichen mochte eine andere Redensart Gültigkeit besitzen: "Der Hunger, der Hunger, schadet nicht immer."

Der Zeitpunkt des Todes innerhalb des Jahresablaufes gibt darüber Auskunft.

Abb.16: Jahreszeitliche Verteilung der Begräbnisse 1770/1820, 1830/1870<sup>1</sup>



Der Vergleich der beiden Kurven zeigt einige bemerkenswerte Unterschiede: Da ist zunächst die ausgeprägte Tendenz im 18. Jh., in den Frühlingsmonaten, d.h. von Januar bis April, zu sterben. Beinahe die Hälfte aller Begräbnisse fanden in diesem Zeitraum statt, die andern verteilten sich recht regelmässig auf die Sommer- und Herbstmonate.

In dem abgeschlossenen Bergtal, wo die Menschen ihre Nahrungsmittel zum grössten Teil noch selbst produzierten, bedeutete ein strenger Winter Entbehrungen und Gefahren. Wenn das Essen immer kraftloser wurde und auf den Wiesen immer noch Schnee lag, dachte wohl mancher "in unmässiger Traurigkeit" an die "mög-

1) inkl. Epidemien und Naturkatastrophen, da diese auch jahreszeitlich bedingt waren. Nicht gezählt wurden dagegen die Kriegstoten von 1799.

liche Bestimmung" - das schwächte die Widerstandskräfte und erhöhte die Anfälligkeit für Krankheiten.

Seit der Mitte des 19. Jh. vermochte die durch Importe verbesserte Ernährungslage die Tavetscher aus der unmittelbaren Abhängigkeit von Natur, Klima und Ernteerträgen etwas zu lösen. Der Zeitpunkt des Sterbens verteilte sich allmählich auf das ganze Jahr.

\*

Das Arbeitsjahr, welches sich ganz den viehwirtschaftlichen Erfordernissen anzupassen hatte, das Klima, mit langen, harten Wintern und die von der katholischen Kirche geprägten Vorstellungen von vorehelicher und ehelicher Moral: Diese drei Merkmale der alten Bevölkerungsweise bestimmten auch noch im 19. Jh. Geburt, Heirat und Tod der Tavetscher.

Veränderungen der Bevölkerungsweise setzten erst nach der Jahrhundertwende mit medizinischen Fortschritten, Sinn für sorgfältigere Pflege der Kleinkinder und Hygiene ein. Zur Senkung der Kindersterblichkeit kam eine generelle Verbesserung der Existenzbedingungen und die Sicherung der Nahrungsmittelversorgung.

Durch das stete Wachstum der Volkszahlen erhöhte sich der Druck auf das Bevölkerung-Ressourcen-Verhältnis. Eine "Ueberbevölkerung" - von ihr wird unten noch die Rede sein - und deren unausweichliche Auswirkungen auf die sozioökonomischen Strukturen konnte zunächst durch "systemimmanente" Regulierungsfaktoren gebremst werden: Mit der Erhöhung des Heiratsalters wurde die Senkung der Familiengründungen und eine Reduzierung der Kinderschar bewirkt, und die Partnerwahl innerhalb der Talschaft sicherte den Erhalt der Bauernbetriebe.

Das genügte seit den 30er Jahren nicht mehr. Immer mehr Tavetscher mussten immer länger in der Ferne ein Auskommen suchen.

### 3.4 DIE AUSWANDERUNG

Eine "lange, zwei Tage andauernde Karawane", und der Anblick der "Säuglinge im Schosse bekümmelter Mütter" und des "greisen Silberhauptes ab dem Wiegenplatz des Vater Rhein" veranlassten 1854 einen Berichterstatter in einem bemerkenswerten Aufsatz zur folgenden Bemerkung:

"Wenn urplötzlich und ohne besondere Veranlassung aus dem freundlichen Gelände des Vorderrheintales nahe an 3 Prozent der Bevölkerung dem Boden der Väter Lebewohl sagt, um sich jenseits des Ozeans eine neue Heimat zu suchen, so mag ein ernsteres Nachdenken über Ursache und Wirkung einer so ausserordentlichen Erscheinung nicht überflüssig erscheinen."<sup>1)</sup>

Dieser Aufforderung kamen bis heute mehrere Arbeiten nach; das Interesse galt jedoch den "spektakulären" Vorgängen: Den Kindern, die im "Schwabenland" arbeiten mussten und der Siedlungsauswanderung nach dem fernen Amerika. Eine "gewöhnliche" gewerbliche Auswanderung wurde vor allem den Engadiner Talschaften zugesprochen, während sie fürs Oberland beinahe inexistent schien. Die Wanderungsbilanz der Tavetscher zeigt jedoch ein anderes Bild: Danach wanderten zwischen 1835 und 1850 jedes Jahr etwa 20 Personen aus, 1850 - 1860 rund 18, später noch 5 Personen. Die Auswanderung nach Amerika setzte im Tavetsch aber erst in den 50er Jahren ein. Sie umfasste im ersten Jahrzehnt insgesamt 105, 1860 - 1870 noch 29 Personen. Das heisst, dass von rund 550 Emigrationswilligen "nur" 134 nach Amerika zogen - etwa 3/4 aber blieben in Graubünden, in der Schweiz oder in den umliegenden europäischen Staaten.

Das Quellenmaterial - oder besser: das nicht vorhandene Quellenmaterial war wohl der Hauptgrund zur Annahme, die Bündner Oberländer hätten sich an der gewerblichen Auswanderung kaum beteiligt. Denn die wenigen überlieferten Passregister, die alleine über die jährliche Ein- und Auswanderung exakte Auskunft geben können, enthalten lediglich die Emigration nach Uebersee und die jugendlichen "Schwabengänger".<sup>2)</sup>

Die folgenden Betrachtungen stützen sich deshalb in erster Linie auf Volkszählungen. Bereits 1768 und 1791, als die Pfarrer Jakob Anton de Gonda und Vigelius Venzin die Zahl ihrer Schäfchen ermittelten, fügten sie am Ende jeder Ortschaft noch die "absents" - die Abwesenden - hinzu.<sup>3)</sup> Die Angabe war knapp und vielleicht auch ungenau, doch das Interesse der Pfarrherren galt ja den Menschen,

---

1) BM 1854, S. 83

2) Sie sind zusammengestellt im BM 1855, hgg. Pieth 1944.

3) Status animarum 1768, 91, 96

die sie zu betreuen hatten, und nicht denen, die sich irgendwo in der Fremde aufhielten.

1835, 1848 und 1850 wurden die Tavetscher wieder gezählt, diesmal von den politischen Behörden. Die Abwesenden wurden zum Teil in die Zählung integriert, zum Teil auf Separatlisten aufgeführt. Bürgerrechtsstatus und Aufenthaltsdauer und -ort komplizierten die Zählungen aber derart, dass von 1860 an nur noch die tatsächlich im Tavetsch sich aufhaltenden Personen ermittelt wurden.

Einer in unserem Zusammenhang erforderliche Abgrenzung zwischen temporär und permanenter Auswanderung lässt sich anhand der Zähllisten kaum bewerkstelligen. Der Grund dafür sagt aber einiges über die Tavetscher Wanderungstradition aus: Gion Antoni Albin und sein Bruder zum Beispiel hielten sich 1835 als Söldner in Neapel auf; 13 Jahre später waren sie immer noch in Neapel, nun aber als verheiratete Familienväter. Oder, als anderes Beispiel, die Familien Macolin, Pally, Gieriet, Beer und Schmidhammer: Sie arbeiteten 1848 in der Fabrik in Feldkirch; zwei Jahre später war nur noch eine von ihnen dort, zwei waren zurückgekehrt, von den letzten beiden wissen wir nichts.

Zwischen der zeitweiligen Abwesenheit einer Person oder Gruppe und der Siedlungsauswanderung, die der Absicht nach endgültig war, liess sich um die Jahrhundertmitte keine scharfe Trennung vornehmen – die einzige Ausnahme bildeten zunächst noch die "americaners". Der normale Auswanderungsvorgang bestand darin, dass nach mehreren Jahren des "Saisonarbeiterdaseins" die Entscheidung zugunsten eines Verbleibs oder einer Rückkehr gefällt wurde.

Damit kommen wir zur oft erhobenen Frage, weshalb diese Menschen aus ihrer Heimat fortzogen, um in der Ferne einen meist ungewissen Schicksal ausgeliefert zu sein. Um es vorwegzunehmen: Die persönliche Eigenart, die "psychische Verfassung" der Betroffenen bestimmte zu einem nicht unerheblichen Teil die Entscheidung. Auf der Suche nach den Beweggründen bleibt diese nur sehr vorsichtig zu interpretierende psychologische Schwelle eine Variable, die ständig mitberücksichtigt werden muss.

Nach einer Definition Schelberts prägte sie den Entscheid, der wiederum "das Ergebnis (..) einer Abwägung positiver und negativer Elemente" darstellte.<sup>1</sup>

Die "Elemente", das waren verschiedene ineinandergreifende Motivationsfaktoren, welche die soziale, die ökonomische und politische Umwelt des Heimattals miteinschlossen. Doch neben den in dieser Arbeit ausführlich zur Sprache gekommenen

---

1) Schelbert, S. 56

sozioökonomischen Verhältnissen kam auch der – erwarteten – Situation im Auswanderungsland entscheidende Bedeutung zu. Ausserdem waren die Konsequenzen der Entscheidung nicht in jedem Falle gleich schwerwiegend. Sie hingen von der Dauer ab, für die man wegzugehen gedachte und sie hingen vom Ziel, resp. von der Entfernung des Ziels ab.

### 3.4.1 Söldner und Schwabengänger

A Spescha hatte die Bevölkerungsstagnation im 18. Jh. zum Teil auf das "Dienstnehmen der Männer in fremde Länder" zurückzuführen gesucht. Damit konnte zweierlei gemeint sein: Das Söldnerwesen und die "zivile" Arbeitssuche.

1835 standen 19 Tavetscher Söldner im Dienste fremder Herren: 4 in Holland, 6 in Rom und 9 in Neapel.<sup>1</sup> Das waren immerhin 1/5 aller männlichen Abwesenden – und das zu einer Zeit, da das Söldnertum in der ganzen Schweiz unter moralisch-politischen Beschuss geraten war. Trotz der offensichtlichen Bedeutung des Reislauferns ist über die Beteiligung der Tavetscher so gut wie nichts bekannt. Vielleicht liegt das daran, dass sie nur die unteren Ränge in der militärischen Hierarchie einnahmen, während doch das Reislafen im 17. und 18. Jh. eine ganze "Galerie der grossen surselvischen Offiziere" hervorgebracht hatte.<sup>2</sup> Diese gehörten den gleichen Familien an, die wir bereits im Zusammenhang mit den grossen Geldgebern kennengelernt haben: De Latour von Brigels, von Castelberg aus Disentis, Caprez aus Ilanz.<sup>3</sup>

Einige Regimenter mit romanisch sprechenden Soldaten, zu denen vielleicht auch Tavetscher gehörten, standen im 18. Jh. im Sold der de Latour in Frankreich.<sup>4</sup> Sie mussten 1792, bei der Auflösung aller Schweizer Regimenter, die Heimreise antreten oder sich einen anderen Herrn suchen.

Viele entschieden sich im 19. Jh. für den Papst.<sup>5</sup> 1848, ein Jahr vor dem allgemeinen Verbot des Reislauferns, standen noch 12 Tavetscher unter General de

---

1) VZ 1835

2) Tomaschett 1977, S. 168

3) Vgl. Sprecher/Jenny, S. 236

4) Vgl. Collenberg, S. 13 ff.

5) Vgl. Pfister 1914, S. 69

Latour im päpstlichen Dienst in Bologna. Zwei von ihnen verblieben auch nach 1849 in der päpstlichen Garde in Rom. Die andern kehrten zurück und boten nun ihre friedlicheren Dienste den Bauern an.

Neben den "mit Ruhm und Pensionen überhäufteten" Exponenten der Oberländer Aristokratie befanden sich unter den Rückkehrenden wohl auch solche, die durch "Verwilderung, Arbeitsscheu, masslose Vergnügungssucht, zunehmendes Verbrechertum, Bettelerei und Krankheiten" unangenehm auffielen.<sup>1</sup>

Tatsächlich - die beiden schwersten Fälle, die das hohe Gericht in Disentis zwischen 1830 und 1860 zu beurteilen hatte, betrafen ehemalige Söldner: Thomas Riedi, der den Assistent Schmed bestohlen hatte, war vier Jahre Soldat gewesen; Giusep Antoni Decurtins, ein notorischer Dieb und "Frauenschwärzer", gar deren 17 - und erst noch in Neapel!<sup>2</sup>

Dem Wunsch der armen Bauernsöhne, in der Fremde durch Kriegsdienste zu Wohlstand zu gelangen, entsprach die Wirklichkeit eben selten. So hatte unter der im Laufe des 18. Jh. angestrebten Vergrößerung und Nationalisierung der Armen auch der Geldbeutel des Söldners gelitten. Das ungleiche Verhältnis zwischen Soldaten- und Offizierslohn blieb dabei aber bestehen: Ein gewöhnlicher Söldner erhielt etwa den 150sten Teil des Soldes eines Obersten.<sup>3</sup> Dafür konnte der heimgekehrte Soldat wertvolle Erfahrungen fürs zivile Leben mitbringen; denn - so der Historiker von Sprecher - "(..) mehr als ein Aelpler lernte in Holland praktisch erkennen, wie weit die bündnerische Art der Molkenbereitung hinter derjenigen der sparsamen und überaus reinlichen Holländer zurückstand."<sup>4</sup>

\*

---

1) Pieth, S. 105

2) Protocollo Criminal 1845/1848; Cudesch de Sentenzias 1842

3) Sprecher/Jenny, S. 250 ff.

4) Ders., S. 258

Mit dem Ende des Reislauferns gewannen diese landwirtschaftlichen Er-Kenntnisse gegenüber dem Kriegshandwerk natürlich an Bedeutung. Immer mehr Tavetscher suchten ausserhalb ihres Heimattals eine Arbeit:

Tab.24: Arbeitsorte der Tavetscher 1835, 1848<sup>1</sup>

	1835		1848		1850	
	Anz.	%	Anz.	%	Anz.	%
<u>Männer:</u>						
Graubünden + Schweiz	15	19	18	20	-	-
Deutschland	58	71	57	65	77	-
andere	8	10	13	15	25	-
	89	100%	88	100%	(103)	-
<u>Frauen:</u>						
Graubünden + Schweiz	17	57	21	55	-	-
Deutschland	9	30	10	21	17	-
andere	4	13	7	18	11	-
	30	100%	38	100%	(28)	-
Gesamter Anteil an Wohnbev.	10%		12%		(13%)	

Rund 1/10 der gesamten Wohnbevölkerung befand sich zum Zeitpunkt der Zählungen nicht im Heimattal; die Zahl dürfte noch höher gewesen sein, da die Bevölkerung jeweils im Februar und März – also vor und während der üblichen Abreisedaten – erfasst wurde. Die männlichen Auswanderer – der Begriff steht hier auch für die "Saisonarbeiter" – bevorzugten ohne Zweifel Deutschland als Arbeitsort; von ihnen wird unten noch die Rede sein.

Die in den 30er und 40er Jahren abwesenden Frauen blieben mehrheitlich in der näheren Umgebung. 1848 befanden sich 19 der 21 in Graubünden verbliebenen allein im Bündner Oberland. Sie arbeiteten als Mägde bei wohlhabenden Familien, nahmen nicht selten auch den Platz der verstorbenen Mutter in einer vielleicht weniger gut situierten, dafür aber kinderreichen Familie ein.<sup>2</sup>

Der grossen Nachfrage in der Surselva kam der Umstand entgegen, dass Sprache und Religion mit der eigenen identisch waren. Dies konnte die Wahl des Arbeitsortes entscheidend beeinflussen, denn die Angst, in einer fremden Welt seelischen

1) Ohne Studenten, Geistliche und Söldner

2) Mündliche Mitteilung



Schaden zu erleiden, war bei den zum Teil noch jüngeren Frauen verbreitet - und sie wurde von Zeitungsmeldungen noch gefördert:

Ein Artikel im Grischun Romonsch mit dem Titel "Erneute Empfehlung fürs Schwabenland" beschrieb ausführlich das Schicksal zweier Oberländer Mädchen, die "jung und unschuldig von ihren Eltern von zu Hause weggejagt" worden waren - und jetzt von der deutschen Polizei nach Chur geführt wurden, wo sie, im höchsten Grade schwanger, "wie zwei grosse, pompöse Trommler durch die Strassen defilierten", im Gefängnis übernachteten mussten und am folgenden Tag ins Oberland abgeschoben wurden - als "Skandal für alle, die es gesehen haben."<sup>1)</sup>

Doch die wirtschaftliche Not relativierte moralische Bedenken. Eine immer grösser werdende Zahl junger Frauen begab sich "in Dienst". War das Stellenangebot im Oberland ausgeschöpft, waren sie wie die Männer gezwungen, im Ausland nach Arbeit zu suchen. Deutschland stand an erster Stelle; allein zwischen 1848 und 1850 stieg die Zahl um fast das Doppelte.

Woher kam diese "Vorliebe" für die deutschen Länder? Dahinter stand zweifellos eine lange Tradition, denn schon seit dem 17. Jh., nach den Verwüstungen durch den 30-jährigen Krieg und Pest, war das entvölkerte Süddeutschland Auswanderungsziel verschiedener Bevölkerungsgruppen aus den Alpenländern.<sup>2</sup> Im 18. Jh. erlebte besonders das klimatisch begünstigte Gebiet nördlich des Bodensees einen auf Getreideproduktion und -export basierenden Wirtschaftsaufschwung, der das ökonomische Gefälle zu den armen Alpengebieten noch verstärkte. Rückgang des Ackerbaus in den Alpen, Bevölkerungsanstieg, verschiedene Krisenjahre und Hungersnöte mögen der Abwanderung in das unter Arbeitskräftemangel leidende Kornland vorausgegangen sein.

Aus der wirtschaftlichen Not entstand die Gewohnheit. Zu den "Schwabengängern" gehörten auch 10 - 15 jährige Knaben und Mädchen, die als Hüttkinder und Helfer auf den Bauernhöfen neun bis zehn Monate des Jahres verbrachten. Mit neuen Kleidern und Schuhen belohnt kehrte die Schar im Spätherbst nach Hause.<sup>3</sup>

- 
- 1) Grischun Romonsch 26.12.1837. Wie sehr Realität und Phantasie von "Hinterwäldnern" die Beschäftigung ausserhalb des Tales mit den moralischen Vorurteilen versehen haben, und wie stark sich dies in der Volkserinnerung bewahrt hat, wird etwa in den literarischen Arbeiten des Tavetscher Ludovic Hendry deutlich. Vgl. z.B. den Roman "Spendra nus dal mal" - Erlöse uns vom Uebel...(1959).
  - 2) Der oben zitierte Artikel betonte, dass "(..) etwelche Verbindungen zwischen dem Oberland und Schwaben (..) seit den Zeiten, wo sich Rhätien hinabstreckte bis zum Deutschen Meer, immer bestanden (haben)." (BM 1854).
  - 3) Vgl. dazu ausführlich Bühler 1975

Den langen Hin- und Rückweg (150 - 200 km) machten die Kinder unter der Führung einer älteren Person. Einige Berühmtheit erlangte dabei Onna Maria Giger aus Medel, welche jahrelang die Kindergruppen nach Norden führte. Das Elend, das diese Kinderarbeit umgab, wird aus einem Vorfall ersichtlich, der sich im November 1837 zwischen Chur und Ems ereignete: Man fand Onna Maria Giger mitten in der Nacht völlig betrunken im Strassengraben liegend, umgeben von einer Schar weinender und frierender Kinder.<sup>1)</sup> Dennoch wurde sie 1849 nach ihrem Tode im "Amitg dil Pievel" als "grosse Erzieherin" bezeichnet und in die Ahnengalerie der Medelser Berühmtheiten eingereiht.<sup>2)</sup>

Das für die Schwabengängerei verantwortlich gemachte materielle Elend war in der ersten Jahrhunderthälfte in ganz Graubünden anzutreffen. Dennoch kamen gerade aus den abgelegensten Dörfern der romanischen, katholischen Talschaften die meisten "Schuobacheclers": 1849 stammten 85% aus dem Oberland, besonders aus Lugnez und Vals, 20% fielen davon auf die Cadi.<sup>3)</sup> Von den 199 Kindern der Cadi kamen wiederum 37 aus dem Tavetsch; hinter dem verarmten Dorf Trun lag ihr an der Wohnbevölkerung gemessene Anteil an zweiter Stelle.<sup>4)</sup>

Ohne Zweifel bestand zwischen der Armut der katholischen Gegenden und der "Schwabengängerei" ein kausaler Zusammenhang. "Gott sei Dank, für eine Zeitlang mussten sie nicht ernährt werden",<sup>5)</sup> lautet der oft zitierte Anspruch einer alten Frau. Doch die Tavetscher Familien waren um die Jahrhundertmitte nicht derart gross, dass durch die Absenz einiger Kinder die wirtschaftliche Not entscheidend gelindert worden wäre.

Die Toleranz, mit der Kirche und Behörden trotz leiser Kritik dieser Form von Kinderarbeit gegenüberstanden, deutet wohl eher auf jahrzehnte- und jahrhundertalte Traditionen jährlicher Wanderungen, welche Kinder und Erwachsene miteinschloss. Saisonarbeit der Kinder und temporäre Emigration der Erwachsenen waren nur zwei Seiten desselben Phänomens. Dabei kommt der Frage, welche Form die ursprüngliche war, weniger Bedeutung zu als der Feststellung des parallelen Verlaufes. Tatsache ist, dass das Kennenlernen des Auswanderungslandes als Kind das spätere Emigrationsverhalten beeinflusste.<sup>6)</sup>

---

1) Grischun Romansch 28.11.1837

2) Amitg dil Pievel 7.3.1849

3) BM 1855, hgg. Pieth 1944, S. 65

4) Bühler nimmt an, dass in der Aufstellung auch Erwachsene hinzugezählt wurden. Ein Vergleich mit der Volkszählung 1848/50 zeigt, dass, zumindest in der Cadi, tatsächlich nur Kinder gezählt wurden (Bühler, S. 111).

5) Zit. Gadola 1936, S. 137; ebenfalls Bühler 1975, S. 122

6) Vgl. Bühler, der im Vorderrheintal "kaum Spuren einer temporären Emigration gefunden hat, welche die Kinderauswanderung wie im Tirol und Vorarlberg getragen hätte (Bühler, S. 125). Für Gadola gründet die kurzfristige Auswanderung eindeutig in der Tradition der Schwabengänger (Gadola 1936, S. 164, Anm. 50).

Das änderte sich in den 50er Jahren. Der abnehmenden und gegen Ende des Jahrhunderts fast verschwindenden Zahl der Kinder stand nun ein kontinuierlich anwachsender Strom erwachsenen Tavetscher gegenüber.<sup>1</sup> Bereits 1838 hatte die Regierung des Baden-Württembergischen Distrikts Tettang die Grenzen für zu junge und zu alte Arbeitssuchende zu sperren versucht, da diese "in grosser Zahl erscheinenden Armen" für die schwere Feldarbeit ungeeignet seien.<sup>2</sup> 1849 und 1850 forderten die Tettninger die Bündner Regierung wiederholt auf, Kinder und Greise zurückzuhalten und nur Arbeitsfähige ausreisen zu lassen, da seit der Fertigstellung der Eisenbahn in Ulm die Zahl der eigenen Arbeitslosen wieder angestiegen sei.<sup>3</sup>

Auf immer heftigere Kritik stiess die Kinderarbeit in den bündnerischen Zeitungen. Die Schwabengängerei wurde zum Gipfel des Eisbergs, den man aus dem Meer der Armut herausragen sah und den man mit moralischer und wirtschaftanalytischer Empörung zu beseitigen suchte.

Gegen die Saisonarbeit der Erwachsenen hatte man dagegen nicht viel einzuwenden, ja, man empfand sie geradezu als Erleichterung. Denn dadurch wurden einmal die vielen Arbeitslosen, welche eine Gefahr für die politischen Beruhigungsbestrebungen der 50er Jahre darstellten, ins Ausland abgeschoben, und zum andern entledigten sich die Gemeinden einer ganzen Reihe von unterstützungspflichtigen Armen.

Die Tavetscher hatten, wie wir oben festgestellt haben, selten einen Beruf erlernt; sie waren in erster Linie Bauern. Als solche fanden sie, nachdem sie das Kriegshandwerk aufgegeben hatten, auch im Ausland eine Beschäftigung. 47 von 71 in der Volkszählung von 1850 erfassten Abwesenden arbeiteten als Knechte und Sennen, davon 43 allein in Deutschland.

Was für die Engadiner Emigranten die Zuckerbäcker, waren für die Tavetscher die Sennen. J.C. Muoth, der Poet, der in München studiert hatte, schrieb in einem Artikel über die Landwirtschaft in Bayern:

"(..) Auch Privatsennereien gibt es zur Genüge. Und in diesem Zusammenhang muss ich die grosse Zahl der Romanen erwähnen, speziell der Familien aus dem Tavetsch, die entweder angestellte Sennen oder schon Besitzer grosser

1) Vgl. Zusammenstellung der Bündner Schwabengänger in: BM 1855, S. 65; ebenso Nova Gas.Rom. 2.2.1861; BM 1861, S. 13

2) Gas.Rom. 13.3.1838

3) Amtsblatt 1849, S. 76, 1850, S. 151

Käsereien sind. Man kann sagen, dass die Tavetscher in zwei Provinzen den Verkauf und die Käseproduktion in der Hand haben. (..) Ja, diese Apostel der Zivilisation des Cristallina (bekannter Berg im Oberland, G.D.) haben viel Milch in Butter und Käse verwandelt zum Wohl ihrer Geldbeutel und dem anderer."<sup>1</sup>

Die Karriere der Tavetscher in Deutschland schien vorgezeichnet: Aus dem Hüterjungen wurde ein Knecht, aus dem guten Knecht vielleicht ein Senn, aus dem geschäftstüchtigen Sennen manchmal ein Unternehmer.

Der berufliche Erfolg, oder zumindest die Sicherung einer erträglichen Existenz, war wohl das Hauptargument, wenn es um die Frage einer definitiven Niederlassung ging. Dazu kam, wie oben bereits festgestellt, die Bekanntschaft mit einer Frau, die Heirat, die Familiengründung.

Als in der Volkszählung 1850 nach einer beabsichtigten Rückkehr gefragt wurde, entschieden sich jedoch lediglich 12 (von 131) für einen Verbleib in der neuen Heimat: 3 in Württemberg, 5 in Bayern, 1 in Wien, 2 in Mailand und 1 in Paris. Sie alle waren schon vor 1840 ausgewandert, einige befanden sich schon seit über 30 Jahren in der Fremde. Die erstaunlich geringe Zahl wird durch die Zählung der Personen, die das Tal zwischen 1850 und 1925 definitiv verliessen, bestätigt.<sup>2</sup> Danach zogen 119 nach Bayern, 26 nach Württemberg, 25 nach Frankreich, 13 nach Italien, 22 in andere Länder und 135 in die übrige Schweiz.

Die meisten Tavetscher kehrten, nach einigen Jahren im Ausland, ins Heimattal zurück. Die aufrechterhaltenen Verbindungen und das väterliche Erbe, vielleicht sogar ergänzt mit Erspartem, erleichterten die Rückkehr und ermöglichten die Uebernahme oder die Gründung eines Hofes.

Anders die Auswanderung nach Amerika. Ihr ging in jedem Falle der einmalige Entscheid voraus, den Hof, das Land, die Tiere zu verkaufen, die Familie mitzunehmen und dem Tal endgültig den Rücken zu kehren.

---

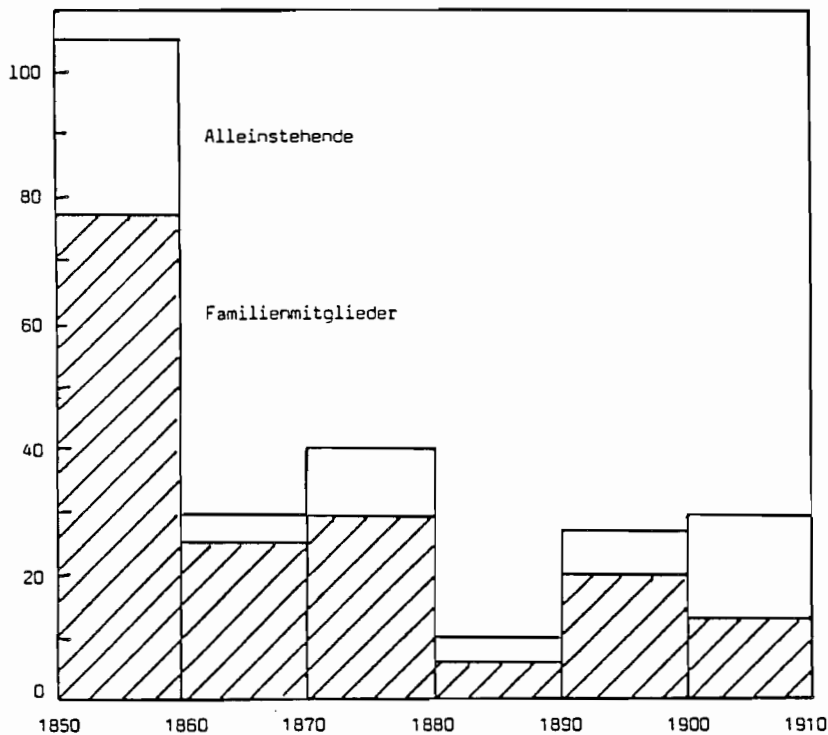
1) Zit. in: Gadola 1936, S. 164 f.

2) Vgl. Leemann, S. 109 f. Er bezieht sich hier auf mündliche Mitteilungen.

### 3.4.2 Die "americaners"

In einer Zusammenstellung aller bis 1855 definitiv ausgewanderten Bündner, die im gleichen Jahr im Bündner Monatsblatt erschien, stammte mehr als die Hälfte der 3'851 Emigranten aus dem Prättigau.<sup>1</sup> Die Cadi lag mit 141 Personen oder 3.7% beinahe am Ende der Liste. Doch die Amerika-Euphorie hatte hier erst 1849 eingesetzt; in den folgenden sechs Jahren stieg der Anteil der aus den hintersten Tälern des Vorderreheintales stammenden Auswanderer auf immerhin 11.6%. Zwischen 1850 und 1910 zogen nach einer Zusammenstellung von G. Gadola insgesamt 240 Tavetscher "ella Merica". Auf die einzelnen Jahrzehnte verteilt und zwischen Familien und Alleinstehenden (Ledigen) unterschieden, ergibt sich folgendes Bild:

Abb.17: Amerikaauswanderung 1850 - 1910<sup>2</sup>



Der Höhepunkt wurde gleich im ersten Jahrzehnt der Auswanderung erreicht. 1854, im "onn dils biars" - dem "Jahr der Vielen" - wanderten gleich mehr als 1/5 aller zwischen 1850 und 1910 emigrierten Tavetscher nach Amerika aus.

1) BM 1855, Hg. Pieth 1944, S. 59

2) Quelle: Wahrscheinlich Tagebuch des VJ. Beer, GAS und Notizen P.B. Berther; in: Gadola 1936, S. 158 - 163

Diese Zahl wurde niemals mehr auch nur annähernd erreicht: Die durchschnittliche jährliche Personenzahl sank von 10.5 im ersten Jahrzehnt auf lediglich 2.7 in den folgenden.

Dabei änderte sich am quantitativen Verhältnis zwischen alleinstehenden Auswanderern und Familien bis zur Jahrhundertwende wenig. Die Siedlungsauswanderung war in erster Linie eine Familienauswanderung; darin lag der Hauptunterschied zur temporären Emigration, welche von den (jungen, ledigen) Alleinstehenden getragen war. Ein weiteres Merkmal war das erhöhte Risiko: Wenn die Familien mit 3 - 4 Kindern (1850 - 70) auch nicht besonders gross waren, stiegen doch die mit der Reise verbundenen Gefahren. Ausserdem war man sich - und das galt im besonderen Masse für die ersten Auswanderer - über die Erfolgsaussichten in Uebersee völlig im Unklaren.

Das Schicksal der "americaners", wie sie in der Zählung von 1850 genannt wurden, ist in verschiedenen Arbeiten wiederholt geschildert worden.<sup>1</sup> Ich will mich deshalb darauf beschränken, die sozialen Verhältnisse der Auswanderer zu beschreiben. Den Briefen, Erzählungen und Anekdoten zufolge bestanden diesbezüglich grosse Unterschiede: Das Spektrum reichte vom armen, unterstützungsbedürftigen Schlucker bis zum angesehenen Bauern, dem in Amerika eine zweite Karriere - als Bauer natürlich - gelang.<sup>2</sup>

Gion Benedetg Deragisch, der letzte Säckelmeister vom Tavetsch, war in den 50er Jahren verarmt und musste von der Armenkasse unterstützt werden. Bereits 1853 erwog er bei einem Landverkauf die Auswanderung, doch erst fünf Jahre später verkaufte er seinen ganzen Besitz dem Assistenten Schmed in der Absicht, "de anigrar ella Merica" (sic!). Er beanspruchte aber das Recht auf Rückgängigmachung des Handels, falls es mit der Auswanderung wieder nicht klappen sollte. Im Februar 1860 verliess er mit rund 300 Franken, seiner Frau und fünf Kindern das Tavetsch - um 20 Jahre später seiner Heimat als "wohlhabender" Mann nochmals einen Besuch abzustatten.<sup>3</sup>)

Auch als Armengenössiger hatte der Säckelmeister einen kleinen Hof besessen, dessen Verkauf ihm die Auswanderung erst ermöglichte. Im Unterschied zu den Schwabengängern, die über kurz oder lang wieder zurückzukehren gedachten, mussten die meisten "americaners" ihren Besitz verkaufen, denn der Betrag, der als Reise- und Startkapital verlangt wurde, war hoch: In einem Zeitungsartikel war gar von rund 15'000 Franken die Rede - eine Summe, welche wohl nur die Allerwenigsten aufzutreiben imstande waren.<sup>4</sup>

1) z.B. Gadola 1936

2) Vgl. Ders., S. 156 f; ebenso Maissen, S. 17

3) Verkaufsprotokollbuch; P.B. Berther, M 606

4) Nova Gas.Rom. 30.11.1840. Der Artikel enthielt Reisekosten und Bodenpreise, war aber weniger als Information denn als Abschreckung gedacht.

Aus den Verkaufs- und Hypothekarverzeichnissen lassen sich die finanziellen Verhältnisse der Emigranten mit einer gewissen Sicherheit rekonstruieren, zumal mit dem Auswanderungsentschluss meist auch die Regelung der gesamten Finanzen protokolliert wurde. Von den 18 Familien und 32 Alleinstehenden, die 1850 - 1870 emigrierten, erschienen allerdings nur 10, resp. 8 in den Büchern - ein Umstand, der zweierlei bedeuten kann: Entweder besaßen die Uebrigen gar kein verkäufliches Gut, oder - und das ist wohl plausibler - die Abmachungen wurden innerhalb der Familie mündlich getroffen.

Mit einem durchschnittlichen Kapital - Schulden - Verhältnis von 3:1 gehörten die in den Protokollen namentlich genannten Auswanderer zu den mittleren Vermögensklassen (2'500 - 10'000 Franken).<sup>1</sup> Doch auch hier zeigten sich Unterschiede: Von den acht Alleinstehenden waren nur zwei verschuldet, während sieben der zehn Familien mehr als die Hälfte des Verkaufserlöses zur Schuldentilgung aufbrauchten.

Wieviel blieb den Emigranten nach Abzug aller finanziellen Verpflichtungen als "Reisegeld" übrig?

Tab.25: "Reisegeld" der Amerikaauswanderer 1850 - 1870 (geschätzt)

Jahre	Familien	Alleinstehende
1850 - 53	672.- (3)	1'223.- (4)
1854	2'224.- (4)	2'224.- (3)
1860 - 70	2'579.- (3)	600.- (1)
Ø	2'084.- (10)	1'577.- (8)

Die Gasetta Romontscha errechnete 1872, dass jede der 28 aus der Cadi ausgewanderten Familien 1'000 Franken mit sich genommen hatte.<sup>2</sup> Neun Jahre später meinte ein Korrespondent, die Familien hätten je 2'670 Franken mitgenommen.<sup>3</sup> Die fürs Tavetsch angestellten Berechnungen liegen also etwa in der Mitte.

Vergleicht man die Summe mit den Unterstützungsbeiträgen, die einige Bündner Gemeinden armen Emigranten zuteilkommen liessen (vgl. unten), so wird eines deutlich: In der "Karawane" der Emigranten gehörten die Tavetscher, zumindest die oben erwähnten; nicht zu den Allerärmsten! Damit scheint auch das materiel-

1) Vgl. oben S. 88

2) Gas.Rom. 12.4.1872

3) Gas.Rom. 3.7.1881

le Elend, das zweifellos viele Bündner zur Suche nach einer besseren Existenz veranlasst hatte, nicht die Haupttriebsfeder der Tavetscher Auswanderung gewesen zu sein.

\*

"Die Bewegungen der Menschen unterliegen wesentlich den gleichen Naturgesetzen wie diejenigen der Waaren",<sup>1</sup> begründete 1854 der bereits zitierte Berichterstatter den plötzlichen Auswanderungsdrang der Oberländer. Ein gutes Angebot erhöht die Produktion - oder: Je grösser der Anreiz, desto stärker der Wille und schneller der Entschluss zur Ausreise.

Kurze Zeit nach dem durch eine Kartoffelkrankheit geprägten Krisenjahr 1847 wurden die Zeitungen von euphorischen Meldungen über Goldfunde in Kalifornien geradezu überschwemmt. Ein Erfolgsbericht jagte den andern; die romanischen Blätter trugen den sich ausbreitenden "Virus" getreulich und zunächst noch ohne wertenden Kommentar ins Oberland.

Die Bündner Regierung, froh darüber, die Bettlerscharen auf diese Weise loszuwerden, schickte im Winter 1848/49 zwei ihrer Mitglieder ins gelobte Land, um sich über die Chancen der Auswanderer zu informieren. Die beiden Herren, die sich in Paris noch in staatsmännischer Manier mit verschiedenen Politikern unterhalten konnten, blieben leider im Hafen von New Orleans wegen einer Einreisesperre sitzen. Ihr in den bündnerischen Zeitungen publizierte Bericht gehörte schliesslich zu denen, die vor den Gefahren einer Auswanderung nach Uebersee eindringlich warnten.<sup>2</sup>)

Gefahr für Seele und ewiges Leben befürchteten vor allem die Vertreter der katholischen Kirche.<sup>3</sup> Mit dem Hinweis auf die kleine Zahl von Priestern, die gegen den allseits drohenden Abfall vom Glauben in Amerika kämpften, versuchten sie, ihre Anvertrauten zum Daheimbleiben zu überreden.<sup>4</sup>

Die ersten Tavetscher Familien wanderten deshalb nach Ohio aus, wo der wohl einzige romanischsprechende Priester, Pater Salesius, wirkte.<sup>5</sup> Sie sandten ermutigende Briefe in die Heimat - oft von übertriebenem Optimismus, der vor allem

1) BM 1854, S. 90

2) Amitg di Pievel, 4.4.1849

3) Vgl. Gadola 1936, S. 148 ff.; ebenso Il Romansch 3.4.1851

4) Vgl. Amitg di Pievel Nr. 13, 1850

5) Vgl. Gadola 1936, S. 149



dem Zwecke diene, noch mehr Bekannte in die neue Welt zu locken.

Einige Bündner Gemeinde hatten seit den 40er Jahren begonnen, nach dem Beispiel schweizerischer Kantone den Wegzug armer Bürger aktiv zu unterstützen. Die Gemeinde Andeer etwa entrichtete 1849 und 1854 den ärmsten Familien je 220 Franken Reisegeld, was auf eine Summe von insgesamt 8'500 Franken hinauslief.<sup>1</sup>

Viele Gemeinden mit einem grossen Anteil armer Mitbürger schreckten vor einer solchen Ausgabe aber zurück.

In Domat-Ems war man sich einig, dass es für die Gemeinde ein Glücksfall sei, "wenn alle diese Faulenzer so schnell und so weit als möglich verreisen würden." Doch die Frage war, wie das vorzustreckende Weggeld wieder hereingeholt werden konnte. Man beschloss deshalb 1849, die in früheren Jahren zur Kultivierung gratis abgegebenen Wiesparzellen nun zu verpachten und mit dem Zins die Unkosten der Armen zu decken. Konsequenz: Die Armen verloren so das wenige Land, das ihnen zur Verfügung stand, und waren erst recht zur Auswanderung gezwungen.<sup>2)</sup>

Bis zum Jahre 1880 wurde im Tavetsch kein einziges Unterstützungsgesuch eingereicht! In diesem Jahr verlangte Gion Paul Riedi für seine beiden Töchter ein Weggeld von 500 Franken. Sein Begehren wurde mit der Begründung abgelehnt, die Töchter seien zu jung, die Summe zu hoch und das Beispiel könne Schule machen.<sup>3</sup> Zehn Jahre später erhielten G.J. Jagmet und seine fünf Töchter als erste Emigrationswillige von der Gemeinde ein kleines Weggeld von 100 Franken. Dieser einmalige Entscheid basierte auf der Ueberlegung, dass damit die Armenkasse, die Jagmet bis anhin unterstützen musste, von den Zahlungen endgültig befreit würde.<sup>4</sup>

Die Tatsache, dass die Tavetscher das Problem der Unterstützung von Auswanderern im 19. Jh. zumindest auf den Gemeindeversammlungen nicht diskutierten, bestätigt die oben gemachten Beobachtungen: Es waren nicht die ärmsten Bürger, die das Tavetsch für immer verlassen haben.<sup>5</sup>

---

1) Ragaz, in: Cudesch da Schons, S. 199 und Anm. 14

2) Amtg. d. d. Pievel 28.2. und 7.3.1849

3) GProt. Dezember 1880

4) GProt. Dezember 1890

5) Das Beispiel einer privat organisierten Auswanderung einiger Oberländer Familien im Jahre 1818 blieb eine absolute Ausnahme. Nach a Spescha misslang die von einem Hauptmann Vinzens aus Siat initiierte Expedition, welche durch die Hugnensnot von 1817 verarmte Menschen nach Spanien geführt hatte, vollständig: "Er (Vinzens) war ein Prahler und ein Schwatzer, der vielen Familien und andere Personen dahin bewogen hatte und sie dann im Stich und Elend liess." (a Spescha, Tagebuch, S. 176) Zur gleichen Zeit hatten auch verschiedene Kantone der Schweiz versucht, sich durch eine organisierte Auswanderungsaktion nach Brasilien der Armen zu entledigen. Das Ergebnis war ebenfalls ein völliges Fiasko. (Bickel, S. 162).

Eine Reduktion der Auswanderungsgründe auf die Armut der Betroffenen ist ohnehin zu einfach. Neben den attraktiven Lebens- und Erwerbssaussichten, die in Goldfunden, hohen Löhnen und fruchtbarem Land lagen, konnten auch ganz individuelle Motive dem Entscheid zugrundeliegen.

Zwei Tavetscherinnen wanderten mit ihren unehelichen Kindern aus;<sup>1</sup> auch ohne ihre Lebensgeschichte zu kennen, lässt sich der moralische Druck, der auf den beiden lastete, und der durch Wegzug weichen würde, leicht vorstellen.

Plötzlich hereinbrechende Unglücke wie Hochwasser (1836 und 1868), Brände und Lawinen konnten die Emigration ebenfalls fördern. Bis zum Ende des Jahrhunderts waren die Geschädigten allein auf die durch die Gemeinde durchgeführten Sammlungs- und Bittaktionen angewiesen. Brandversicherungsanstalten etwa, wie sie in anderen Kantonen längst bekannt waren, gab es in Graubünden im 19. Jh. keine.<sup>2</sup> Wurde Haus und Hof zerstört, stand man zunächst völlig mittellos da.

Die Einstellung der Bevölkerung zu derartigen Unglücksfällen und die möglichen Konsequenzen, die daraus gezogen wurden, müssen allerdings mit Vorsicht interpretiert werden. Man stand damals den Ereignissen mit einer auf religiöser Ueberzeugung gründenden Gleichmut gegenüber, die zwar nicht hinderte, Gegenmassnahmen anzuwenden, eine längerfristige Vorsorge aber als unsinnig, weil gegen das Schicksal gerichtet, erachtete. Dadurch erklärt sich zum Teil auch das Wohnen an akut lawinengefährdeten Orten wie dem Dorf Selva. Wiederaufbau und Neubeginn gehörten zur Lebensweise des Bergbauern, das starke emotionale Verhältnis zum Boden band ihn ans eigene Tal.<sup>3</sup>

Die Siedlungsauswanderung wurde vielleicht erst dann zu einer Alternative, nachdem eine "innere Bereitschaft" durch die Tradition der temporären Wanderungen entstehen konnte. Die Jahre, die als Kind und junger Mensch in Deutschland verbracht worden waren, bildeten sozusagen eine psychologische Vorstufe zur definitiven Auswanderung. Sie trugen zur Ausbildung einer eigentlichen emigrationsfördernden Kultur bei, welche schliesslich auf den Auswanderungsentscheid massgeblichen Einfluss ausübte.

Um der durch immer längere Abwesenheit und immer grösser werdende Distanzen charakterisierten Emigrationsbewegung näherzukommen, genügen die genannten Argumente nicht. Sie waren häufig nur der Anlass, während der Grund tiefer, genauer: in den Schwächen einer überkommenen sozioökonomischen Struktur lag.

---

1) Liste der Auswanderer, in: Gadola 1936, S. 158 ff.

2) Pieth, S. 488 f.

3) Vgl. dazu G.A. Huonders Gedicht "Il pur suveran".

Das Tavetscher Nutzungssystem beinhaltete, wie wir verschiedentlich festgestellt haben, als entscheidenden Faktor die Regulierung der Zahl der Nutzungsberechtigten. Trotz der gestiegenen Bevölkerungszahl hielt die Mehrheit der Bauern an der freiwilligen Beschränkung weiterhin fest. Konsequenz: Wollte der Umfang des privaten Bodenbesitzes durch fortgesetzte Realteilung nicht zu sehr verkleinert werden, musste der normale Erbgang möglichst lange hinausgeschoben oder gar umgangen werden. Klein- und Kleinstbauern waren natürlich viel häufiger dazu gezwungen, da die einzelnen Erbteile immer seltener eine ausreichende Betriebsgrösse erreichten. Ihre Lage verschlechterte sich noch, als die Mittel- und Grossbauern durch eine allmähliche Lockerung der Viehkaufs- und Winterungsklauseln das Gemeindeland in erhöhtem Masse beanspruchten.

Die Frage nach einer möglichen "Ueberbevölkerung" ist damit beantwortet: Das Tal war in dem Moment überbevölkert, als die Zahl der Erben die im wirtschaftlichen System festgelegte Grenze überschritten hatte. Die maximale Bevölkerungszahl lässt sich nicht festlegen; sie wurde von den ungleichen Besitzanteilen und einer sich den wirtschaftlichen Veränderungen anpassenden minimalen Betriebsgrösse bestimmt. Die Beurteilung der Ueberbevölkerung als Verhältnis zwischen Bevölkerung und Ressourcen beruhte also nicht darauf, "wieviele Menschen die Landschaft (..) ernähren kann",<sup>1</sup> sondern wieviel "Platz" in der gegebenen sozioökonomischen Struktur vorhanden war.

Die Auswanderer – das waren demnach Tavetscher, welche als "Ueberzählige" für eine befristete Zeitspanne das Tal im Rahmen eines normalen Vererbungsvorganges verlassen mussten, das waren aber auch Bauern, deren Betriebe zu klein und unrentabel geworden waren, um eine Veränderung der Wirtschaftsweise zu verkraften und deshalb "ausscheiden" mussten, und das waren schliesslich die bessergestellten Familien, welche den festgefahrenen Lebensformen im Bergtal den Rücken kehrten, um sich einer erfolgsträchtigen Zukunft zuzuwenden.

---

1) Leemann, S. 104

#### 4. ZUSAMMENFASSUNG

In der ersten Hälfte des 19. Jh. wiesen die politischen und sozioökonomischen Strukturen des Bergtales Tavetsch noch immer ausgeprägt traditionalistische Züge auf. Die geografische Isolation, welche auch durch die benachbarten Alpenpässe nicht durchbrochen wurde, hatte zur Ausbildung einer sich gegen aussen bewusst abschliessenden Wirtschafts- und Gesellschaftsform entscheidend beigetragen. Die politisch-rechtliche Loslösung vom klösterlichen Grundherrn und die Erlangung einer weitgehenden Gemeindeautonomie begleiteten und prägten gleichzeitig diese Entwicklung. Das Charakteristikum der politischen Kultur des 19. Jh. war der Erhalt der im Freistaat erworbenen Rechte über die Mediationszeit hinaus - eine "Leistung", an der die konservativen katholischen Kräfte der Cadi grossen Anteil hatten.

Mit dem politischen Kommunalisierungsprozess fiel auch eine Siedlungskonzentration zusammen, hinter der nicht zuletzt der Wunsch nach sozialer Integration in die Dorfgesellschaft stand. Grundlegender aber waren die wirtschaftlichen Vorteile, die mit einer Verlegung des Bauernbetriebes in den Talboden erzielt werden konnten. Eine für die ganze Surselva typische dezentralisierte Wirtschafts- und Siedlungsstruktur mit mehreren, zu einem Betrieb gehörenden Gebäuden und einfachster, den verkürzten Distanzen entsprechender Arbeitstechnologie förderten diesen Vorgang.

Die Kombination von Ackerbau und Viehwirtschaft entsprach den geografischen und klimatischen Voraussetzungen nur bedingt: Dem begrenzten Fettwiesen- und Ackerareal standen ausgedehnte Alpweiden gegenüber, welche eine spezialisierte Viehwirtschaft ermöglicht hätte. Doch bis ins 19. Jh. bestimmte neben der knappen Trockenfutterbasis, die eine Erhöhung der Viehbestände verunmöglichte, besonders der Anspruch auf Selbstversorgung die Wirtschaftsweise.

Eigentliches Merkmal der "alten" Wirtschaftsordnung und Grundlage für sämtliche Bauernbetriebe waren die umfassenden Nutzungsrechte am Gemeinde- und Privatland. Auch den nur wenig oder gar kein Land besitzenden Tavetschern ermöglichten sie die Haltung einer oder zwei Ziegen und Schafe, schränkten aber gleichzeitig die individuelle agrarische Produktion in entscheidendem Masse ein.

Die Organisation und Kontrolle der Nutzung waren wichtige Bestandteile der kommunalen Sozialformen; in der Nachbarhilfe und im Gemeinwerk kam nicht nur der Wille zur Rationalisierung der Arbeit, sondern auch die grundsätzliche Abhängigkeit der Bauern von der Gemeinschaft zum Ausdruck.

Das Ausmass und die Intensität der Produktion wurde vom privaten Bodenbesitz (Heu) bestimmt. Durch die Realerbteilung war dieser den viehwirtschaftlichen und ackerbaulichen Anforderungen entsprechend in kleine und kleinste Parzellen zerstückelt. Demographische Veränderungen beeinflussten auch die Besitzgrösse; der Erhalt konnte bei einem Bevölkerungswachstum allein durch direkte Einwirkung auf das Heiratsverhalten - Erhöhung des Heiratsalters und Endogamie - gesichert werden.

Mit dem Ausbau der Strassenverbindungen um die Jahrhundertmitte, der Sicherung der Nahrungsmittelversorgung durch erleichterte Einfuhr von Getreide und der erhöhten Bedeutung des Viehexports nach Oberitalien öffneten sich der landwirtschaftlichen Entwicklung des Tavetschs um die Jahrhundertmitte neue Perspektiven. Die grundsätzliche Oeffnung gegen aussen war jedoch durch den Konflikt zwischen dynamischen und beharrenden Kräften - letztlich ein Konflikt zwischen den sozialen Klassen - gekennzeichnet.

Die verstärkte Partizipation am Viehmarkt implizierte die Lockerung der traditionellen Nutzungsbeschränkungen und die Privatisierung des umfangreichen Gemeindelandes. Während eine Verkleinerung der Allmend und eine Aufhebung der Gemeinatzung zu keiner Zeit ernsthaft zur Diskussion stand, setzten sich die interessierten Bauern mit ihrer Forderung nach erleichterten Einkaufsbestimmungen für Tiere und Heu gegen einigen Widerstand schliesslich durch.

Nur wenige konnten davon profitieren; die Viehbestände blieben durchwegs niedrig. Der schlechten Ausgangslage kam die Nachfrage nach Jungvieh entgegen. Eine Folge der vermehrten Kälberaufzucht war die Reduzierung der Milchprodukte auf den Eigenbedarf. Weit bedeutender aber war die allmähliche Integration in das marktwirtschaftliche System und die Ausweitung des Bargeldvolumens - auf die Emanzipation von Klimaeinflüssen und die Bewältigung von Hungersnöten folgte nun die Abhängigkeit von Konjunkturschwankungen.

Der generellen Verschlechterung der wirtschaftlichen Existenz einer Mehrheit der Tavetscher standen die Produktionsvorteile weniger begüterter Bauern gegenüber. Die erhöhte Nachfrage nach Land traf sich mit der wachsenden Verschuldung der Kleinbauern; um den Zins- und Rückzahlungspflichten nachkommen zu können, waren viele zum Verkauf einiger ohnehin knapp bemessener Landparzellen gezwungen. Die zur lokalen Oberschicht gehörenden Käufer besaßen dadurch die Möglichkeit, ihren Bodenbesitz auch ohne Privatisierung des Gemeindelandes auszuweiten - das mag zum Erhalt der traditionellen Besitz- und Nutzungsstrukturen entscheidend beigetragen haben.

Die wirtschaftliche Ungleichheit kam in der Verteilung der politischen Macht zum Ausdruck. Wenngleich der Einfluss der lokalen Oberschicht gemessen an den grossen, die surselvische Politik bestimmenden Familien gering war, wurde der Ausübung eines Gemeindeamtes einige Bedeutung zugemessen. Bei der Wahl spielte deshalb auch die Zugehörigkeit zu bestimmten Familien eine entscheidende Rolle: Beinahe die Hälfte der Familien war aus der aktiven Politik ausgeschlossen.

Mit der Umgestaltung des bündnerischen Staatswesens war die Tendenz zur Zentralisation und Formalisierung politischer und richterlicher Gewalt verbunden. Der Verlust kommunal-autonomer Rechte fiel mit der Uebernahme neuer, ungeliebter Pflichten zusammen. Dazu gehörte die Armenpflege, welche trotz der geringen Zahl Unterstützungsbedürftiger von der Mehrheit der Tavetscher als erhebliche Belastung empfunden wurde. Das galt auch für die wenigen Auswärtigen, die sich in der Gemeinde niedergelassen hatten - jeder zusätzliche Haushalt stellte grundsätzlich eine ökonomische Konkurrenz dar.

Hinter der abweisenden Grundhaltung - einem weiteren Merkmal der traditionellen Agrargesellschaft - stand letztlich ein bedeutendes Bevölkerungswachstum seit der Mitte des 18. Jh.. Die Verringerung negativer exogener Einflüsse auf die Bevölkerungsweise, insbesondere die Sicherung der Nahrungsmittelversorgung, und die medizinischen Fortschritte bestimmten durch einen hohen Geburtenüberschuss und die Senkung der Kindersterblichkeit das Wachstum.

Als Reaktion auf die Ueberlastung der sozioökonomischen Strukturen (Realernte und Betriebsgrösse) waren viele Tavetscher gezwungen, zunächst für eine befristete Zeitspanne, später für immer das Tal zu verlassen. Bevorzugtes Emigrationsziel war Süddeutschland; hier besass die Tradition der Schwabengänger jahrhundertealte Wurzeln. Die Siedlungsauswanderung nach Amerika setzte erst in den 50er Jahren ein und blieb in ihrer Bedeutung für das Bergtal hinter der temporären Auswanderung zurück.

Die Abwanderung fiel mit einer Senkung der Geburtenrate und einer erhöhten Sterblichkeit zusammen; die Bevölkerungszahlen sanken drastisch und schwächten dadurch den auf die Wirtschaftsstruktur lastenden Druck. Die "Gesundschrumpfung" mag schliesslich mit ein Grund für das erfolgreiche Festhalten an überkommenen Lebens- und Wirtschaftsformen gewesen sein.

## 5. QUELLEN- UND LITERATURVERZEICHNIS

### Abkürzungen

ASR	Annalas da la Società Retorumantscha
BM	Bündner Monatsblatt, Zeitschrift für Bündner Geschichte, Landes- und Volkskunde
Bibl.Rom.	Biblioteca romontscha, Kloster Disentis
DRG	Dicziunari Rumantsch Grischun, Chur 1939 -
GAS	Gemeindearchiv Sedrun
Glogn	Il Glogn. Calender dil pievel. Annalas per historia, litteratura e cultura romontscha.
GO	Gemeinde- und Alpdordnung
GProt.	Gemeindeprotokoll
KAD	Kreisarchiv Disentis
SAGR	Staatsarchiv Graubünden
VZ	Volkszählung

### 5.1 HANDSCHRIFTLICHE QUELLEN

#### Gemeindearchiv Sedrun

1.1-1.4	Gemeindeprotokolle 1838 - 1848, 1851 - 1856, 1860 - 1865, 1865 - 1881 Zusammenfassungen: G.A. Venzin 1932/33 Aemterliste: a.a.O.
5.14	Steuerlisten 1861 - 1870
6.2	Verkaufs- und Tauschverträge (zit. Verkaufsbuch)
8.1-8.3	Armenunterstützung
15.3	Decrets dil cumin della Cadi, 1821, kopiert 1875
22 b,c	Kornspende 1806/1814 Hypothekarprotokolle 1839 - 1860
2, 3	Liber Baptizatorum (1-3) 1749 - 1818/37
4	Liber Matrimoniorum 1664 - 1815
5, 6	Liber Defunctorum 1664 - 1813/37
9	Liber Familiarum Parochiae 1848
11	Status Animarum 1768, 1791/96
1	Gemeindeordnungen
2/A.1	Lehensverträge und Ablösung Lehensalpen 1861 - 1866
3/A.2	Verkaufsverträge Gemeindeland 1855
4/3.6	Bürgerrecht
24/B 6.1	Gemeindeabrechnungen 1856 - 1865
89/9.1	Armenwesen 1855 - 1864
152/17	Gemeinde-, Weide- und Alpdordnungen

#### Pfarrarchiv Sedrun

Liber Baptizatorum 1837 - 1875  
Liber Matrimoniorum 1838 - 1875  
Liber Defunctorum 1837 - 1875

Kreisarchiv Cadi, Disentis

- 9 Cudesch de Sentenzias 1794 - 1848  
10 Protocoll Criminal 1812 - 1825, 1826 - 1848, 1848 - 1875

Biblioteca Romontscha, Kloster Disentis

- M 581 Schriften G.A. Venzin  
M 642 Rechnungsbuch G.M. Berther  
M 646 Schriften G.M. Berther  
M 605-614 div. Notizen P.B. Berther

Staatsarchiv Graubünden

- II 13,d Beisässen-Enquête 1820/21  
X 17,b Hungersnot 1817  
XIV 12 Armenwesen, Statistik 1874  
CB IV, 13 Volkszählung 1835  
CB IV, 20 Volkszählung 1838  
CB IV, 27 Volkszählung 1848  
CB IV, 42 Volkszählung 1850  
Amtsblatt 1849, 1850

5.2 GEDRUCKTE QUELLEN

- Cadisch, G., Iglonn de Fomaz de 1817, in: Chrestomatie I, S. 518 - 523  
Decurtins, C., Rätoromanische Chrestomatie, 13 Bde., Erlangen 1896 -  
Muoth, G.C., A mesiras, in: Chrestomatie I, S. 681 - 686  
- Las spatlunzas, in: Chrestomatie I, S. 657 - 661  
Planta, A.v., Ueber die landwirthschaftlichen und gewerblichen Verhältnisse  
der Alpenschweiz, mit besonderer Rücksicht auf Graubünden, Schweiz. Gemein-  
nützige Gesellschaft, 1850  
Planta, P.C., Bündnerisches Civilgesetzbuch, Chur 1863  
Sererhardt, N., Einfalte Delineation aller Gemeinden Gemeiner Dreier Bünde,  
Chur 1742  
Simonett, Chr., Materialien zur Bauernhausforschung, Bestandesaufnahme 1940  
(unveröffentlichtes Material im Archiv DRG)  
Spescha, Pl.a, Pater Placidus a Spescha, Sein Leben und seine Schriften,  
hgg. Pieth/Hager, Bümpliz/Bern 1913 (zit. a Spescha)  
- Demonstraziun evidenta, che derscher si in Spital de paupers en la Vischnaunca de Trun sei pusseivel, e necessari, in: ASR 26, 1912, S. 225 - 232  
(zit. Demonstraziun)  
- Il catechismus economic dil pur suveran, in: Glogn 9, 1935, S. 36 - 43  
(zit. Katechismus)  
Theobald, G., Das Bündner Oberland, Chur 1861



## Zeitungen

Amitg della Religiun e della Patria, 1838 - 1839  
Amitg dil Pievel, 1841, 1849 - 1856  
Grischun Romontsch, 1836 - 1839  
Il Romontsch, 1845 - 1848, 1850 - 1852  
Gasetta Romontscha, 1857 - (zit. Gas.Rom.)

## 5.3 LITERATUR

- Andrey, G., Auf der Suche nach dem neuen Staat (1798 - 1848), in: Geschichte der Schweiz und der Schweizer, Basel 1983
- Bass, G., Quantitative Untersuchungen zur Bevölkerungsgeschichte der Lugnezer Pfarreien Camuns, Cumbels, Lumbrein, Pleiv, Vigens und Vrin von 1650 - 1850, unveröffentlichte Lizentiatsarbeit Basel
- Bergier, J.F., Die Wirtschaftsgeschichte der Schweiz, von den Anfängen bis zur Gegenwart, Zürich 1983
- Berther, P.B., A Camischollas, Notizias cultur-historicas ord la vall Tujetsch, Ingebol 1917
- Sin Cadruvi, Reminiscenzas ord la vall Tujetsch, Disentis 1904
  - Notizias cultur-historicas davart las Alps tujetschinas, Auszug aus: Sin Cadruvi, in: Glogn 1940, S. 36 - 46
- Berther, N., Hanletg sur il Cuolm d'Ursera, Separatdruck der Gas.Rom., 15.12.1972
- Bertogg, V., Tgei che nos cudeschs da batten raquentan, in: Calender per mitga gi 54, 1975, S. 69 - 83
- Bickel, W., Bevölkerungsgeschichte und Bevölkerungspolitik der Schweiz, seit dem Ausgang des Mittelalters, Zürich 1947
- Bielmann, J., Die Lebensverhältnisse im Urnerland während des 18. Jahrhunderts und zu Beginn des 19. Jahrhunderts, Basler Beiträge zur Geschichtswissenschaft, Basel 1972
- Born, M., Geographie der ländlichen Siedlungen, Bd.1 Die Genese der Siedlungsformen in Mitteleuropa, Stuttgart 1977
- Braun, R., Das ausgehende Ancien Régime in der Schweiz, Aufriss einer Sozial- und Wirtschaftsgeschichte des 18. Jahrhunderts, Göttingen und Zürich 1984
- Brugger, H., Die schweizerische Landwirtschaft in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, Frauenfeld 1956
- Statistisches Handbuch der schweizerischen Landwirtschaft, Bern 1968
  - Die schweizerische Landwirtschaft 1850 - 1914, Frauenfeld 1978
- Bundi, M., Zur Besiedlungs- und Wirtschaftsgeschichte Graubündens im Mittelalter, Chur 1982
- Bühler, L., Die Geschichte der Bündner Schwabengängerei, in: BM 1975, S. 105 - 140
- Bühler, R., Die Bündner Auswanderung nach Russland vom 18. Jahrhundert bis zum 1. Weltkrieg, unveröffentlichte Lizentiatsarbeit Zürich 1980
- Cavegn, C., Tavetscher Viehwirtschaft, in: Bündnerwald 14, 1960/61, S. 119 - 126
- Cavegn, P., Die Entwicklung der wirtschaftlichen Verhältnisse der Abtei Disentis unter den Fürstbäben Lorenz Catomen und Anselm Huonder 1786 - 1826, Freiburg 1957
- Collenberg, A., Die de Latour von Brigels in der Bündner Politik des 19. Jahrhunderts, Ein Beitrag zur Geschichte Graubündens von 1800 - 1851 und des aufgeklärten bündnerischen liberalen Katholizismus, Freiburg 1982

- Condrau, G., Eigentum und Nutzung der Gemeindealpen der Cadi, Freiburg i.Ue. 1958
- Färber, S., Der bündnerische Herrenstand im 17. Jahrhundert. Politische, soziale und wirtschaftliche Aspekte seiner Vorherrschaft, Zürich 1983
- Gadola, G., Ina fiera de Ligiaun, novella sursilvana, in: Glogn 4, 1930, S. 45-95
- La fabrica da vischala da tiaracotga a Bugnei, in: Glogn 4, 1930, S. 67-69
  - Notizias historicas, culturalas e folkloristicas ord la Val Tujetsch, in: Glogn 10, 1936, S. 4-16
  - L'emigraziun tujetschina ell'America, in: ASR 50, 1936, S. 137-173
  - Suenter viaspras, in: Glogn 11, 1937, S. 34-50
  - Giachischen, ils temps ein schliats, in: Glogn 13, 1939, S. 4-26
  - Tschels onns, in: Glogn 13, 1939, S. 97-103
  - Las tratgias alpestras, in: Glogn 14, 1940, S. 4-16
  - Enzatgei ord l'historgia dellas alps tujetschinas, in: Glogn 14, 1940, S. 30-34
  - Las razions de frina digl onn della fom 1817, in: Glogn 17, 1943, S. 119-124
- Gillardon, P., Die Wohnbevölkerung des Kantons Graubünden nach den eidg. Volkszählungen von 1850 - 1930, in: BM 1931, S. 65-75
- Hager, K., Erhebungen über die Verbreitung der wildwachsenden Holzarten in der Schweiz, Schweizerisches Departement des Innern, Bern 1916
- Hauser, A., Schweizerische Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Zürich 1961
- Henry, L., Techniques d'analyse en démographie historique, Paris 1980
- Huber, K., Ueber die Histen- und Speichertypen des Zentralalpengebietes, eine sach- und sprachgeschichtliche Untersuchung, Romanica Helvetica 19, Zürich 1944
- Ilien, A., und Jeggle, U., Leben auf dem Dorf, Zur Sozialgeschichte des Dorfes und Sozialpsychologie seiner Bewohner, Obladen 1978
- Imhof, A.E., Einführung in die historische Demographie, München 1976
- Jecklin, P., Die ersten Volkszählungen in Graubünden, in: Zeitschrift für schweiz. Statistik und Volkswirtschaft 38, 1902
- Juvalta, G., Untersuchungen zur temporären Auswanderung aus dem Engadin in ihrem sozialgeschichtlichen Rahmen 1780 - 1850, unveröffentlichte Lizentiatsarbeit Zürich 1973
- Leemann, W., Zur Landschaftskunde des Tavetsch, Natur, Wirtschaft, Siedlung, Zürich 1929
- Lemmermeier, M., Luzerns Landwirtschaft im Umbruch, Wirtschaftlicher, sozialer und politischer Wandel in der Agrargesellschaft des 19. Jahrhunderts, Stuttgart 1983
- Liver, P., Die Graubündner Kantonsverfassung des Jahres 1854, Ihre Entstehung und geschichtliche Bedeutung, Bern 1954
- Verfassung für den Kanton Graubündung, Verfassungsgeschichtlicher Ueberblick, Chur 1967
- Maissen, A., Werkzeuge und Arbeitsmethode des Holzhandwerks in Romanisch Bünden, Die sachlichen Grundlagen einer Berufssprache, in: Romanica Helvetica 17, Zürich 1943
- Maissen, A., Ils Romontschs ell'America, in: Radioscola 11, 1966, S. 14-20
- Mani, B., (Hg.) Cudasch da Schons, Heimatbuch Schams, Chur 1961
- Margadant, S., Graubünden im Spiegel der Reiseberichte und der landeskundlichen Literatur des 16. - 18. Jahrhunderts, Zürich 1978
- Mathieu, J., Eine Region am Rande: Das Unterengadin 1650 - 1800. 2 Bde.  
Bd.1: Studien zur Oekonomie, unveröffentlichte Lizentiatsarbeit Bern 1980 (zit. Mathieu I)  
Bd.2: Studien zur Gesellschaft, Chur 1983 (zit. Mathieu II)
- Mirer, E., Das Armenwesen des Kantons Graubünden, Freiburg 1922
- Moosberger, H., Die Bündnerische Allmende, Zürich 1891
- Müller, I., Zur Geschichte des Vorderrheintales im ausgehenden 18. Jahrhundert, in: BM 1962, S. 149-187
- Zur Disentiser Wirtschaftsgeschichte 1826 - 1846, in: BM 1965, S. 121-141

- Müller, I., Das Bündner Oberland und die Abtei Disentis zu Anfang des 19. Jahrhunderts, in: BM 1965, S. 187-226, 233-263
- Geschichte der Abtei Disentis, von den Anfängen bis zur Gegenwart, Zürich 1971
- Muoth, G.C., Die Thalgemeinde Tavetsch, Ein Stück Wirtschaftsgeschichte aus Bünden, in: BM 1898, S. 8, 33, 74, 97
- Niederer, A., Bäuerliches Erbrecht, Kommentar zur Frage 47, Atlas der schweiz. Volkskunde, Kommentarband 1968, 7. Lieferung, S. 570-599
- Gemeinwerk im Wallis, Basel 1956
- Peyer, B., Demographische Betrachtungen zum Wandel eines alpinen Randgebietes im Tessin (Aquila), unveröffentlichte Lizentiatsarbeit Zürich 1983
- Pfister, S., Sur la carschen e digren della populaziun el Grischun, in: ASR 28, 1914, S. 34-99
- Pfister, Chr., Auswirkungen von Klimaverlauf und Modernisierung auf Bevölkerung und Landwirtschaft 1525 - 1860, 2 Bde., Bern 1984 (zit. Pfister I)
- Pieth, F., (Hg.) Die Auswanderung vor 100 Jahren, in: BM 1855, in: BM 1944, S. 55-66
- Bündner Geschichte, Chur 1945
- Pieth, F., und Hager, K., Pater Placi a Spescha; Sein Leben und seine Schriften, Bern 1913
- Poncioni, M., Von Ziegen, Alpen und Schokolade, Das Tessiner Bergdorf Aquila: Landwirtschaft und Auswanderung im 19. Jahrhundert, unveröffentlichte Lizentiatsarbeit Zürich 1983
- Simonett, Chr., Die Bauernhäuser des Kantons Graubünden, 2 Bde., Basel 1965
- Simonett, J., Transitverkehr und sozialer Wandel am Beispiel der Bündner Täler Schams und Rheinwald in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, unveröffentlichte Lizentiatsarbeit Zürich
- Soler, R.A., Veglias isonzas alpestras en surselva, in: Ischi, Organ della Romania 21, 1928, S. 241-264
- Spescha, G., Die Entwicklung der wirtschaftlichen Verhältnisse der Abtei Disentis im 18. Jahrhundert, Freiburg 1955
- Spinas, Chr., Der Sammler und der neue Sammler, zwei bündnerische ökonomische Zeitschriften, Freiburg 1967
- Sprecher, J.A.v., Kulturgeschichte der Drei Bünde im 18. Jahrhundert, bearbeitet und herausgegeben von R. Jenny, Chur 1976 (zit. Sprecher/Jenny)
- Schelbert, L., Einführung in die schweizerische Auswanderungsgeschichte der Neuzeit, Beihefte der Zeitschrift für schweizerische Geschichte 16, Zürich 1976
- Steinhauser, M., Sozialer Wandel in Ilanz und im Bündner Oberland 1900 - 1914, unveröffentlichte Lizentiatsarbeit Zürich 1979
- Theus, A., Systematische Untersuchungen der bündnerischen Bevölkerungsverschiebungen, deren Ursachen und Folgen, Chur 1938
- Tomaschett, P., Der Zehntenstreit im Hochgericht Disentis 1721 - 1738, Ein Beitrag zur Bündner Politik und Wirtschaftsgeschichte im 18. Jahrhundert, Freiburg 1954
- Surselva, Bündner Oberland, Disentis 1977
- Uordens da vischnaunca, in: Fontaunas da dretg sursilvanas, 1. Medel: ASR 90, 1977, S. 211-282, 2. Mustér: ASR 93, 1980, S. 161-291
- Venzin, G.A., Las alps de Tujetsch, in: Glogn 14, 1940, S. 48-56
- Weiss, R., Das Alpwesen Graubündens, Wirtschaft, Sachkultur, Recht, Aelplerarbeit und Aelplerleben, Zürich 1941
- Häuser und Landschaften der Schweiz, Zürich 1959
- Grundbesitz der Gemeinde, Allgemeine Einleitung zu Karte I 95 - 98, in: Atlas der schweiz. Volkskunde, Kommentarband 1968, 7. Lieferung, S. 537-569
- Wenzel, H.J., Die ländliche Bevölkerung, in: Materialien zur Terminologie der Agrarlandschaft, Giessen 1974
- Wettstein, E., Zur Anthropologie und Ethnographie des Kreises Disentis, Zürich 1902